Heinrich Zschokke's

ausgewählte

Historische Schriften.

In sechszehn Theilen.

Dritter Theil.

Beschluß der Geschichte vom Kampf und Untergang der Schweizerischen Berg- und Waldkantone. — Metapolitische Ideen. — Geschichtliche Bemerkungen zu dem Nibelungen-Liede. — Vom Meinungskampfe des deutschen Volkes im neunzehnten Jahrhundert.

Zweite verbesserte Auflage.

Aarau 1830.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Geschichte
vom
Kampf und Untergang
der
schweizerischen
Berg- und Waldkantone,
besonders
des eidsgenössischen Kantons Schwyz im J. 1798.

(Beschluß.)

Drittes Buch.

1.

Die Hirten der schweizerischen Alpen, im Gefühle ihrer Unschuld, glaubten Anfangs sich wirklich vor Frankreichs Ansprüchen geborgen. Zwar nährten sie geheimen Abscheu vor jenem Volke, welches seine Freiheit mit namenlosen Gräueln besudelt hatte, aber sorgfältig vermieden sie, den furchtbaren Nachbar zu reizen. Die Geschäftsführer der Berg- und Waldkantone hofften indeß, indem sie sich, so wenig als möglich, in Frankreichs Hader mit den Aristokratien mischten, daß der Untergang von diesen das Ende des traurigen Spieles werden würde. — Doch gab ihnen der Anblick der fränkischen Uebermacht und die Leichtigkeit, mit welcher durch Waffengewalt auch der übrige Theil der Schweiz unterjocht werden könnte, so wie das bedeutungsvolle Ausstreuen einer neuen helvetischen Staatsverfassungs-Urkunde, schauderhafte Ahnungen.

Schwyz blieb nicht länger gleichgültig. Es wollte Beruhigung über sein Schicksal. Es

räumte freiwillig in offener Landesgemeinde den letzten Anstoß hinweg, welcher ihm Gefahr bringen konnte, und erklärte alle Angehörige, die noch nicht ausdrücklich freigelassen worden waren, unabhängig.*) Es lud die Nachbarn von Uri, Unterwalden und Glarus zu einer Unterredung in Brunnen ein**), sich über eine Gesandtschaft an den fränkischen Oberbefehlshaber, und über allfällige Rüstung zur Vertheidigung zu berathen.

Schon hatten Unterwalden ob dem Wald und Luzern für sich an den französischen Feldherrn die Frage ergehen lassen: ob sie von Seite Frankreichs Anmuthungen zu befürchten hätten?

Hier folgen die ziemlich gleichlautenden Antworten, welche der bevollmächtigte General beiden Ständen gab:

An Luzern schrieb er: „Die große Nation hat nicht aufgehört, Beweise zu geben, wie sehr sie die Bande schätze, welche sie mit dem Kanton Luzern vereinigen. Sie hat keine Befehle zu Feindseligkeiten gegen diesen Stand ertheilt; im Gegentheil wünscht die große Nation ihre alten Verbindungen mit dem Kanton Luzern zu erhalten, überzeugt, daß selbiger durch seine Liebe zur Frei-

*) Landesgemeinde. Schwyz, 10. März.

**) Den 9. März.

heit würdig sein werde, den Namen: Nachkommen Wilhelm Tells, zu führen." *)

An Obwalden schrieb er: „Die große Nation hat noch nicht unterlassen, die Bande zu ehren, wodurch sie mit dem Kanton Unterwalden verknüpft ist. Auch hat sie zu keinen Feindseligkeiten gegen diesen Kanton Befehl gegeben. Die große Nation wünscht vielmehr, ihre alten Verbindungen mit dem Kanton Unterwalden beizubehalten." **)

Unter diesen Zusicherungen des Oberfeldherrn Brüne erwachte die Hoffnung der Eidsgenossen noch einmal.

Es versammelten sich die Gesandten der vier obenerwähnten Gebirgskantone zu Brunnen am See. Auch Zug trat ihnen bei. — Schwyz legte den Entwurf einer Zuschrift an Brüne vor, welcher genehmigt, und nach Bern getragen, dem Feldherrn überreicht wurde.

Folgendermaßen lautet die Zuschrift:

Bürger General! Die Repräsentanten der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden nid dem Wald, Zug und Glarus geben sich die Ehre, nach dem Auftrag ihrer Kommittenten,

---

*) Bern, 20. Ventose VI.

**) Bern, 20. Ventose VI.

nämlich ihrer Landsgemeinden, folgende ehrerbietige Vorstellungen zu überreichen.

Obwohl keiner aus uns sich jemals vorstellen könnte, daß es in den Grundsätzen der französischen Republik liegen möchte, die demokratischen Stände in jener Freiheit zu beeinträchtigen oder zu stören, welche die französische Nation auch der übrigen Schweiz zum Muster geben zu wollen scheint, so können wir Euch, Bürger General! dennoch nicht bergen, daß die Annäherung der französischen Truppen, die Ungewißheit ihrer Bestimmung, die Nachrichten, die sich verbreiten, auch unter uns wichtige Besorgnisse erregten; und wirklich würden wir die Schätzung der französischen Nation nicht verdienen, wenn wir einen geringern Werth auf jene Freiheit setzten, die uns das Blut unserer theuern Väter erworben, deren Andenken die französische Nation in ihren Schriften heute noch ehrt.

Mithelfer und Zeuge der siegreichen Bestrebungen Eurer großen Nation, wisset Ihr, Bürger General! am besten, was der Enthusiasmus der Freiheit bei einem freien Volke vermag.

Indessen haben alle diese Gerüchte, alle diese Besorgnisse das Zutrauen nicht schwächen können, das wir immerfort in die Gesinnungen der Gerechtigkeit der französischen Republik setzen.

Diese Gesinnungen sind es, die unsere Landsgemeinden bewogen, Repräsentanten an Euch,

Bürger General! abzuordnen, um Euch zu ersuchen, unsere Besorgnisse durch die aufrichtige und beruhigende Versicherung zu heben, daß die französischen Truppen unser Gebiet nicht betreten werden, und daß das französische Direktorium nicht gesinnt sei, die Religion, die Unabhängigkeit, die Freiheit und die Verfassung unserer demokratischen Stände zu stören; eine Verfassung, die wir alle wie eine gute Mutter lieben, die uns seit Jahrhunderten glücklich machte; eine Verfassung, welcher die Souverainität des Volkes und das Menschenrecht in all ihrer Reinheit und Kraft zum Grunde liegen, und welche daher mit den Grundsätzen der französischen Republik gänzlich übereinkömmt. Ein einziges Verhältniß, worin vielleicht die französische Nation eine Abänderung hätte wünschen mögen, war, daß einige demokratische Stände unter ihrem Volke noch Untergebene oder Angehörige zählten; allein unsere Stände haben keine Untergebene mehr. Sie sind frei, wie wir frei sind, so daß in unserer Verfassung kein Verhältniß mehr besteht, welches den Grundsätzen der französischen Republik widrig sein könnte.

Geruhet demnach, Bürger General! uns über die friedlichen und wohlwollenden Gesinnungen des französischen Direktoriums eine beruhigende Versicherung zu ertheilen, und überzeugt zu sein, daß wir sämmtlich nichts sehnlicher wünschen, als mit

der großen Nation im Frieden und gutem Wohlverständniß zu leben.

Empfanget von einem getreuen Bergvolke, das kein anderes Gut, als seine Religion und seine Freiheit, keinen andern Reichthum, als seine Heerden besitzt, die aufrichtige Versicherung, daß dies Volk sich eifrigst bestreben werde, der französischen Republik von seiner Anhängigkeit alle jene Beweise zu geben, die immer mit seiner Freiheit und Unabhängigkeit vereinbar sind.

Bürger General! genehmiget auch noch die feierliche Gelobung, daß unsere Stände niemals die Waffen gegen die französische Republik ergreifen, nie sich mit ihren Feinden verbinden werden. Unsere Freiheit wird unser Glück sein, und nur Pflicht, dieselbe zu vertheidigen, wird unsere Arme bewaffnen.

Möchten diese feierlichen Versicherungen uns jene gegenseitige Versicherung erwerben, die wir uns von Euch, Bürger General! ehrerbietig ausbitten; dann werden unsere Unruhen und Sorgen sich in jene Empfindungen der Freude und der Anhänglichkeit verwandeln, die wir der Regierung der französischen Republik und ihrem würdigen General unablässig widmen werden. *)

---

*) Bern, den 16. März 1798.

Brüne empfing die Abgeordneten der Waldkantone nicht nur mit ausgezeichneter Achtung, sondern löschte durch seine Antwort jeden Argwohn im Herzen der Besorgten aus.

Er erwiederte:

„Ich versichere die Repräsentanten der demokratischen Stände, daß bei den Ereignissen, welche die fränkische Armee, von den Berner Oligarchen gereizt, in die Schweiz zogen, die demokratischen Stände nicht aufgehört haben, die Freundschaft der fränkischen Republik beizubehalten, in deren Absichten es nicht gelegen, ihre Waffen auf euer Gebiet zu übertragen.“ *) — —

Die Waldstätte überliessen sich der angenehmen Täuschung, daß das Gewitter vorbeigezogen, und nur den Stolz der Aristokratien zu beugen, hergekommen wäre; um so mehr, da auch Zürich endlich durch den Vergleich zu Küßnacht am Zürichsee **) seiner Alleingewalt förmlich entsagt hatte. Denn die Waldstätte, besonders Schwyz, würden, sobald Zürich den äussersten Widerstand zu wagen entschlossen gewesen, der Stadt einen Beistand nicht haben weigern können, welchen sie

*) Bern, 26. Ventose VI.

**) Den 10. März.

ihr noch einige Wochen vorher*) freundnachbarlich zugesichert hatten.**)

Der einzige Gegenstand ängstlicher Besorgnisse konnte vielleicht noch der umhergebotene Entwurf zu einer einen und untheilbaren Republik in der Schweiz sein. Aber auch diese Furcht erlosch, als Brüne selbst eine rhodanische und eine helvetische Republik, und einen dritten Staat, Tellgau genannt, aus den Trümmern der Eidsgenossenschaft zu bilden verkündete. Zum Tellgau sollten die Gebirgskantone gehören, in ihrer alten Form und Weise. Ehrfurcht gegen jene Gegenden, welche die Wiege der europäischen Freiheit, das Vaterland der Helden war, welche Frankreich selbst in seinen Tempeln, öffentlichen Denkmälern und

---

*) Den 1. März.

**) Die Abgeordneten Abegg und Balth. Holdener von Schwyz, welche in die March gesandt waren, sie frei zu erklären und mit dem Kanton Schwyz zu vereinigen, hatten dabei durch einen eben so eigenmächtigen als unvorsichtigen Schritt ihren Stand gegen Zürich sehr bloßgestellt, indem sie der Marcher Landskommission vortrugen, daß Schwyz entschlossen sei, Zürich zum Einwilligen in die Begehren seines Landvolks zu bewegen, widrigenfalls aber die Stadt zum Wohl gesammter Schweiz mit den Waffen zu demüthigen. — Nie hatten die Abgeordneten zu solcher Erklärung Auftrag empfangen.

Gesängen ehrte; — gegen jene Gegenden, welche glücklich und muthvoll in uralter Freiheit lebten, schien den Gedanken an einen Tellgau geboren zu haben.

Doch nicht lange lebte dieser Gedanke. Mehrere Männer, welche die verlorne Stärke der Schweiz nur in ihrer unbedingtesten Einheit wieder zu finden hofften, bestritten den neuen Föderalismus. Brüne wankte. Als, bald nach bekanntgemachtem Scheidungsentwurf, ein aufgeklärter Helvetier zu ihm trat mit gründlichen Erinnerungen wider diese Trennung, hielt der Feldherr ihm lächelnd auf einem Teller zwei Wassertropfen dar. Durch eine Erschütterung von seiner Hand flossen sie beide zusammen.

Unerwartet daher für die Gebirgsstaaten erfolgte der Schlag, welcher sie in die eine und untheilbare Republik auflösen sollte.*)

Brüne erließ folgende Verkündigung:

„Kaum war die Trennung Helvetiens in zwei Republiken entschieden, welche mitten in den letzten Zuckungen der Oligarchie gegen die Freiheit und in der Gährung entgegengesetzter Leidenschaften verlangt wurde: so äusserte sich der Schmerz

---

*) Proklam. Bern, 22. März 1798. Bald nachher erfolgte des Regierungskommissär Lecarliers Proklam, gleichen Inhalts.

in allen Gemüthern, und der lebhafte Wunsch für die Vorzüge der republikanischen Einheit.

„Gerührt durch die mannigfaltigen Zeugnisse derjenigen, welche selbst diese Trennung begehrt hatten, stimme ich mit völligem Zutrauen zu den Wünschen für Einheit, da ich versichert bin, daß dieses Begehren aufrichtig sei.

„In Folge dessen werden die Deputirten, welche sich zu Lausanne in ein gesetzgebendes Korps vereinigen sollten, sich sogleich nach ihrer Erwählung gen Aarau begeben, um mit den Abgeordneten der übrigen Kantone das gesetzgebende Korps der einen und untheilbaren helvetischen Republik bilden zu helfen."

2.

Diese Verkündigung führte die Völker des schweizerischen Hochlandes plötzlich in den alten Sturm zurück, dem sie entronnen zu sein glaubten; sie ward das allgemeine Lärmzeichen zur kriegerischen Rüstung der fünf alten eidsgenössischen Stände von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Und obwohl sie das Mißverhältniß ihrer Kraft zu der Uebermacht des fränkischen Kolosses fühlten, erschien ihnen ihr Recht doch immer größer, denn jede Gewalt. Nichts aber kann den beugen, der für sein Heiligthum zu sterben entschlossen ist. Alles gibt dem edeln Stolze gleiche Nahrung, und

entflammt die Sehnsucht, wenn auch verkannt von unwürdiger Zeitgenossenschaft, doch nicht ohne Werth unterzugehen vor den Augen einer gerechtern Nachwelt.

Nun sich Frankreichs Brigaden den Seen und Vorbergen der hohen Alpen feindlich näherten, konnten die Hirten des unbezwungenen Gebirgs dem fremden Krieger sagen, wie der alte Scythe an den Ufern des Tanais dem Alexander von Macedonien: „Was haben wir mit dir? Nie betraten wir dein Land. Wer du seist, von wannen du kömmst, ist, dessen unkundig zu bleiben, dem Wald- und Oedenbewohner nicht gegönnt? Wir können weder irgend Einem unterthänig sein, noch mögen wir herrschen. Damit du aber die Scythen kennst, wisse: wir haben, als Gabe, empfangen Jochstier, Pflug, Pfeil und Trinkschaale. Deren bedienen wir uns mit Freunden und wider Feinde.“ *)

Uri rief zuerst seinen Bundesverwandten in den Gebirgen zu, Alles eher dahinzugeben, denn die alte Staatsverfassung, „dies theure Erbtheil von den Vätern.“

Schwyz, von gleichen Empfindungen beseelt, ermahnte den Vorort Uri, ohne Zeitverlust, Unter- und Obwalden, Zug und Glarus, selbst, wenn man es gut finden sollte, Appenzell und die alte

*) Q. *Curtius.* L. 8. c. 8.

St. Gallische Landschaft, welche durch eigene Boten an Schwyz schon ähnliche Wünsche zu erkennen gegeben, zu einem eidsgenössischen Zusammentritt einzuladen *). Es war die Frage: ob man, von Fremdlingen befehligt, die alte, durch das Blut der Väter eingeweihte, Verfassung ohne Widerstand dahin geben, oder die Ehre des bisher ungeschändeten Schweizernamens bis zum Tode behaupten wolle?

Das Einladungsschreiben des Vororts lief durch die hohe Schweiz. Alle Völkerschaften regten sich. In allen Gebirgswinkeln ward es laut. Greise und Kinder dürsteten nach Streit. Der Eifer war so groß, daß selbst die Weiber, ihres Geschlechtes Schwäche uneingedenk, sich zum Kampf erboten.

Es war am ersten Tag des Aprilmonds, da erschienen die Abgeordneten der fünf alten Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus) im Flecken Schwyz. — Nur Unterwalden kam am spätesten. Denn das Volk nid dem Walde war durch Parteiungen getrennt. Ein Schreiben von Luzern, reich an großen Beweggründen, hatte hier die Gemüther eine Zeitlang wankend gemacht zwischen Annahme des Neuen, oder Vertheidigung des Alten. — Schwyz, kaum von seiner Bundesbrüder Unentschlossenheit belehrt, sandte sogleich

*) Schwyz an Uri, den 26. März.

Boten dahin, die „ältesten Mit-Landleute und Brüder zu beschwören, daß sie in diesen über alles wichtigen Tagen nicht jene heiligen Bande der Bruderliebe zerreissen mögten, durch welche ehemals die seligen Vorväter beider Völkerschaften so fest und glücklich vereinigt waren.“ Doch die Boten von Schwyz hatten noch nicht die Ufer Unterwaldens berührt, als sie schon erfuhren, daß sich auch dieser Stand, nach einigem Zweifel, entschlossen habe, dem Kriegsbund der Berg- und Waldkantone beizutreten, und brüderlich mit denen unterzugehen, mit welchen sie so lange das Glück der vorigen Zeiten getheilt hatten.

Ein besonderer Umstand machte die erste Sizzung der fünf alten demokratischen Orte noch wichtiger, und wehte die Fahne der Begeisterung höher. Uneingeladen kamen auch Abgeordnete vom Toggenburg, Rheinthal und Sargans, welche alle die Begierde ihres Volks äusserten, sich an die fünf Stände fest anzuschliessen, zur Vertheidigung des Vaterlandes. Eben so trafen mit gleichen Wünschen die Abgeordneten von Appenzell Inner- und Ausser-Rhoden, der Landschaft und Stadt St. Gallen ein.

Die fünfortische Tagleistung aber, obgleich gerührt von diesen Zeugnissen hohen Gemeingeistes, wagte es doch, wegen mangelnder Bevollmächti-

gung, nicht, den Deputirten jener Völkerschaften in ihrer eigenen Mitte Sitz und Stimme zu geben. Auch wollte sie auf keine Weise dem fränkischen Heerführer, der jene Kantone schon namentlich zur neuen Republik eingetheilt hatte, den leisesten Vorwand zu Kränkungen gewähren. Man ließ sie also abgesonderte Sitzungen halten, und es ward beschlossen, daß jeder Theil eine eigene Denkschrift an das fränkische Direktorium abfassen sollte, welche aber dann in einerlei Ueberschlag und auf gleiche Weise nach Paris zu bringen wäre. Ausserdem ward Alles einig, die gegenwärtige Staatsverfassung mit Gut und Blut zu verfechten, wenn Gewalt für Recht ergehen würde.

Da die Tagleistung schon geschlossen war, meldeten sich auch Abgeordnete der Landschaft March, beauftragt, mit den fünfortischen Gesandten gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie erhielten aber, da die Beschlüsse einmal gefaßt waren, keinen Zutritt.

Die Unterwaldner ob dem Walde, während ihre Boten noch in der Reihe der Eidsgenossen zu Schwyz saßen, änderten aber plötzlich ihren Sinn. Das Volk von Obwalden, zwar im starken Gefühl seines Rechts, erkannte auch die unwiderstehliche Nothwendigkeit, früher oder später der überlegenen Macht weichen zu müssen. Bei der zärtlichsten Theilnahme am Schicksal der ältesten

Bundesverwandten empfand es zugleich die Pflicht, sich an die Mehrheit der schweizerischen Völkerschaften zu schliessen, und seine Selbstständigkeit (als kleiner Freistaat) dem Wohl des Ganzen zu weihen, und Bürgerkrieg zu meiden. Umsonst sandte das Volk nid dem Kernwald, umsonst Schwyz, abmahnende Botschaften an die Landesgemeinde von Sarnen *). Die Deputirten beider Stände wurden standhaft zurückgewiesen.

Als Obwalden seine Boten gen Bern sandte (wo Schauenburg nun, statt Brüne's, den Oberbefehl über die Frankenarmee führte), um die Annahme der neuen Staatsverfassung anzuzeigen, that auch Engelberg desgleichen. Dies hohe, von majestätischen Eis- und Schneegebirgen umschlossene Alpenthal, durch eine lange, wilde Felsenschlucht mit Nidwalden verbunden, war seit dem Ende des eilften Jahrhunderts Eigenthum einer dort gestifteten Abtei. Des Thales Einwohner, kaum mehr als zwölfhundert Seelen, obwohl sie ihr Gericht für bürgerliche Händel aus eigener Mitte besetzen durften, erkannten als Unterthanen von jeher die Oberherrlichkeit der Abtei. Glücklich in der einfachen Befriedigung ihrer Bedürfnisse, selbst ungereizt vom Beispiel der sie umringenden freien Völker, hatten die Thalleute nie

*) Sarnen ist der Hauptflecken in Obwalden.

den Versuch gewagt, jener milden Abhängigkeit zu entgehen. Aber Abt Leodegarius Salzmann, ein weiser, menschenfreundlicher Prälat, stand in diesen Zeiten nicht an, sich freiwillig seiner Hoheit zu begeben, und machte zur Krone seiner tausend Wohlthaten die Befreiung des Thales, welches ihn als Vater und Schutzengel zu ehren gewohnt war *).

Der Abfall Obwaldens erbitterte zwar die vereinten Gebirgsstaaten, aber schreckte sie nicht von der erwählten Bahn zurück. Mochte diese auslaufen zum Siege oder Tode, gleichviel, da beide Lorbeern trugen.

Schon am fünften April zogen die Gesandten der Eidsgenossen nach Bern, um von da nach Paris, der weltgebietenden Stadt, zu eilen **). Als sie zum General Schauenburg und dem Regierungs-Kommissär Lecarlier gekommen waren, foderten sie die nothwendigen Pässe zur Fortsetzung

---

*) Schreiben Abt Leodegars an Mengaud. Engelberg den 1. April.

**) Es waren Statthalter Alons Müller von Uri, Landammann Ludwig Weber von Schwyz, Landammann Zweifel von Glarus, wie auch die von Appenzell und übrigen Landschafts-Deputirten, Landshauptmann Jos. Blum von St. Gallen, und Pannerherr Joh. Jak. Mesmer von St. Gallen.

ihrer Reise, und baten um Fürsprache und Unterstützung.

Es war zu spät. Lecarlier und Schauenburg hatten schon Auftrag, den halbzerstörten eidsgenössischen Staatskörper in eine unzertheilte Republik zu verwandeln. Es war also nur darum zu thun, Gründe zu finden, den Befehl zu vollziehen.

Daran mangelte es nicht lange. Die Schwyzer Landleute nährten Groll gegen Luzern, welches sich zur Untheilbarkeit der Schweiz bekannt, und den helvetischen Freiheitsbaum errichtet hatte in allen Dörfern. Die Grenzorte des Schwyzer und Luzerner Kantons, in täglichem Verkehr mit einander, blieben bei der Geschiedenheit der Meinungen über das Schicksal der Schweiz nicht ohne lärmende Auftritte. Zu Greppen im Kanton Luzern wurde der Freiheitsbaum aus dem Boden gerissen, und das dreifarbige Fähnlein der werdenden helvetischen Republik im wilden Triumph nach Küßnacht, am Waldstätter-See, entführt. In andern Gegenden vereinte der Luzerner Landmann seine Stimme mit dem Schwyzer gegen die Stadt Luzern. Es war umsonst, daß Schwyz dagegen Warnung und Strafe verkünden ließ. Allzu unbändig war des Volkes Grimm. Schauenburg und Lecarlier aber nahmen daraus Vorwand, die der helvetischen Vereinigung abgeneigten Kantone als feindlichgesinnte zu erklären.

Sie verweigerten daher den Abgeordneten in Bern die Päſſe auf Paris, und wieſen ſie mit Kälte zurück. — Die Denkſchriften erreichten alſo Paris nicht. Verloren aber ſollen ſie darum nicht der Nachwelt ſein. Sie bezeichnen den Geiſt des Eidsgenoſſen, der auf ſein Recht mit gerechtem Stolz gelehnt, die Sprache brüderlicher Zuverſicht zu den Häuptern eines neuen, übermächtigen und übermüthigen Freiſtaates redete.

Alſo lautete das Schreiben an Lecarlier, den franzöſiſchen Geſchäftsträger:

Die Volksrepräſentanten der älteſten demokratiſchen Stände der Schweiz, einerſeits durch die wichtigen vorgehenden Veränderungen in bange Sorgen geſetzt, anderſeits durch die großmüthigen Geſinnungen, welche die franzöſiſche Republik gegen die freien Volksregierungen immer geäuſſert hatte, wieder aufgemuntert, hatten eben in dem Hauptflecken Schwyz ſich geſammelt, einander ihre Gedanken mitzutheilen, ſich brüderlich über Mittel und Wege zu berathen, die ſie anzuwenden und einzuſchlagen haben möchten, um ihre freie Volksverfaſſung beibehalten zu können, deren Verluſt das gute Volk dieſer friedlichen Thäler in einen Zuſtand von Troſtloſigkeit und von Verzweiflung verſetzen würde; in unſern Berathungen vorzüglich durch unſer unbegrenztes Vertrauen auf die gerechtigkeitsvollen Empfindungen des Vollziehungs=

Direktorium der französischen Republik geleitet, war das Resultat derselbigen beinahe schon dahin entschieden, ihre dringlichen Vorstellungen über diese wichtige Angelegenheit durch Abgeordnete aus ihrer Mitte dem Vollziehungs-Direktorium überreichen zu lassen; als zu eben dieser Zeit auch die Volksrepräsentanten der schweizerischen Stände und Orte, Appenzell, Stadt und Landschaft St. Gallen, Toggenburg beider Religionen, des Rheinthals und Sargans, an dem Ort unserer Zusammenkunft eintrafen, über den gleichen Gegenstand sich mit uns zu berathen.

Obwohl ihre Verfassungen der unserigen ähnlich sind, und gleiche Besorgnisse sie zu uns herführten, hielten uns doch Verschiedenheit der Beweggründe und andere Betrachtungen ab, unsere Vorstellungen mit den ihrigen in eine Bittschrift zu fassen. — Billig aber würden wir den Tadel eines jeden Rechtschaffenen zu verdienen besorgt haben, wenn wir eidsgenössische Brüder von eben dem Schritte hätten abwendig machen wollen, durch den wir das Ziel unserer Wünsche am sichersten zu erreichen hofften.

Auch sind wir überzeugt, daß weder Ihr, Bürger Geschäftsträger, noch das Direktorium es uns nicht verdenken werden, wenn wir diese Stände nicht zu hindern suchten, ihre Vorstellun-

gen mit der unserigen der hohen Behörde überreichen zu lassen.

Unterdessen machten wir es uns zur Pflicht, Euch, Bürger Geschäftsträger, auch von dem Umstand bei diesem Anlaß zu benachrichtigen, wo wir uns die Ehre geben, Euch die Vorstellungsschrift mitzutheilen, die wir an das französische Direktorium zu erlassen die Freiheit nehmen.

Die Empfindungen der Menschenliebe und Gerechtigkeit, die vielen Beweise, die Ihr unserer Nation bereits hiervon gegeben, und Eure Kenntnisse von den Verhältnissen unserer demokratischen Stände sind uns so viele Bürgen, daß Ihr unsere ehrerbietigen Wünsche bei dem Direktorium zu unterstützen belieben, und Euch dadurch neuen Anspruch auf unsere Dankbarkeit erwerben werdet, die unauslöschlich sein wird, wie die Empfindungen der Verehrung, die wir Euch gewidmet haben.

Gegeben Schwyz den 5. April 1798.

Gruß und Hochachtung.

Unterzeichnet im Namen der Repräsentanten der Gemeinden und Räthe der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden unterm Wald, Zug und Glarus:

Weber, Landammann und Pannerherr.
Mod. Schueller, Alt-Landammann.
Joh. Anton Ulrich, Landschreiber des Kantons Schwyz.

Sendschreiben der fünf alten demokratischen Stände an das fränkische Vollziehungs-Direktorium in Paris.

Da sich die fränkische Republik als Freundin und Beschützerin des schweizerischen Volks erklärte, und die Souveränität desselben zu respektiren gelobte, schien ihre Absicht einzig dahin zu gehen, die Bestrebungen zu unterstützen, welche die Einwohner der aristokratischen Stände machen dürften, um in der Schweiz die Wiedergeburt jener ursprünglichen Freiheit zu bewirken, zu der unsere demokratischen Kantone den ersten Grund gelegt hatten.

Durch diese von der fränkischen Republik so laut geäusserten Grundsätze beruhiget, waren wir weit entfernt, auch nur zu vermuthen, daß es in den Gesinnungen der fränkischen Republik liegen möchte, in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit jene Volksregierungen zu stören, die sie den übrigen Völkern der Schweiz als ein ihren Wünschen und Bestrebungen würdiges Gut angepriesen hatte.

Unterdessen hatten doch die Annäherungen der fränkischen Truppen, die Ungewißheit ihrer Bestimmung, die Nachrichten, die uns zukamen, die Gerüchte, die sich verbreiteten, auch uns, die Bewohner dieser friedlichen Thäler, in nicht geringe Sorgen gesetzt.

Allein unser lebhaftes Vertrauen auf Eure ge-

rechtigkeitsvollen Gesinnungen, Bürger Direktoren, unser fester Glaube an die Uebereinstimmung Eurer Handlungen mit Euern Grundsätzen und Versicherungen, hatten unsere Besorgnisse wieder gemildert.

Von Euer Zuversicht belebt, ordneten wir aus der Mitte unserer Volksversammlungen Repräsentanten an Euern kommandirenden General Brüne nach Bern ab; derselben gefällige Aufnahme, die schriftlich und mündlich erhaltenen beruhigenden Zusicherungen, stillten vollends unsere Sorgen.

Kaum aber waren unsere Bekümmernisse gehoben, kaum hatten wir uns wieder der tröstlichen Hoffnung überlassen, als wir von der provisorischen Regierung in Solothurn den Entwurf der neuen helvetischen Konstitution und die Einladung zur Annahme derselben erhielten, und zugleich die Sage durch unser Land ging, daß alle Stände der Schweiz zur Annahme derselben sich zu bequemen hätten.

Wir finden keine Worte, die Bestürzung zu schildern, die diese auf den Zusammenfluß so vieler Wahrscheinlichkeiten gegründete Nachricht unter uns verbreitete.

Vergeblich würden wir Ausdrücke suchen, die Schmerzen zu beschreiben, mit denen uns diese Besorgniß erfüllte, die von unsern Vätern gestiftete Verfassung zu verlieren, die unserer Gemüths-

art und unserer Lage so angemessen ist, daß wir seit Jahrhunderten unter ihrem Schutze jenen Grad von Wohlstand geniessen, dessen unsere friedlichen Thäler empfänglich sind.

Erlaubt, Bürger Direktoren, daß wir Euch über den Entwurf, auch dieser unserer Volksregierung eine andere Form zu geben (wenn solcher in Euerm Vorhaben liegen sollte), in der ungekünstelten Sprache der Freiheit unsere Vorstellungen machen dürfen.

Erlaubet, daß wir freimüthig Euch fragen, was Ihr denn in dieser unserer Verfassung findet, das gegen die Grundsätze der Eurigen anstoße?

Könnte wohl ein Regierungsplan entworfen werden, nach welchem die Souveränität so ausschließlich in den Händen des Volks läge? wo zwischen allen Ständen eine vollkommenere Gleichheit herrsche? wo jedes einzelne Glied eine ausgedehntere Freiheit geniesse? — Wir tragen keine andern Fesseln, als die sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre; kein Joch drückt unsere Nacken, als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auflegen. — Anderwärtig mag dem Volk hierüber manches zu wünschen übrig gewesen sein.

Aber bei uns, bei den Abkömmlingen Wilhelm Tells, dessen Thaten für die Freiheit Ihr heute noch preiset, bei uns, die wir bis auf die-

sen Tag in ungestörtem Genuß dieser Verfassung geblieben sind, und für deren Beibehaltung wir, mit allem Nachdruck des Gefühls einer gerechten Sache, zu Eurer Gerechtigkeit reden, bei uns ist nur Ein Wunsch, nur der einstimmige Wunsch — bei der Verfassung bleiben zu können, die uns Vorsicht und Muth unserer Vätergegeben, — und welche Verfassung könnte wohl richtiger mit der Eurigen übereinstimmen?

Wir, das gesammte Volk dieser Länder, dessen Souveränität zu respektiren Ihr so oft versprachet — wir machen den Landesherrn unserer kleinen Staaten aus; wir setzen und entsetzen nach unserer Willkühr unsere Vorgesetzte; die Abtheilungen unserer Kantone erwählen unsere Räthe, die unsere Stellvertreter, die Stellvertreter des Volkes sind.

Dieses ist, Bürger Direktoren, in Kurzem der Inbegriff unserer Regierungsform — ruhet sie nicht eben auf der Grundlage, auf welcher die Eurige erbauet ist?

Wie solltet Ihr denn den Willen, oder je einen Beweggrund, je einen Vortheil haben können, diese unsere Verfassung und damit unser Glück zu zerstören?

Wenn auch die Macht dazu in Euern Händen liegt, wird wohl Eure Gerechtigkeit Euch gestatten, von derselben Gebrauch zu machen, um

bei uns an der Stelle unserer Verfassung eine Regierungsform einzuführen, deren Bestandtheile kaum der Hundertste unter uns zu begreifen im Stande ist?

Ein Berg- und Hirtenvolk, in unserm Ursprung immer den Einrichtungen und der Sitteneinfalt unserer Väter getreu, glücklich in unserm Mittelstand, zufrieden bei wenig Bedürfnissen, würden wir aus den beschränkten Einkünften unserer Länder kaum die Besoldung unserer nach der neuen Konstitution zu gebenden Stellvertreter zu bestreiten vermögen.

Diese Eingriffe in das Privateigenthum, und auch dieses würde in wenigen Jahren erschöpft sein, müßten in unsern Ländern allgemeine Verarmung erzeugen, und nie versiegende Quelle von Unruhen und Plagen werden.

Wundert euch demnach nicht, Bürger Direktoren, wenn diese traurige Gewißheit, wenn diese düstern Aussichten uns von der Annahme einer neuen Ordnung der Dinge zurückschrecken, die uns als eine Last vorkommt, deren Gewicht unsere Kräfte übersteigt.

Eure tiefe Politik, Eure genaue Kenntniß der Gemüthsart, der Lage und der Kräfte der Völker, die Euch umgeben, werden die Wahrheit unserer Vorstellungen unterstützen, und beredter

als wir wird Eure Menschenliebe für uns sprechen.

Eure große Nation, die ihre größte Ehrbegierde darin setzet, durch erhabene Thaten der Gerechtigkeit und des Edelmuths ihre Jahrbücher zu verherrlichen, könnte sie wohl ihre glänzende Geschichte durch den düstern Zug verdunkeln wollen, daß sie die Verfassung und das Glück eines friedlichen Volks zerstörte, welches ihr nie etwas Leides gethan, das weder den Willen noch die Kraft hat, ihr jemals schaden zu können?

Ferne, dieses zu fürchten, gewähren uns vielmehr Eure geäusserten Grundsätze die tröstliche Hoffnung, daß ihr die entworfene neue Verfassung nur jenen Völkern der Schweiz geben werdet, die solche verlangten, und daß Ihr mitten unter den Veränderungen, die ihr zu treffen im Begriffe stehet, jene Volksverfassung, welche die von Euch so oft gepriesenen Schweizerhelden gestiftet, als so viele bleibende Denkmäler Eurer Gerechtigkeit, ungestört zu lassen gesinnet seid.

Geruhet, Bürger Direktoren, uns noch einen holden Beweis Eures den Volksregierungen günstigen, großmüthigen Schutzes durch die Verfügung zu ertheilen: daß unsern Ländern die Verkehre mit der übrigen Schweiz frei, offen und ungehindert bleiben.

Geruhet besonders, durch die trostvolle Zu-

sicherung Eurer wohlwollenden Gesinnungen uns bald aus der quälenden Ungewißheit zu ziehen, in die wir versetzt sind; — dann werden unsere friedlichen Thäler von den Ausdrücken der Dankbarkeit und der Verehrung erschallen, die wir Eurer großen Nation — dieser mächtigen Freundin aller Völker, und ihren würdigen Vorstehern unabläßlich widmen werden.

Geben zu Schwyz den 5. April 1798.

Gruß und unbegrenzte Hochachtung.

Im Namen der Gemeinden und Räthe der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden nid dem Wald, Zug und Glarus:

Uri.	Schmid, Altlandammann. Schmid, Landshauptmann.
Schwyz.	Weber, Landammann Pannerherr. Schueller, Altlandammann.
Unterwalden unterm Wald.	Franz Ant. Würsch, Landammann. Zelger, Landshauptmann.
Zug von Stadt und gesammten Land.	Franz Joseph Andermatt. Karl Franz Kaiser. Anton Heß. Aloys Staub. Joseph Baumgarten.

Gemeinsamer Stand Glarus. { Zweifel, Landammann.
Felix Müller, Landstatthalter.

Dom. Anton Ulrich,
Landschreiber des Kantons Schwyz.

Schreiben des Volks von Appenzell, St. Gallen, Toggenburg, Rheinthal und Sargans an das fränkische Direktorium.

Bürger Direktoren!

Euer Beispiel hat die Völker aus ihrem Schlummer geweckt. Seitdem die große Nation die Freiheit wieder auf Erden zurückbrachte, ließ eine Völkerschaft nach der andern sich von diesem heiligen Feuer entzünden.

Und welche Empfindungen der Freude müssen nicht das Herz eines schweizerischen Patrioten durchströmen, wenn er daran denkt, daß die große Nation selbst den ersten Funken ihres Feuers sich vom Altar unsers Vaterlandes holte, da unsere Väter durch ihre Heldenthaten den ersten Stoß dem sklavischen Europa gaben.

Wir sind die Nachkommen dieser Väter, Bürger Direktoren, und, wie wir hoffen, nicht ganz unwürdige Nachkommen, da wir in diesen Tagen der allgemeinen politischen Wiedergeburt auch durch ein rühmliches Bestreben jene alte Freiheit wieder

herstellten, die unsere durch den Geist der damaligen Zeiten irregeführten Brüder uns einst wegnahmen; doch jetzt haben eben diese Brüder, die würdigen Söhne der Tellen, ihrer Väter, gewarnt vom Geiste unserer Zeit, sich selbst vor den Augen der Nachwelt dadurch geehrt, daß sie freiwillig einer Herrschaft über Brüder, die ihnen gleich an Rechten sind, entsagten.

Mit einem Wort, Bürger Direktoren, wir sind nun alle frei, nach dem Beispiel des demokratischen Kantons Appenzell, unsers Vorgängers auf dem Pfade der Freiheit, der schon über vierthalbhundert Jahre alle Vortheile der unveräusserlichen Menschenrechte genießt, und sich hier an unserer Spitze unterzeichnet, denn auch er wünscht mit uns in der alten demokratischen Verfassung bleiben zu können.

Aber wie wurden wir überrascht, als auf einmal eine uns bisher unbekannte Konstitution erschien!

Erlaubet uns, Bürger Direktoren, daß wir Euch hierüber unsere Empfindungen mit derjenigen Offenheit anzeigen, die sich für freie Menschen so wohl schickt.

Vor allem aus müssen wir fragen: warum will man uns demokratisiren? Ist unsere Verfassung nicht schon demokratisch genug? Ist unser Volk

nicht der einzige Souverän, der die Gesetze macht, und seine Obrigkeiten erwählt nach einem repräsentativen System, das schwerlich reiner ausgedacht werden könnte? Das sind Wahrheiten, die nicht zu widerlegen sind; wir hoffen daher, Bürger Direktoren, Ihr werdet unsern einzigen, unschuldigen Wunsch billig finden, daß wir in unserm Ruhestand bleiben, und uns regieren können nach dem Muster der Urväter, die Ihr so hoch schätzet, und unserer Brüder in den demokratischen Kantonen, die Ihr nicht weniger schätzet.

Ueberdies verträgt sich diese Konstitution allerdings nicht mit unsern Lokalverhältnissen, Naturanlagen, Karakter, und besonders jener einfachen Armuth, die für ein Hirtenvolk ein wahrer Reichthum ist; denn sie ist eigentlich nur eine Einschränkung der künstlichen Bedürfnisse und die Zufriedenheit mit seinem Schicksal. Hingegen diese Konstitution, vielleicht anwendbarer auf reichere Länder, würde in wenigen Jahren unsere ländliche Haushaltung zu Grunde richten. Und wäre dies nicht unser größtes Unglück, und das unerträglichste Leid, das man uns anthun könnte? Und Ihr solltet uns ein solches Unglück und den Ruin unserer Kinder durch eine gezwungene Annahme derselben Konstitution bereiten wollen?

Nein, das könnet Ihr nicht, Bürger Direk-

toren! Eure aufrichtigen und, daß wir so sagen, alt-fränkischen Gesinnungen (wir finden kein besseres Wort, uns angemessen auszudrücken), Eure republikanischen Grundsätze, Eure gerechten Maßregeln, Eure unverletzliche Gradheit, Alles schützt uns vor dergleichen Zumuthungen, die man uns in Zukunft machen könnte.

Hier in diesen wenigen Zeilen leset unser Verlangen, unsere Wünsche und unsere Hoffnungen. — — Werdet Ihr uns erhören? Ja, Ihr werdet es — — und dann werden auch wir nicht aufhören, in Euch und in der großen Nation, deren Stelle Ihr so würdig vertretet, die unerschütterliche Stütze der schweizerischen Freiheit zu verehren.

Schwyz, den 5. April 1798.

Republikanischer Gruß und Achtung.

Die Kantone, Landschaften und das Volk von Appenzell Inner- und Ausser-Rhoden, Landschaft und Stadt St. Gallen, Toggenburg, Rheinthal und Sargans, und in deren Namen die Repräsentanten:

Bischofberger, Spieß, Künzle, Meyer, Bolt, Dudly, Gschwend, Bernold.

3.

Als die Abgeordneten der verbündeten Eidsgenossen unverrichteter Sache zu ihren Heimathen zurückgekommen waren, nahm die Wuth des Volks überhand. Vom Waldstätter- bis zum Boden-See, durch die ganze Kette der Hochgebirge wildes Geschrei. In furchtbarer Begeisterung predigten Väter und Mütter ihren Kindern den Tod für's Vaterland. Mönche verliessen ihre Zellen, Hirten ihre Heerden. Jene riefen den Fluch des Himmels über die Mörder der Freiheit und Religion; diese sprachen Prophezeihungen. Die erhitzte Einbildungskraft sah Wunder und Zeichen. Die Tage von Morgarten und Näfels schienen wieder angebrochen zu sein; Frankreich stand nun an der Stätte Oesterreichs; der Freiheitsbaum war es wieder, vor welchem sich die Tellen beugen sollten, wie vor Jahrhunderten geschehen, und der fränkische Heerführer mit seinen Gefährten war der verabscheute Geßler mit den tirannischen Landvögten.*)

---

*) In den Gemälden, weit älter als die fränkische und helvetische Revolution, ist Wilhelm Tell immer in die helvetischen Nationalfarben (grün, roth und gelb) gekleidet. Aber seltsam ist's, daß dabei der verhaßte Landvogt Geßler mit seinen Gesellen in der fränkischen Nationalfarbe (roth, blau

Lecarlier und Schauenburg, unbekümmert um die Verzweiflung der Gebirgsvölker, eilten ihr Werk zu vollenden. Der Regierungs-Kommissär schrieb an die Bewohner der Kantone Schwyz, Zug, Uri, Glarus, Appenzell, Nidwalden, und an die Bewohner der Stadt und Landschaft St. Gallen, so wie auch an die Distrikte, welche den neuen Kanton von Sargans ausmachen sollten: *)

„Bürger, ich habe Euern Abgeordneten den ausdrücklichen Willen des fränkischen Direktoriums zu erkennen gegeben. Sie werden Euch denselben mittheilen. Ihm widerstreben zu wollen, wäre Euerm Interesse, wäre der Klugheit entgegen gehandelt. Euer Wohl, Eure Ruhe erfordern die innigste Vereinigung mit den übrigen Theilen der Schweiz; der gesellschaftliche Vertrag, der Euch an denselben anschliessen soll, ist Eurer Lage angemessen. Sollte er auch hin und wieder einiger Berichtigungen bedürfen, so wird die neue gesetzgebende Versammlung dieselben ausführen. Bür-

---

und weiß) erscheint. In Wilhelm Tells Kapelle zu Bürglen in Uri und andern Orten sieht man dies noch jetzt; vielleicht daß mancher Landmann daraus böse Deutung gezogen.

*) Bern, Hauptquartier, 22. Germinal VI. (11. April 1798.)

ger! Man hat Euch gegen die neue schweizerische Verfassung einzunehmen, man hat sie Euch mit den häßlichsten Farben zu schildern gesucht. Menschen, die ihrem Privatinteresse das Glück und die Ruhe des Vaterlandes aufopfern wollen, haben Euch gesagt, diese Verfassung benehme Euch Eure Freiheit, schränke Euern Handel, eure Viehzucht ein, überlade Euch mit öffentlichen Abgaben, und zerstöre die Gewissensfreiheit. Ich will Euch mit Wahrheit und Offenherzigkeit über alle diese Punkte belehren.

„Die Souveränität bleibt immer in den Händen des Volks, weil die Wahlmänner, welche die öffentlichen Beamten ernennen, durch dasselbe gewählt werden müssen. Diese Regierungsform, indem sie dennoch demokratisch bleiben wird, hat unter andern den Vortheil, Unordnungen und Zügellosigkeiten zu verhindern.

„Die neue Verfassung, weit entfernt, Euern Handel und Eure Viehzucht einzuschränken, wird Euch neue Ansprüche auf Frankreichs Freundschaft geben, und Euch mit der großen Republik neue Hilfsquellen eröffnen. Die Abgaben werden nicht im Verhältniß mit den öffentlichen Beamten, die Ihr zu ernennen habt, und die aus dem allgemeinen Schatz bezahlt werden, sondern nach Eurer Lage und Euern Hilfsmitteln erhoben. Da ferner die Verfassung ausdrücklich die Gewissens-

freiheit festsetzt, so ist jeder Zusatz in diesem Betreff überflüssig.

„Ich glaube nun die Haupteinwürfe gegen die neue schweizerische Verfassung auf eine Art beantwortet zu haben, die mich hoffen läßt, Ihr werdet durch ihre Annahme Euch die unzählbaren Uebel ersparen, die im entgegengesetzten Fall Euch bedrohen, und eine längere Weigerung Euch unfehlbar zuziehen würde.

Lecarlier."

Schauenburg, als Krieger, begleitete mit dem Schwerte diese Lehre. Am gleichen Tage verkündete er in einem Flugblatt: daß Priester und Obrigkeiten der Landschaften St. Gallen, Toggenburg und Appenzell, so wie auch der Kantone Zug, Glarus, Uri, Schwyz und Nidwalden, mit ihren Köpfen für die öffentliche Sicherheit haften sollten, und daß, wenn binnen zwölf Tagen nicht in diesen Ländern die Urversammlungen über Annahme der neuen Verfassung zusammengerufen sein würden, die Priester und die Regierungen als Mitschuldige der schon gestürzten Oligarchen angesehen und behandelt werden sollten. *) Des Zweckes aber noch gewisser zu sein, und den Gebirgen ihre Abhängigkeit von der Ebene,

*) Hauptquartier Bern, 22. Germinal VI.

bei jedem Versuch einer Trennung, fühlbarer zu machen, verordneten die französischen Machthaber zugleich eine strenge Sperre gegen das Hochland.

Weit entfernt, den Trotz der Bergbewohner zu beugen, reizten alle Drohungen nur derselben Wuth und Stolz. Seit Jahrhunderten von den europäischen Mächten, als selbstständige Freistaaten, mit Würde behandelt, hörten sie sich hier von einem Geschäftsträger der fränkischen Regierung Rebellen und Schwärmer genannt. Frankreich, welches selbst nach dem Vorbilde der schweizerischen Republiken Freiheit und Rechtsgleichheit verkündet hatte, kam, das Vaterland Tells zu verwüsten, welches seine Freiheit nicht auf einen Machtspruch des Fremdlings hingeben wollte; Frankreich, welches nur Krieg den Thronen, Frieden den Hütten gepredigt hatte, erschien mit gewaffneter Faust vor den armen Dörfern jener Hirten, deren Glückseligkeit längst beneidenswürdig hieß; — Frankreich, welches noch vor wenigen Wochen den Demokratien Frieden und Dauer der Freundschaft verhieß, und daß es die Bande nicht brechen wolle, welche die schweizerischen Hirtenstaaten mit der großen Republik vereinten, fiel die Getäuschten an, welche, wenn nicht vom Sittlichkeitsgefühl der fränkischen Machthaber, doch von ihrem Stolze erwartet hatten, daß sie

neben Waffenübermacht sich niedriger List schämen würden.

Nicht weit von da, wo der Muttastrom zwischen hohen Ufern aus dem rauhen Waldthale hervorrauscht, in einer romantischen Gegend unter niedrigen Hügeln, im Angesichte des ungeheuern Gebirgskranzes, welcher das Hauptthal von Schwyz umrankt, ist ein erhabenes Plätzchen, von den Zweigen uralter Bäume überschattet. In der Nähe liegen die Hütten von Ibach und seine Brücken über den Strom. Eine Viertelstunde ferner der Hauptort des Freilandes am Fuße des prächtigen Haggen=Bergs. Dort war der Ort, wo sich seit Jahrhunderten alljährlich das freie Hirtenvolk von Schwyz zu versammeln gewohnt war, in offener Landsgemeinde über des Vaterlandes Angelegenheiten zu sprechen; dort hatte die Vorwelt ihren Freiheitsschwur geschworen unzähligemal; dort fühlte sich der Schweizer in seiner Kraft, in seinem Stolze, in seiner Glückseligkeit, — und dort war es, wo nun am 16. April des Jahrs 1798 die Staatsbürger über Auflösung ihrer alten Verfassung befragt wurden. Sie hörten den mündlichen Bericht ihrer nach Paris verordnet gewesenen Gesandten; sie hörten die Proklamationen der gebieterischen Befehlshaber der Franken.

Das Entsetzen schien einen Augenblick alle Zungen zu lähmen. Eine fürchterliche Stille

herrschte über den Tausenden. Keiner konnte den Gedanken fassen, daß es möglich sei, so zu fordern, noch weniger, solcher Forderung zu entsprechen. Seit einem halben Jahrtausend des Glücks unbeschränkter Freiheit genossen haben, und es aufopfern sollen in einem Augenblick, auf das Zürnen eines Ausländers hin — sich entschlagen einer Landesverfassung, die jeder als den Quell seines Wohlstandes, seines Lebensgenusses, als das schönste Erbtheil seiner Ahnen ansah, welches einst auch wieder die beste Hinterlassenschaft für den Enkel sein sollte, — ein Kleinod vertauschen, schon lieb und heilig, weil es, mit Heldenblute errungen, von den Vätern stammte; vertauschen, unter Bedrohung von Waffen- und Hungertod, gegen ein Gut, so Niemand kannte, und das in den blutigen Händen des schrecklichen Gebers am wenigsten lockte — dies hätte das schlaffeste Volk nicht ertragen.

Eine furchtbare Raserei bemächtigte sich der Versammelten. Das Geschrei der Menge stieg gen Himmel. Jeder redete, keiner hörte mehr. „Wie, rief man, sind das jene so oft, so feierlich wiederholten Versicherungen von Freundschaft und Frieden? — Ist das die Freiheit, um welche wir die unsere dahingeben sollen? — Was haben wir dem Franken gethan, das er uns an will? — Das Blut unserer Väter, ist's vergebens geronnen? —

Haben wir nicht Blut, haben wir nicht Arme, nicht Herzen? —"

Mitten in diesem Sturme erhob sich die ganze Landsgemeinde. Das Volk schwur unter freiem Himmel zu Gott und allen Heiligen den feierlichsten Eid: „Gott allein sei unser Herr! wir dienen keinem andern! und wollen für Religion, Freiheit und Vaterland mit Freuden Leib und Leben, Gut und Blut aufopfern; wollen lieber als Christen und freie Schweizer sterben, denn fremdes Joch unsern Kindern aufladen!"

In den Augen der Greise und der Jünglinge funkelten Thränen der Wuth und des Schmerzens. — Solche Thräne entehrt die Wange des freien Mannes nicht.

Das Volk warf seinen Fluch auf das „Büchlein von der neuen helvetischen Konstitution", und befahl, jeden, geistlichen oder weltlichen Standes, welcher öffentlich oder in geheimen Zusammenkünften diese Konstitution anrathen, loben, oder als gut auslegen würde, wie einen Staatsverbrecher zu greifen und dem Gerichte zu überantworten.

Das Land in Vertheidigungsstand zu setzen, ward ein Kriegsrath ernannt aus sechs Gliedern, bevollmächtigt, sich sechs andere Landleute, als Miträthe, beizuordnen. — Beim Vaterlandseid war Jedermann verbunden, den Befehlen des Kriegraths zu gehorchen in Allem. — Es ward fer-

ner verordnet, daß alle streitbare Mannschaft täglich in den Waffen geübt werden solle; daß die Uebrigen sich zum Schanzen bereit halten müssen. Allen Schwyzern ausser der Heimath, aber doch inner den Grenzen der Eidsgenossenschaft, wurde geboten, bei Verlust des Vaterlandes, nach Hause zu kommen.

Diese Landsgemeindenbeschlüsse wurden sofort vollzogen, und durch Eilboten an alle Stände und Landschaften versandt, welche bei der letzten Zusammenkunft in Schwyz ihr Wort der Treue und des Beistandes gegeben hatten. Sie wurden aufgefordert, sich zum Kampf zu rüsten, und Mitglieder zum schwyzerischen Kriegsrath zu senden.

Noch an demselben Tage erschienen mehrere Abgeordnete von dem obern und untern freien Amt, und aus dem Luzerner Kanton, die, laut Auftrag ihrer Gemeinden, den Wunsch äusserten, mit Schwyz gemeinsame Sache zu machen. Der heilige Eifer schien die ganze Schweiz zu beseelen, welche noch nicht von fränkischen Herren gelähmt war, und das Schicksal der Eidsgenossenschaft nur von einem großen, glücklichen Schlage abzuhängen, durch welchen alle Völkerschaften geweckt, zu gleicher Stunde gegen die Macht der Fremden auf vaterländischem Boden sich erheben würden.

Luzern hatte inzwischen, gemäß dem Befehle Lecarliers, gegen die Schwyzergrenzen zur verord.

neten Sperre Mannschaft ausgestellt, und ließ auf dem See zu gleichem Zweck ein bewaffnetes Schiff segeln. Darum sandte Schwyz das dritte Bataillon, nebst hundert Scharfschützen, unter Anführung des Hauptmanns Karl Fäßler, gegen die Grenzen bei Küßnacht.*) — Luzern fürchtete den Bürgerkrieg. „Wir haben nicht aufgehört, eure Freunde und gute Nachbarn zu sein, schrieb es an Schwyz: wenn wir uns gleich nicht dem Ansinnen des fränkischen Regierungskommissärs Lecarlier entziehen konnten, unsere Grenzen zu besetzen."

Schwyz antwortete: „Es kann die Ruhe bei uns nur hergestellt und befestigt werden, wenn ihr mitwirket, daß die Bande der eidsgenössischen Freundschaft nicht nur nicht aufgelöset, sondern durch Beibehaltung unserer Verfassung noch enger geknüpft werden."

4.

Die Seele des neuen Kriegsbundes gegen Frankreich war Schwyz. Hier war kein Wankens mehr in der Wahl zwischen Tod und Schande; hier kannte Niemand die Furcht, welche Frankreich der halben Welt für sich einzuflößen gewußt hatte; hier wog Niemand die Macht des Feindes gegen dessen Unrecht. — Hätte gleicher Heldengeist, gleiche Ein-

*) Den 18. April.

tracht alle Eidsgenossen beseelt, so würde Schauenburgs Heer sein unvermeidliches Grab in den Alpen gefunden haben.

Aber kaum alle diejenigen Landschaften und Kantone, welche noch vor wenigen Tagen zu Schwyz die feierlichsten Gelübde des Beistandes in Noth und Tod gethan, blieben dem Worte treu. Selbstsucht, Nebenvortheile, Eifersucht, Ortsgeist und alle andere Erbfehler des Bundeswesens trennten bald Kanton von Kanton, Dorf von Dorf. Nicht Schauenburgs Brigaden, sondern die Gebrechen der Eidsgenossenschaft zerstörten die Eidsgenossenschaft; auch ohne Frankreichs Zuthun war ihr Untergang gewiß.

Die Männer von Schwyz, ausgesandt, die Stimmung der Gemeinden in den obern und untern freien Aemtern zu erforschen, kamen mit frohen Botschaften heim. Sie brachten von den meisten Gegenden schriftliche Zusage, daß sie mit den fünf alten demokratischen Kantonen halten, und Wohl und Weh, wie Brüder, theilen wollten.

Nicht so aufmunternd lauteten die Botschaften von St. Gallen und Rheinthal, Toggenburg und Appenzell.

Die alte Landschaft St. Gallen erklärte, daß sie mit Freuden dem bundesmäßigen Ansuchen von Schwyz entsprechen würde, wenn sie nicht durch eigene Gefahr gebunden wäre.

Denn es hätte das benachbarte Thurgau die neue Verfassung angenommen, und mehrere hundert Mann gegen die St. Gallischen Grenzen ausgestellt. Sie selbst wäre kaum stark genug, ihr zehn Stunden langes Gebiet hinreichend zu schirmen.

Die Stadt St. Gallen stimmte ähnliche Klage an. Ihre eigene bedenkliche Lage mache ihr unmöglich, entfernten Freunden Hilfe zu widmen.

Das Rheinthal hatte in offener Landesgemeinde zwar dem Gemeindsbeschluß von Glarus beigestimmt, Freiheit und Unabhängigkeit mit Gut und Blut zu schirmen; aber einen Zuzug von Hilfstruppen könnte es den fünf Bergkantonen nicht senden, so lange es in Gefahr stände, von den Thurgauern überfallen zu werden, andererseits im Dunkeln wäre über den Entschluß von Appenzell, von Toggenburg, von der alten Landschaft und Stadt St. Gallen, dem Sarganserland, Gaster, Uzach und der Landschaft March. Wenn es für sich selbst beruhiget sein würde, wolle es gern den fünf Orten seine Völker senden; inzwischen begnüge es sich, zum Kriegsrath nach Schwyz zwei Hauptleute, als Mitglieder, abzuordnen. *)

---

*) Diese kamen zwar; der Kriegsrath der fünf Orte entließ sie aber sogleich wieder.

Das katholische Toggenburg berichtete, es könne nicht entscheiden, ob Beistand senden, bis seine Gemeinden bestimmt über Annahme oder Verwerfung der neuen Konstitution abgemehrt haben würden.*)

Appenzell schrieb: es habe mit Entschlossenheit wider den Wechsel der Staatsverfassung entschieden. Demungeachtet könne es an dem gemeinschaftlichen Kriegsentwurfe nicht Theil nehmen, theils weil es seiner Hauptleute keinen, zur Sendung in einen entfernten Kriegsrath, entbehren könne, theils vorher wissen möchte, wie Toggenburg gegen Appenzell gesonnen sei. Zudem hätten vier Gemeinden des Appenzells die neue Verfassung angenommen, und damit Zwiespalt und Verwirrung ins Innere gebracht.

So waren plötzlich viele der sichersten Hoffnungen der Waldstätte vereitelt. Nur die kleinen Gelände von Sargans und Uznach, Gaster und March blieben standhafter.

Sargans eröffnete, es wolle nicht lassen vom Bunde der Eidsgenossen, und mit seinen geringen Kräften die Sache des Vaterlandes vertheidigen helfen. — Uznach machte sich anheischig, einen Zuzug von 800 Mann zu schicken. — Gaster sandte wirklich, statt aller Antwort, seine vier

---

*) Es nahm die Konstitution an.

ersten Aufgebote gen Schännis, sich dem Heer der Bergkantone anzuschliessen.

So blieben sich im Augenblicke der großen Gefahr die fünf alten Orte von Uri, Schwyz, Unterwalden (nid dem Kernwald), Zug und Glarus ziemlich allein überlassen.

5.

Aber auch diese, mehr einzeln, für sich, als für das Ganze in Sorgen, schienen kein Verbindungsmittel ihrer Vortheile zu kennen. Es war ihnen mehr darum, Hilfe zu begehren, als zu leisten. Kein allumfassender Geist leitete sie. Sie fühlten nur das Bedürfniß ihrer Heimath.

Noch ehe der Krieg wirklich begann, bot Nidwalden schon den Beistand von Schwyz auf*), um gegen Obwalden gedeckt zu sein, welches, wie wir erzählt haben, der helvetischen Republik beigetreten war. Schwyz indessen ließ nicht vergebens rufen. Es sandte zwei Glieder des Kriegraths, die Lage der Dinge zu erkunden; verordnete das zweite Bataillon, so Alois Gwerder anführte, nach Brunnen am See, um bei jedem Wink gen Unterwalden schiffen zu können, und bot ausserdem noch Uri auf, für Unterwalden das Gleiche zu thun.

---

*) Den 17. April.

Uri zauderte. Dort waren die Führer des Volks zwistig, und in ihren Entschlüssen wankend. Dies Land, rings von ungeheuern Schneegebirgen und einem unsichern See begrenzt, schien, gegen jeden feindlichen Ueberfall verrammelt, durch eine Handvoll Helden gedeckt, sich selbst genug sein zu können. Darum zweifelte es lange, ob es eintreten solle in den ausserheimathlichen Krieg.

Diese Unentschlossenheit der ältesten Bundesgenossen verdroß den Feuergeist der Schwyzer, welcher, seiner eigenen Schwäche uneingedenk, die ganze Eidsgenossenschaft zu schirmen beschlossen. Er ließ keine Zwietracht im Innern reifen; sah kein Opfer mehr an, um Stärke gegen den Zerstörer der Eidsgenossenschaft zu gewinnen. Denn als die Bei- und Insassen von Schwyz den Wunsch blicken ließen, daß auch sie künftig mit den alten, eingeborenen Staatsbürgern von Schwyz gleicher Landesrechte theilhaftig sein möchten, indem sie doch jetzt gerüstet da ständen, für die Erhaltung derselben ihr Leben zu wagen, ward ihr Begehren unmittelbar erhört. Die vereinte Landesgemeinde*) selbst erklärte: „Alle Beisassen, welche zu den schwyzerischen Freifahnen schwören, mit ihnen für's Vaterland schon ausgezogen sind, oder noch ausziehen werden, sollen, nebst Kindern und Nach-

---

*) Den 18. April.

kömmlingen, als gefreite Landleute angesehen sein. Die aber nicht mitziehen, sollen um billigen Einkauf an die Kommission gewiesen werden, welche das Abgeschlossene der Maien-Landesgemeinde zur Bestätigung vorlegen wird. Auch die armen, gebrechlichen und unmündigen Beisassen sollen seiner Zeit billig bedacht werden."

Inzwischen waren von den Berg- und Waldkantonen die berufenen Mitglieder zum eidsgenössischen Kriegsrath in Schwyz erschienen. Unterwalden hatte den Meinrad Fäller und Jos. Maria Christen gesandt; Zug den Hauptmann Aloys Staub und Hauptmann Hürliman von Walchwylen; Glarus den Oberst Paravicini und seinen Sohn Emil. — Nur Uri beharrte in gefährlichem Schweigen — Niemand erschien daher, und selbst ein dahin gesandter Eilbote brachte nur ungewissen Trost.*) Mit Unwillen gemischtes Erstaunen füllte den Kriegsrath; doch Uri's Hand war ihm zu wichtig. Es eilten aus seiner eigenen Mitte mehrere Glieder dahin, das Volk zu bewegen, nicht länger in Abwehrung der Gefahr zu säumen, sondern Hilfe zu senden auf Unterwalden, und bevollmächtigte Abgeordnete zum gemeinsamen Kriegsrathe. — Der Schritt war nicht ganz vergebens. Wirklich be-

---

*) Den 19. April.

fehligte die Urner Landsgemeinde einige Mannschaft nach Nidwalden, und zwei Männer *) nach Schwyz, dem Kriegsrathe beizuwohnen.

Jetzt glaubten die vereinten Eidsgenossen, ihr Werk beginnen, ihren Plan zur Rettung der schweizerischen Hochgebirge entwerfen zu können. Alle Stimmen entschieden sogleich für Angriffskrieg. Da weigerten sich die Gesandten von Uri abermals, aus Mangel an nöthiger Bevollmächtigung von Seiten ihres Standes.

Nochmals war also der Kriegsrath gezwungen, Boten gen Altorf zu schicken. — Der Landrath von Uri aber antwortete: „Da er vernehme, daß man einen weitaussehenden, auf das Wohl oder Wehe des gemeinsamen Vaterlandes mächtigen Einfluß habenden Operationsplan entwerfen wolle: so habe er gefunden, daß man die begehrte Vollmacht nicht wohl ertheilen könne, um so weniger, da das von letztgehaltener Landesgemeinde dem Stand Unterwalden bewilligte Hilfsvolk nur zur Vertheidigung dieses Landes und zu keinen weitern Schritten bestimmt sei. Zugleich müsse er dem Kriegsrath zu Schwyz den Wunsch eröffnen, daß die

*) Landeshauptmann Schmid und Statthalter Aloys Müller.

Mitglieder von Uri in demselben so bald als möglich wieder entlassen werden möchten, da sie zur höchstnöthigen Veranstaltung eigener Vertheidigung in Uri fast unentbehrlich wären.

Die Eidsgenossen lasen das Schreiben, und entliessen mit kummervollem Herzen die Mitglieder von Uri.

Welche Ahnungen, welche Aussichten in die Zukunft, da, das Schwert der Gefahr über ihren Scheiteln, nichts die ältesten Bundesbrüder zur Einheit bewegen konnte!

6.

Der große Tag, welcher das Verhängniß der Schweiz enthüllen sollte, rückte näher. Die fränkischen Brigaden sammelten sich, und zogen in verschiedenen Richtungen gegen das Hochland der Schweiz, es aufzunehmen im Kampfe mit den Nachkommen Tells.

Erst jetzt empfanden die Eidsgenossen ihre Schwäche. Muth der Einzelnen mußte die Zahl ihrer Streiter, natürliche Gewandtheit ihren Mangel in Waffenübung, Begeisterung ihre Unkunde in Kriegskunst ersetzen. Der Beredsamkeit der Priester ward freie Bahn gelassen. Freifahnen wurden emporgepflanzt; der Tod unter ihnen verhieß der gläubigen Menge offene Pforten des Pa-

radieses.*) Vaterlandslieder, von kriegerischer Musik begleitet, wurden in Hütten und Feldern gesungen. Alles athmete Rache und Todeslust fürs Vaterland.

Das gesammte Heer der Eidsgenossen aber, welches sich den Franken entgegenstellte, stieg kaum über die Zahl von zehntausend Mann.

Mit dieser Macht wollte man es wagen, nicht nur die eigene Heimath gegen einen an Kunst und Stärke überlegenen Feind zu schirmen, sondern selbst die gesammte Schweiz zu erschüttern, die Völker derselben aufzurühren, die neu-helvetische Republik zu zertrümmern, und die alte Eidsgenossenschaft herzustellen. — Und wahrlich, ein einziger allgemeiner Sieg von ihrer Seite, eine einzige Niederlage der Franken, die damals vielleicht nicht dreißigtausend Mann anwendbarer Truppen in der Schweiz hatten, würde hingereicht haben, den verwegenen Plan auszuführen. Ueberall herrschte Mißmuth und Gährung gegen die Fremdlinge; überall wünschte man ihren Untergang. Nie fühl-

---

*) Freifahnen hießen solche Panner, unter denen sich allerlei Volks, so für die gleiche Sache dienen wollte, dem Heere anschließen konnte. Sie waren meistens mit Heiligenbildern geziert, und mit Inschriften, welche den katholischen Landmann zum Krieg ermuntern konnten, wie z. B.: Wer unter dieser Fahne streitet, hat vollkommene Absolution rc.

ten die helvetischen Völkerschaften ihre Blutsverwandtschaft und den alten Nationalstolz lebhafter, als in dem Zeitpunkt, da die Urkantone unerschrocken gegen die Franken auszogen. Selbst in vielen Freunden der Staatsveränderung glühte noch stärker die Liebe für Nationalehre, als für Staatsveränderung. Eine Umschaffung der Eidsgenossenschaft ohne fremde Einmischung war der Wunsch der größern Hälfte auch des schon umgeänderten Helvetiens. Die Flucht der Besieger Berns wäre das Lärmzeichen zum allgemeinen Aufstand der Landschaften und zur Vernichtung der Franzosen in allen Dörfern und Städten geworden.

So sehr auch den Eidsgenossen am glücklichen Erfolg ihrer ersten Schritte gelegen sein mußte, versäumten sie dennoch gleich Anfangs diejenigen Maßregeln, welche ihnen allein Bürge des Waffenglücks werden konnten. Während die Franken ihre Truppen von Bern ausdehnten bis an die Ufer der Thur, wäre es den Eidsgenossen leicht gewesen, mit Ueberlegenheit sich gegen einzelne Kolonnen des Feindes und in diejenigen Kantone zu werfen, welche nur ihre Ankunft erwarteten, um zu den Waffen zu greifen, und den Fahnen der Waldstätte zu folgen. Sie hatten dabei den offenbaren Vortheil der Gebirgskunde und sicherer Kundschafter voraus.

Statt dessen aber, wieder vom selbstsüchtigen Geist des Bundeswesens verführt, welcher die heimathliche Grenze gedeckt sehen wollte, mußte sich das Heer der kleinen Kantone in einer Linie von beinahe zwanzig Stunden ausgestreckt, auf allen Theilen schwach, der Uebermacht des Feindes entgegenstellen.

Der rechte Flügel, unter Anführung des Obersten Paravicini, stand an den Ufern der südlichen Spitze des Zürichsees *). Er sollte in den Kanton Zürich vordringen, so wie der Zuger Oberst Andermatt zugleich die freien Aemter besetzen würde. Beide hatten nachher bei Zürich und Bremgarten ihre Vereinigung zu bewirken.

Den Mittelpunkt des Heeres befehligte der schwyzerische Landeshauptmann Aloys Reding. Er sollte, um die beiden Flügel zu vereinen, die Stadt Luzern nehmen, und sich dieses ganzen Kantons versichern. Unter ihm standen 2400 Mann Schwyzer, 750 Zuger und Unterwaldner.

Der hohe, mit Waldung und fruchtbaren Wiesen bekleidete Brünig, das Grenzgebirge zwischen

---

*) Diese Kolonne bestand aus 600 Glarnern, 400 Mann von Sargans, 600 Mann von der March, 400 Mann aus dem Gaster, 200 Mann von Uznach, 500 Mann von Schwyz, und 600 Mann von andern Orten und den Höfen.

dem bernischen Oberlande und Obwalden, war zur Stütze des linken Flügels bestimmt. Dieser bestand aus 800 Nidwaldern, 600 Urnern, 400 Schwyzern, 54 Gersauern, 400 Glarnern, und späterhin gesellten sich auch 600 Obwaldner dazu. Major Hauser befehligte die gesammten Schaaren des linken Flügels. Er hatte den Auftrag, vom Brünig hinab ins Berner Haslithal einzufallen, und Brienz und Thun zu nehmen.

Die Eidsgenossen schickten sich zum Angriffe. Nicht müßige Zuschauerin wollte die reiche Abtei Maria-Einsiedeln bleiben. Aengstlich brütete sie über seit Jahrhunderten eingescharrten Schätzen, die bei der Niederlage des Waldstätterheeres ein Raub der Flammen zu werden drohten. Bisher hatte sie sich begnügt, den Kämpfern des Vaterlandes geistlichen Segen, Ablaß von Sünden, und Zeichen und Wunder zu spenden. Umsonst hatte Schwyz noch vor Kurzem Beistand aus den wohlgefüllten Kisten der Abtei gefordert. Jetzt, beim Anzug der Noth, entschloß sie sich freiwillig zu einer Kriegssteuer von tausend Louisd'or für die muthigen Vertheidiger des Altars. Sie bot all ihr Silbergeschirr dem Stande Schwyz, und die Vollmacht, Gelder nach Belieben gegen Verpfändung der Klostergüter zu entleihen.

Das ebene Helvetien, welches der neuen Verfassung gehuldigt hatte, sah unterdessen voll banger

Erwartung die gegenseitigen Rüstungen, und den Ausbruch eines Krieges, der, beim Siege oder Untergange der kleinen Kantone, nur thränenwürdige Folgen haben konnte.

Darum wandte sich das helvetische in Aarau versammelte Vollziehungs-Direktorium noch einmal mit ernstlicher Mahnung an die gewaffneten Waldstätte, vor Eröffnung des traurigen Schauspiels.

Also lautete des Direktoriums Zuruf:

„Es kann Euch nicht unbekannt sein, daß weitaus die größere Anzahl der vormaligen eidsgenössischen Staaten eine Verfassung, welche dieselben zu einer einzigen Nation vereinbart, angenommen, und in ihren wichtigsten Bestandtheilen schon wirklich in Ausübung gebracht hat; die eine und unzertheilbare Republik ist feierlich anerkannt und öffentlich verkündet; ihre ersten Gewalten sind in voller Thätigkeit, und die lebhaftesten Wünsche werden erfüllt sein, sobald die noch nicht vereinten Kantone sich zum brüderlichen Beitritte entschlossen haben. — Allein statt diese gehoffte Vereinigung nahe zu sehen, hat vielmehr das helvetische Direktorium mit innigem Bedauern erfahren, daß die Einwohner jener Kantone nicht nur für sich gegen die Einführung der neuen Staatsverfassung den lebhaftesten Widerstand äussern, und ihre Ohren aller Belehrung eines Bessern verschliessen,

sondern daß sie sogar die angrenzenden Kantone, die der helvetischen Republik beigetreten sind, von diesem mit Weisheit gethanen Schritt durch die entehrendsten Künste der Volksverführung, und nun auch selbst durch gewaltsame Mittel zurückzubringen, und in den Abgrund, den sie sich selbst bereiten, mit hineinzuziehen versuchen.

„Das Vollziehungs-Direktorium, von dem Zutrauen des Volkes, durch dessen Stellvertreter es gewählt ist, umgeben, macht es zu seiner ersten und dringendsten Angelegenheit, die ehemaligen Bundesgenossen desselben von ihrer verderblichen Verirrung zurückzuführen, und wird nicht müde werden, alle Mittel zu erschöpfen, wodurch dieselben über ihren wahren Vortheil belehrt, von der Nothwendigkeit ihres Beitritts überzeugt, und über die Mißverständnisse, welche im Wege stehen, aufgeklärt werden können. — Aber die Zeit ist dringend, und der Augenblick kostbar. — Eine furchtbare fränkische Armee rückt gegen die Grenzen der nicht vereinten Kantone, und bald werden fünfundzwanzigtausend dieser kriegsgeübtesten Truppen, die halb Europa bezwungen haben, und denen keine Berge unersteiglich, keine Thäler unzugänglich sind, bereit stehen, dasjenige durch Gewalt durchzusetzen, was Klugheit und Vaterlandsliebe mit so mächtigen Gründen von selbst zu thun rathen.

„Das Vollziehungs-Direktorium ladet daher den Landrath des Kantons Unterwalden nid dem Wald gleich den Landräthen der übrigen nicht vereinten Kantone aufs dringendste und nachdrücklichste ein, unverzüglich Abgeordnete aus ihrem Mittel zu ihm nach Aarau abzusenden, damit das Heil ihres Vaterlandes mit denselben berathen, und die ob ihnen schwebende Gefahr noch abgewandt werden könne. Sie werden offene Arme antreffen, um ehemalige Eidsgenossen zu einer wahren brüderlichen Vereinigung zu empfangen, und den schwachen Zusammenhang, welche eine verjährte Bundesgestalt gewährte, in ein festes und ewiges Band zu verwandeln; während dem hingegen das Herz jedes helvetischen Bürgers durch den Gedanken zerrissen wird, daß in eben den Thälern, wo für den Anfang der Freiheit so muthig gestritten worden, das Blut eines irregeführten und schrecklich mißleiteten Volkes für die Sache des Fanatismus und einer übelverstandenen Freiheit fliessen, und unübersehbares Elend im Gefolge des Kriegs über dasselbe gebracht werden sollte.“ *).

Der kalte Ton dieses Schreibens, verschieden von der Eidsgenossen herzlichen Sprache; — das Drohen der Schweizer gegen Landsleut

---

*) Aarau, den 24. April 1798.

mit einer fremden Macht, und gegen ein Volk, welches seinen ganzen unversöhnlichen Groll wider eben diese Fremdlinge wälzte; — die Vorwürfe gegen die Führer der Berg- und Waldkantone, die es doch nur allein waren, welche durch den Zuruf umgestimmt werden sollten — Alles schien mit berechnet zu sein, das Direktorial-Schreiben wirkungslos zu machen.

„Wenn zwar dessen Inhalt", schrieb Nidwalden an den Kriegsrath von Schwyz (26. April), „uns ein banges Schrecken einjagen sollte, so kann er uns doch nicht im mindesten von unserm, zur Vertheidigung der gerechtesten Sache, für Gottes Ehre und das Wohl der Menschen so heilig gefaßten Vorsatz abwendig machen."

7.

Am 22. April, da kaum der Tag graute, brachen ungefähr dreizehnhundert Mann auf von Unterwalden. Sie zogen in das Land ob dem Kernwald, welches vom Verein der Waldstätte abtrünnig worden. Ludwig Auf der Maur, ein junger Schwyzer, den Neapel gebar, feuervoll und unternehmend, und Emil Paravicini, der Glarner, führten den Zug, der Obwalden in den Bund der Waldstätte zurückbringen und die vortheilhaften Bergpässe des Brünig dem eidsgenössischen Heere gewinnen sollte.

Im Walde, nahe vor dem Dorfe Kerns, standen obwaldische Haufen. Sie bezeichneten die Ankunft der Waldstätter mit einigen Lärmschüssen, welche der Kanonendonner auf Landenberg dem ganzen Thal wiederholte. Den Eingang des Dorfes schienen dreihundert Kernser wehren zu wollen. — Man rückte gegen einander. Der Augenblick schien gekommen zu sein, wo Bruderblut vergossen werden sollte.

Aber die Stimme der Natur siegte. Das obwaldische Volk wollte nicht streiten zu Gunsten eines gebieterischen Fremdlings gegen das Volk, mit welchem es seit Jahrhunderten in enger Verwandtschaft zu leben gewohnt war. Es sehnte sich versöhnt zu sein mit den Brüdern. Man sah hin und wieder Thränen zittern in den Augen derer, die sich einst als Freunde liebten und erkannten, und jetzt einander den Tod rüsteten.

Die Anführer der Truppen von beiden Theilen traten in Unterredung. Die Waldstätter forderten freien Durchzug über Sarnen gegen den Brünig. Ein Standsläufer flog mit dieser Forderung zu der obwaldischen Regierung im Hauptorte Sarnen, und noch ehe er heim kam, war zwischen den Truppen schon die alte Brüderschaft hergestellt. Die vorher Kampffertigen drängten sich freundschaftlich unter einander. Es war nicht mehr an Widerstand zu gedenken. „Wir fechten an eurer Seite, liebe

Brüder!" riefen die Obwaldner, „und behalten unsere alte, liebe Verfassung!"

Die Regierung in Obwalden, welche, ihr Land vor den Gräueln des Kriegs zu bewahren, beim Anblick der Uebermacht Frankreichs und der stürmischen Auflösung der Eidsgenossenschaft, das Volk zur Annahme der neuen Verfassung hatte bereden können, sah jetzt, bei der allgemeinen Stimmung des Volkes, ihre Entwürfe eitel. Sie sandte den Waldstättern entgegen, und bewilligte den Durchzug zum Brünig, welchen sie nicht wehren konnte.

Aber die Waldstätte, damit nicht zufrieden, forderten das Volk zur Landsgemeinde, daß es sich frei erkläre, ob es geneigt sei, den Franken und der neuen Konstitution, oder der alten Verfassung und den Schweizern beizustehen.

Die Antwort des Volkes war vorauszusehen. Während sich die Eidsgenossen beschäftigten, die Gebirgsschluchten des Brünigs zu besetzen, sprach das Volk von Obwalden in der Landesgemeinde seine Verwerfung der neu-helvetischen Konstitution aus.

In folgender Urkunde*) ward diese schnelle Revolution dem Rathe von Nidwalden gemeldet:

---

*) Ich gebe, diesen Brief nicht nur seines merkwürdigen Inhalts willen umständlich, sondern zugleich auch als Probe des ehemaligen eidsgenössischen Kanzleistyls.

„Wir eilen, euch, unsern getreuen, lieben, alten Eidsgenossen die freundeidsgenössische Anzeige zu machen, daß wir bei unserer heut abgehaltenen Landsgemeind den Entschluß gefaßt, die letzthin angenommene neue helvetische Konstitution nunmehro wieder zu verwerfen, und mit euch, unsern getreuen, lieben, alten Eidsgenossen, und übrigen löbl. Ständen und Orten, welche dieselbe nicht angenommen haben, gemeinschaftliche Sache zu machen. Wie wir nun sehnlichst wünschen und hoffen, daß wir nun so vereint, alle unserm theuern Vaterlande drohende Gefahren abwenden, und dessen fernere Ruhe und Wohlstand befördern mögen, so bleibt uns dermalen nichts übrig, als schließlich den Allerhöchsten zu bitten, daß er seinen reichsten Segen hiezu angedeihen lassen, dessen mächtigster Obsorge wir uns sämmtlich per Mariam eifrigst empfehlen. — Geben den 23. April 1798."

„Landammann, Räth und gesammte Landsgemeind zu Unterwalden ob dem Kernwald."

Bald darauf standen auch sechshundert Mann von Obwalden unter den Waffen, zur Verstärkung des Heerhaufens am Brünig.

Hier blieben die Truppen einige Tage lang müßig. Jeder verlorne Tag galt ein verlornes

Treffen.*) Eine große Menge Volks im bernischen Oberland begehrte mit Sehnsucht die Ankunft der Eidsgenossen. Nichts wäre leichter gewesen, als die Einnahme des Hasli und der damit verwandten Nebenthäler. Nicht Gewalt, sondern Liebe würde die tapfern Gebirgsvölker zwischen der Grimsel und dem Brünig, und die, welche am Fuß des Eiger und Stockhorn, und an den Ufern der Kander und Simmen wohnen, um die Panner der Waldstätte gesammelt, und ihre Schrecken rächend bis vor die Thore des gefallenen Berns getragen haben.

Denn als die Kriegesschaar am Brünig Befehl empfing, sich des Hasli zu bemächtigen, und es vom Gebirg hinab in das große romantische Thal stieg, durch welches die junge Aar schweift, verwarf sogleich Meyringen, die volkreichste Gemeinde im Hasli, die neu-helvetische Verfassung, und erklärte einhellig, in den Krieg für Eigenthum und Freiheit zu ziehen.**)

Aber da war es schon zu spät, dem Feind eine

*) Es war untersagt, den Brünig zu überschreiten. Siehe das Schreiben des Landammann und Rath von Nidwalden an den Landeshauptmann Zelger vom 23. April.

**) Am 28. April.

Zerstreuung zu machen; versäumt war die Zeit, in welcher der Aufstand aller Thäler, ihre Bewaffnung, ihre Bildung in größere und kleinere streitfähige Kolonnen oder Landstürme hätte ausgeführt werden können.

Fast zu gleicher Zeit, als der linke Flügel seinen Stand an die Berner Grenzen genommen, war auch der rechte Flügel vorgezogen. Der Zuger Oberst Andermatt hatte sich mit fünfzehnhundert Mann und einer von den Freifahnen in die freien Aemter geworfen, und Meienburg, Muri und Boswyl besetzt.*) Sich weiter auszudehnen, fürchtete Andermatt, um nicht die Grenzen des Zugergebiets zu entblößen. Die Franken rückten ihm zuerst von allen Seiten entgegen. Er erwartete indessen das Vordringen der Eidsgenossen am Zürichsee unter Paravicini, und die Besetzung Luzerns durch Reding. Zu ihm sammelten sich aus allen Gemeinden der freien Aemter streitlustige Männer, landsturmartig mit Keulen, Speeren und Hellebarden bewaffnet.

Die fränkischen Vorposten streiften schon bis Dalikon und Häglingen. Andermatt rückte bis Wohlen, und schickte den Major Hotz mit zweihundert Mann gen Niederwyl, des Feindes

*) Den 24. April.

weiteres Vordringen zu hindern.*) Er selbst besetzte am folgenden Tage die Anhöhe bei Häglingen, im Angesicht des Feindes. Es kam zum Gefecht. Die Zuger Scharfschützen zeichneten sich durch Muth und Geschicklichkeit gleich vortheilhaft aus. Jauchzend drangen die Eidsgenossen vor. Der Kampf ward blutiger. Die Franken wurden geworfen, und suchten ihren Schutz hinter der vorrückenden Reiterei. Andermatt befahl den freiämtischen Hellebardirern, dieser entgegen zu gehen. Sie aber ergriffen muthlos die Flucht. Verstärkt zogen die Franken zum neuen Angriff vor. Andermatt war gezwungen, in Eil und Verwirrung, so gut er konnte, nach Muri zu ziehen mit seinen Leuten. So groß der Verlust der Feinde durch die Scharfschützen gewesen, so gering war die Zahl der gefallenen Eidsgenossen.**)

Der Kriegsrath der Waldstätte hatte sich, um dem Heere näher zu sein, nach Küßnacht am Luzernersee begeben. Sobald er Andermatts Rückzug vernahm, sandte er ihm ein frisches Bataillon zu Hilfe, welches die Flüchtlinge sammeln und den Muth der Zuger Schaar beleben sollte.

---

*) Den 25. April.

**) Schreiben des Oberst Andermatt an Ammann und Rath des Standes Zug. Hauptquartier Muri, 26. April 1798.

Auch Paravicini am Zürichsee war in Bewegung. Dort hatte die Stadt Rapperswyl die helvetische Konstitution angenommen, und den Verbündeten mithin einen festen Punkt, und die Verbindung beider Ufer durch die Brücke über den See geraubt. Die erste Unternehmung der Eidsgenossen war daher nothwendig Einnahme dieser Stadt und Verbindung der See-Ufer. Sie gelang ohne Schwierigkeit. Rapperswyl, schlecht vertheidigt, öffnete seine Thore den Waldstätten, welche siebenhundert Mann Besatzung hineinwarfen, und damit, so wie hier, auch auf der südlichen Seeseite bei Pfäffikon und Wollerau in den Höfen, hart an den Grenzen des Kantons Zürich, streitfertig standen.

Jetzt fehlte noch die Einnahme Luzerns durch die Mittel-Kolonne des Heeres, um beide Flügel in der vorgeschriebenen Linie zu verbinden. Aloys Reding, der Landeshauptmann, stand mit seinen Schwyzern zu Küßnacht.

Ungestüm erwarteten die Schwyzer den Tag des Angriffs. Alles verkündete ihren Unternehmungen Glück. Aus den Gemeinden des Kantons Luzern strömte alltäglich Volk herbei, welches ihnen Beifall rief. „Kommet, kommet!" schrie man: „Euer erster Schritt gegen die Stadt wird die Glocken des Aufruhrs laut machen durch alle Thä-

ler. Wir wollen an Eurer Seite in den Kampf ziehen!"

Mehr noch, als dieser Ruf, entflammte die fürchterliche Beredsamkeit einiger schwärmerischen Geistlichen das Kriegsvolk. Längst schon hatten ihrer zwei vor allen andern in den Waldstätten des Landmanns blinden Glauben erworben. Ihr Name ist Marianus Herzog, Pfarrer zu Einsiedeln, und Paul Styger von Rothenthurm, ein Kapuziner. Von diesen Mönchen galt Nestors Rede:

Ohne Geschlecht und Gesetz, ohn' eigenen Herd ist Jener,
Wer des heimischen Kriegs sich erfreut, des entsetzlichen Scheusals. *)

Paul Styger besonders wüthete zu Küßnacht mit seiner Zunge. Er hieß das aufgepflanzte Kreuz den wahren Freiheitsbaum, und den Kampf gegen die Franken den Streit mit der Hölle. Zu Pferde sitzend, im Kapuzinerrock, Pistolen im Gurt, und Kreuz und Schwert in der Faust, begleitete er den Heerzug überall. Verschmitzt, stolz und kriechend, geübt im Reden, Menschenkenner und Selbstsüchtling, wußte er sich bald auf die Krieger und ihre Befehlshaber gleichen Einfluß zu verschaffen.

Als nun nicht mehr länger ohne Nachtheil gezögert werden konnte, schickten sich die Anführer

*) Homers Ilias IX. 62. 63. nach Vossens Uebersetzung.

zum Aufbruch gegen Luzern, und liessen folgende Verkündigung vorausgehen:

„Noch können wir uns nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die französische Nation, wenn sie gerecht, wenn sie ihren geoffenbarten Grundsätzen getreu sein will, sollte einen Versuch machen wollen, der sie selbst durch den Widerspruch ihrer Handlungen mit ihren Grundsätzen entehren würde, den Versuch, die freie Volksverfassung der Schweiz umzustürzen; jene Verfassungen, deren Stifter die Franken in den Tempel der Freiheitshelden versetzten; jene Verfassungen, die sie selbst zum Modell der ihrigen sich wählten. Welch ein abentheuerlicher Widerspruch! Ja, Schweizer! — ja, Brüder! nur bei unserer Verfassung ist wahre Volksfreiheit; wir erkennen keinen Oberherrn, als jenen Gott, der über uns ist; wir tragen keine Fesseln, als die sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre; kein Joch ruht auf unserm Nacken, als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auflegen; — in unserer Verfassung, nur in unserer Verfassung liegt nach den Urgesetzen der Natur die höchste Gewalt in den Händen des Volks, dessen Oberherrschaft die französische Republik so oft — so feierlich zu ehren versprochen hat.

„Nun mögen große Nationen ihren Verheißungen zuwider handeln. Wir biedern Schweizer bleiben den unsrigen getreu.

„Er ist gethan, der feierliche Schwur, — gethan zu dem Gott unserer Väter, zu dem Gott, der das Schicksal der Nationen nach seiner Willkühr lenket.

„Von dem Gefühl unserer gerechten Sache durchdrungen, haben wir ihn gefaßt, den festen Entschluß, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, — die glückliche Urverfassung unserer Länder, dafür zu kämpfen, zu siegen, oder zu sterben den schönsten Tod, den Tod für Religion, für Freiheit und Vaterland.

„Brüder! Schweizer! Wer aus Euch von dem gleichen Feuer begeistert ist, — und gewiß seid Ihr es Alle, — oder unwürdig, Schweizer zu sein; — wer von diesem Feuer begeistert ist, der trete unter unsere Fahne, die Fahne der Freiheit; — der reihe sich an unsere Reihen; — der schliesse sich an unsere Glieder an, und Freiheit — wahre Freiheit wird die süße Frucht seines heldenmüthigen Entschlusses sein.

„Nur der bleibe zurück, der feig, der niederträchtig, der unschweizerisch genug denkt, um seinen Sklavennacken unter ein Joch zu beugen, das schlaue Herrschsucht mit dem Zaubernetze der Freiheit umwand; und der Herrschsüchtige, und der Feigherzige werden zugleich unter dem eisernen Drucke, wie der kriechende Wurm unter dem tretenden Fuße, zerbersten: — uns aber, uns Alle,

die wir für wahre Freiheit kämpfen, — wahre Freiheit lieben, wünschen, suchen, — uns laßt streiten, siegen. Ja, theuerste Brüder! siegen werden wir, — wie unsere Väter über mächtige Heere siegten; denn auch unsere Sache ist gerecht, und der Gott der Gerechtigkeit wird sie schützen. Das sei unser Losungswort, welches uns aufrufen, hinführen soll zum Kampf und zum Siege."

Dieser Aufruf, geeignet, sowohl die Menge des Landvolks, als die Mißvergnügten zu gewinnen, so in den Städten wohnten, ward überall mit geschäftiger Hand verbreitet, und vergrößerte im Kanton Luzern die hochgestiegene Gährung.

Mehr, als vorher, strömten nun Abgeordnete herbei aus den Thälern Luzerns, die Waldstätte zum schnellen Einzug ins Land zu bewegen. Man nannte die Soldaten der Verbündeten Freunde, Brüder, Retter des Vaterlandes, Schirmengel der Kirche; man wiederholte die feierlichen Schwüre, mit ihnen Gut und Leben für's gemeinsame Ziel zu opfern; man umringte schaarenweis das Haus, worin die Freifahne stand, und bot Geld, nur für ihren Anblick. Man hing sie endlich öffentlich zu Küßnacht aus. Sieg oder Tod wollte Jeder unter ihr.

In der Nacht vom 28. und 29. April zogen die Waldstätte gegen Luzern. Reding befahl, daß die von Zelger in Stanzstaad befehligten

Unterwaldner, und die an ihrem See stehenden achthundert Zuger zu gleicher Zeit vor den Thoren der Stadt erscheinen sollten. Die letztern jedoch kamen nicht; denn die Franken waren schon über die Reuß gegen Zug im Anzuge.

Der Morgen brach an. Die Schwyzer zeigten sich auf dem Wesemli und der Mussegg, unter den Stadtmauern; auch von der andern Seite die Nidwaldner. Aber weit umher waren für sie keine der erwarteten Hilfsvölker aus den Luzerner-Thälern zu sehen. Ihrer Dreitausende wenigstens wollten diesen Morgen zu den Waldstätten stoßen; kaum so viele Hunderte standen jetzt in der Ferne.

Reding sandte den Emil Paravicini an die Stadt mit folgender Aufforderung:

„Noch können wir der angenehmen durch unsere Bünde geheiligten Gewohnheit nicht entsagen, Euch mit dem süßen Namen Eidsgenossen anzureden und zu grüßen. —

„Noch hatten wir uns nie überzeugen können, daß Ihr, unsere ältesten Bundesgenossen, wenn Ihr gleich eine neue Verfassung kleinmüthig Euch aufdringen liesset, die eidsgenössischen Bande und Verhältnisse, die uns seit Jahrhunderten zusammenhielten, gewaltsam zerreissen würdet.

„Desto tiefer muß es uns schmerzen, daß Schweizer, daß Eidsgenossen, daß Brüder schwach genug waren, sich durch eine fremde Schreckens-

sprache verleiten zu lassen, gegen uns, gegen Eure ältesten, getreuesten Bundesbrüder eine Sperre zu verhängen, die keine andere Absicht haben kann, als uns durch Hungersnoth zu zwingen, die glückliche Verfassung unserer Väter gegen eine neue zu vertauschen, die uns alten, biedern Schweizern in jeder Hinsicht unerträglich scheint. — Und da auch Euer freies, noch schweizerischgesinntes Volk gegen uns laut den Wunsch geäussert, zu männlicher Vertheidigung der Verfassung unserer Väter sich mit uns zu vereinigen: so hatte diese Eure feindliche Handlung Eurer dermaligen Regierung und die geäusserten Wünsche Eures Volks bei uns theils alten, theils neuen, demokratischen Völkern, in deren Adern noch das Blut unserer Väter wallt, die Stimmung aufs höchste, und den manniglichen Entschluß zur Reife gebracht, Euch und uns von der Schande dieser von Brüdern gegen Brüder verhängten Sperre zu befreien, und den Wünschen Eures Volks bundesmäßig zu entsprechen.

„Wir fordern Euch demnach mit dringlicher Stimme auf, Eure Thore zu öffnen, uns als Eidsgenossen, als Freunde, als Brüder aufzunehmen, und unserer bundesmäßigen Vereinigung mit Euerm Volke, das, wie das unserige, der Landesherr seines Landes ist, keine Hindernisse in den Weg zu legen.

„Entschliesset Euch — zaudert nicht; — in einer Stunde würde durch die Gewalt der Waffen erzielt werden, was wir so gerne Euern brüderlichen Empfindungen, und unserer dringlichen Aufforderung — verdanken möchten. — Für jeden Tropfen Brüder-Bürgerblut, der fliessen würde, werdet Ihr allein verantwortlich sein; öffnet uns denn Eure Thore, vereinigt Euch lieber mit uns, — wendet lieber Euer Vermögen zur Vertheidigung des Vaterlandes an, und überzeugt Euch als Eidsgenossen und Christen, daß der Gott der Gerechtigkeit unsere gerechten Sachen unterstützen, und die getreue Zusammensetzung unserer Kräfte segnen werde, wie er solche dortmals gesegnet hat, wo unsere Väter als Christen, Männer, Helden für Religion, Freiheit und Vaterland stritten.

„In dieser frohen Hoffnung empfehlen wir Euch nebst uns dem Gott unserer Väter per Mariam getreulich.“ *)

Die Bestürzung der Stadt war groß; die Zahl der unter den Waffen stehenden Bürger zu klein, Widerstand zu leisten.

Der vor wenigen Tagen durch das helvetische Direktorium ernannte Regierungs-Statthalter des Kantons, Vincenz Rüttimann, ging mit einigen Beamten hinaus, um die Stadt vor Ver-

*) Geben den 28. April 1798.

heerung und Wuth eines erhitzten Volkes zu retten. Als ihm Sicherheit des Eigenthums und der Personen verheißen worden, und dies dem Heerhaufen verkündet war, ließ er die Thore öffnen. Die Schwyzer und Unterwaldner besetzten dieselben, und verbreiteten sich mit wildem Getümmel durch die Straßen.

Die Anführer der Verbündeten aber begaben sich auf das Stadthaus, und schlossen folgende Uebereinkunft:

„Die Sperre soll aufgehoben, und der freie Handel und Wandel wieder eingeführt werden. — Die Stadt Luzern soll mit Entlibuchern und andern Bauern, aus ihrem Kanton, besetzt werden. — Kein Mann, weder in Entlibuch, noch anderswo, soll entwaffnet werden. Auch soll das Zeughaus und die Garnison dem Volk zur Bewachung überlassen, und ihm zur Vertheidigung des Vaterlandes die nöthigen Waffen gegeben werden. — Dem Volk soll freigestellt sein, sich eine Verfassung zu wählen, und zur Vertheidigung derselben sich mit andern Eidsgenossen zu verbinden. — Die Stadt Luzern soll keine Truppen wider uns und unsere Eidsgenossen anrufen; auch sollen keine Hilfstruppen gegeben werden, als alten Eidsgenossen, die die Konstitution nicht angenommen. — Die Emissärs, die ebenfalls um fremde Hilfe ausgeschickt worden sind, sollen eilends zurück be-

rufen werden. — Den bemeldten löbl. Ständen sollen diejenigen Kanonen, Munition und dazu gehörigen Geräthschaften laut Verzeichniß, welches dem Herrn Stuckhauptmann Hedlinger zugestellt worden, aus dem Zeughaus abgegeben werden. — Den Eingangs benannten löbl. Ständen soll für ihre gehabten Kriegsunkosten zehntausend Gulden baares Geld, und für eine gleiche Summe Früchte verabfolgt werden. — Schließlich soll diesen bemeldten, und andern mit ihnen verbündeten Ständen, der freie Durchpaß, zu allen Zeiten, durch Stadt und Land gestattet sein."

Ein merkwürdiger Zug der vereinten Kriegsvölker von Waldstätten darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Sie sammelten sich bald nach dem Eintritt in die Stadt um die Kirche, überliessen sorglos ihre Waffen einigen Schildwachten, und traten in den Tempel, um dem Himmel für das Gelingen ihrer Werke Dank zu bringen, und mit gebührender Andacht Messe zu hören. Ein rascher Entschluß der Luzerner, und das fromme Heer wäre in die Kirche eingesperrt, gefangen, entwaffnet worden. Doch Niemand störte die Beter.

Nach vollzogener Andacht strömten die Krieger vom Altar wilden Getöses zu den Wirths- und Trinkhäusern, und von da durch alle Straßen.

Umsonst eiferten die Hauptleute gegen Unordnungen.

Mit Hohn und Jubelgeschrei wurde der Freiheitsbaum niedergehauen, Hut, Fähnlein und Kränze abgerissen und im Feierzug durch die Gassen geführt, unterm Gesange des Volksliedes:

Wilhelm, wo bist du, der Telle?

von Lärmen und Gelächter oft unterbrochen.

Andere bestürmten das Stadthaus, die Schlüssel des Arsenals zu fordern. Es war vergeblich, daß die Befehlshaber ihren Soldaten die Ungerechtigkeit der Plünderungen und die abgeschlossene Kapitulation vorstellten. Der Kapuziner Paul Styger stieg auf die Kanonen, und rief: „Nehmt, Kinder, nehmt! Alles ist Euer! Alles! Ihr seid die Sieger!“

So wurde das Zeughaus geplündert. Jeder nahm, was ihm gefiel. Viele verkauften ihren Raub wieder; andere schleppten Geschütz, Säbel, Munition u. s. w. in die Schiffe am Seeufer, und sandten die Beute auf Brunnen.

Aber zwei schreckenvolle Botschaften löseten urplötzlich den Rausch, und setzten dem Schwärmen ein Ziel.

Der am Morgen mit der Nachricht von Einnahme der Stadt Luzern nach Zug gesandte Eilbote kam zurück. Nicht einmal bis Zug hatte er die Freudenpost bringen können; denn die Fran-

ken, ohne Widerstand zu finden, waren schon dort eingerückt, und drohten nun folgenden Tags ins Schwyzergebiet einzubrechen.

Am Zürichsee hatten sich die Verbündeten durchaus unthätig gehalten in ihren Stellungen; inzwischen die feindlichen Brigaden auf beiden Seeufern heranrauschten.

Alle diese Anzeigen, und die muthlose Unentschlossenheit der Luzerner Landleute, zwangen den Kriegsrath der Schwyzer zur Aenderung des Plans. Man trat zusammen. Bald war's entschieden, daß der Angriffskrieg in bloße Vertheidigung heimathlicher Grenzen verwandelt werden müsse.

Der rechte Flügel bei Wollerau und Rapperswyl erhielt Befehl, seine Stellung zu behaupten, und der linke Flügel bei Meyringen und Brienz, sich an die Obwaldner Grenzen zurückzuziehen.

Der in Luzern eingedrungene Heerhaufe eilte sogleich am Abend desselben Tages in das Gebiet von Schwyz zurück. Am folgenden Tage wurde Luzern schon von den Franken besetzt *).

---

*) Den 30. April.

Viertes Buch.

1.

Als in Themistokles Tagen die Athenienser den großen Kampf um ihres Vaterlandes Freiheit bestehen wollten, opferten sie die eigene Stadt auf, sorgloser und sicherer den Krieg zu führen. So nicht die Waldstätte. Obgleich sie für einerlei Ziel verbunden waren, dachte doch jeder Theil zuerst an die Hut seiner Heimath; — obgleich sie alle die Sache der ganzen Eidsgenossenschaft führen zu wollen schienen, ja mehr, als einmal, mit Stimmen der Verzweiflung das Aeusserste zu wagen schwuren: wagten sie doch nicht, mit Hingebung gesammter Habe, ihre Kräfte zu vereinen. Schwach überall, war ihr Untergang gewiß. Furchtbar nur wären sie gewesen, wann in zusammengedrängter Masse, ohne Rückblick auf das Schicksal ihrer Kantone, sie die Stimmung der Wankenden entschieden, und die Fahnen des Aufstandes weit umher durch einzelne Siege in ihr Gefolge gezogen hätten.

Der Kriegsrath von Schwyz begab sich nach Arth, und deckte mit den vorhandenen Truppen des Landes offene Seiten. Arth, in einer lieb-

lichen Gegend, zwischen dem hohen, waldigen Rigi und den Wellen des Zugersees, wurde von beiden Seiten, gegen das Gebiet von Luzern und von Zug, mit Truppen umzogen. Die Straße gegen Luzern hütete der Hauptmann Dominik Felkle mit sechshundert Mann. Hundert freiwillige Scharfschützen standen, als Vorwacht, im Dorfe Küßnacht. Gegen Zug hin übernahm Hauptmann Fäsler den Grenzpaß bei St. Adrians Kapelle zu vertheidigen; ihn unterstützte Felix Ab-Yberg, welcher mit seinem Bataillon sich des Rüßiberges und der Anhöhen versicherte, welche Arth scheiden vom Aegerisee.

Da, wo dieser See an die Grenzen von Schwyz rührt, waren die Päße von Schorno, Morgarten und St. Jostenberg, nahe am rothen Thurm. Dieses Hügelland wurde durch zwei Bataillone besetzt; ihre Anführer waren Rychenbacher und Joachim Hediger.

Am stärksten geschützt waren die Seiten von Schwyz gegen den Kanton von Zürich. Dort standen die Glarner unter ihrem erfahrnen Oberst Paravicini; die muthigen Einwohner der Höfe; die Hilfstruppen von Sargans, Uznach, Gaster und die aus der March, ein Bataillon von Schwyz, und ein anderes von Einsiedeln.

Als dieses alles angeordnet war, erschien vom

Oberbefehlshaber der Franken die letzte Aufforderung *).

„Ich hätte glauben sollen, daß mein freundliches, friedliches Benehmen, daß meine Sorgfalt, euch aus der Blindheit zu reissen, in der euch unversöhnliche Feinde der Freiheit gefangen halten, euch endlich einmal von der fränkischen Großmuth überzeugen würden. Mit welchen Schmerzen habe ich daher nicht vernehmen müssen, daß eine Handvoll Fanatiker sich habe beigehen lassen, sich dem Truppenmarsch der großen Nation entgegen zu setzen! Aber mit der Schnelligkeit des Blitzes hat auch die Strafe dieses verwegenen Unternehmens geeilt; die Rebellen liegen im Staube!

„Einige von ihnen sind in unsere Hände gerathen — ich war Herr ihres Schicksals; aber ferne war von mir die Empfindung der Rache; nur in der Schlacht ist der Franke fürchterlich; der Sieg macht ihn wieder zum Menschenfreund; — der Freiheit wurden sie wieder zugestellt, diese unglücklichen Schlachtopfer der Unwissenheit und des Aberglaubens — sie werden zu euch zurück-

*) Schreiben Schauenburgs an die Bewohner der Kantone, welche der helvetischen Mehrheit noch nicht beigetreten sind. Aarau, 27. April 1798.

kehren und euch sagen, wie sie seien behandelt worden.

„Sie wurden bei den vornehmsten Behörden Helvetiens vorgelassen; überall haben sie nur die Stimme des Friedens und der Brüderlichkeit vernommen; mit welchem Vorwande können denn heut zu Tage sich noch die Apostel des Fanatismus und des Aufruhrs brüsten?

„Die überlegenste Mehrheit der helvetischen Nation hat die Konstitution angenommen; ihre Gesetzgeber beschäftigen sich unaufhörlich mit den Mitteln, sie in Thätigkeit zu setzen. Das Vollziehungsdirektorium ist eingesetzt — Ehrfurcht und allgemeines Zutrauen haben es umrungen — seine Stütze ist die fränkische Regierung, und Vollmacht ist ihm gegeben, über Truppen zu schalten, welche ganz Europa besiegt haben. Was vermöchte wohl so großen Vorkehren die Minderzahl unmächtiger Aufrührer entgegen zu setzen?

„Bürger, höret einmal die Stimme der Vernunft! Vereiniget euch unter die Fahne der helvetischen Konstitution! Kehret zurück in den Schoos einer Brüderfamilie, die die Arme nach euch ausstreckt! Euer Eigenthum, eure Religion sollen unangetastet bleiben; die Duldung ist die erste Tugend eines freien Volkes.

„Wenn ihr aber in euerer Blindheit verharret, wenn ihr auf die Lügenstimmen des Fanatis-

mus zu achten fortfahret, so stürzet ihr euch nothwendiger Weise in einen Abgrund von Uebeln. Aber zittern sollen sie, die Urheber eurer Blindheit, diese stirnlosen Heuchler, die selbst an die Mährchen nicht glauben, die sie euch vorschwatzen; eine exemplarische Strafe wartet auf sie.

„Auf der einen Seite Freude und Glück, — auf der andern Seite Krieg und alle Qualen, die ihn begleiten! Wählet, noch habt ihr Zeit dazu! wählet! aber — geschwind!" *)

Das Volk der schweizerischen Thäler, nur unter dem Gebot der Kirche kindlich-zahm, sonst trotzig-kühn, kaltblütig in Gefahren, unbändig, mehr bisher von Sitte und Brauch, als vom Gesetz geführt, vernahm die Worte Schauenburgs mit Unwillen. Wer einmal für sein Recht den Tod ruhmwürdig hält, dem ist kein Kampf, kein Feind, kein Schicksal furchtbar.

Wie die Scythen einst dem Alexander antworteten, da er mit sieggewohntem Heere vor ihren Einöden erschien, hätten die Schwyzer dem fränkischen Feldherrn antworten können. Aber ihre Erwiederung auf sein Drohen war Schweigen und Sich-rüsten.

Schon am folgenden Morgen griffen die Franken an, und zwar in der Gegend, wo man es am

---

*) Aarau, den 27. April 1798.

wenigsten erwartete, bei Wollerau am Zürichsee.*) Von beiden Seiten ward das Gefecht lebhaft. Die Franken wurden bis auf Richterswyl zurückgeworfen; doch verstärkt erneuerten sie dort die Gegenwehr, und zwangen die Eidsgenossen durch eine glückliche Wendung, indem sie denselben in die Seite fielen, bis Wollerau zurückzuziehen. — Am Nachmittage begannen die Franken das Feuer von neuem. Sie schienen auch diesmal nicht glücklicher zu sein. Sie wankten. Hauptmann Hauser von Näfels war mit einer Schaar Freiwilliger schon wieder bis nahe an Richterswyl vorgedrungen. Da änderte sich das Glück. Hauser sank von zwei fast tödtlichen Wunden nieder; seine Schaar zog alsbald zurück mit ihrer Fahne, welche während des Gefechtes schon zum drittenmal ledig, und immer durch Freiwillige wieder emporgehoben worden war. Als, von den Franken verfolgt, die Schaar gen Wollerau kam, fand sie, statt frischer Unterstützung, Verwirrung, Muthlosigkeit und Flucht, durch den Oberst Paravicini veranlaßt, welcher, wegen empfangener Wunden, sich vom Kampfplatz zurückgezogen hatte. Die Franken benutzten diesen Umstand. Bei überall erschlafftem Widerstande verdoppelten sie ihren Angriff. Die Glarner mit allen Hilfstruppen verliessen das

*) Den 30. April.

Schlachtfeld, und die Sieger besetzten noch am selbigen Abend die Höfe Wollerau und Pfäffikon am Fuß des rauhen Ezel. Die Schwyzer selbst, vom Oberst Paravicini befehligt, gegen Hütten die Höhen zu decken, hatten an den Vorfällen keinen Antheil.

Unter den Kämpfern und Schicksalen dieses Tages verdient die Standhaftigkeit und Geistesgegenwart des Hauptmann Hauser bemerkt zu werden. Als dieser von Blutverlust entkräftet unter den Todten lag, wurde er von einem vorbeigehenden fränkischen Offizier*) erblickt, und für einen Franken gehalten. Menschenfreundlich hob ihn derselbe auf, und da er noch Leben in ihm fand, rief er ihm zu: „Muth, Kamerad, Muth!“ Hauser, gleichsam vom Todesschlummer erwachend, starrte ihn an mit trübem Blick und antwortete: „Nicht Muth; nur Kraft!“ Der Franke, davon gerührt, befahl, für die Verpflegung des Verwundeten alle Sorge zu tragen. Er wurde nach Wädenschwyl gebracht, aufs Beste versorgt, und nach einiger Zeit von seinen Wunden völlig hergestellt.

Am nämlichen Tage des Abends machte ein fränkisches Korps den ersten Angriff über das waldige Vorgebirg, die Kiemen genannt, am Zuger-

*) General Fressinet.

see, gegen das Dörflein Immensee. Eine geringe Mannschaft stellte sich ihnen entgegen. Da man sich nur kaum im Dunkel der Nacht am Feuer der Schießgewehre erkennen mochte, zogen um 11 Uhr die Franken mit einigem Verluste zurück.

Ein lebhafteres Gefecht entglühte an diesem Abend auf der andern Seite von Arth, beim Flecken Küßnacht. Die dort ausgestellten Scharfschützen der Schwyzer nöthigten ihre Feinde mit ziemlichem Verlust zum Rückzug.

Am folgenden Morgen, da die Einwohner von Immensee, um ihr Vieh zu besorgen, den ungemein vortheilhaften Posten auf den Kiemen für einige Zeit verlassen hatten*), kamen die Franken mit verstärkter Macht, und rückten bei mattem Widerstande bis in das kleine Dorf Immensee, und in die bekannte hohle Gasse von Küßnacht, wo der erste Schuß für Freiheit geschehen war und Tell mit einem Pfeile Geßlers Tirannei gestraft hatte.

Hier erhob sich auf dem berühmten Boden heißer Kampf. Ein nahe stehender Heerhaufen von Schwyzern hörte das Getöse und stürzte herbei. Da ward das Gefecht schnell entschieden. Die Franken flohen durch Immensee, und über den

---

*) 1. Mai.

jähen Kiemen gegen Meiers Kapelle, und gen Rysch im Lande Zug.

Aber Küßnacht, von dieser Seite gesichert, ward ungleich mehr von den Luzerner Grenzen bedroht; nicht nur Franken, sondern auch ansehnliche Mannschaft von Luzern, aufgeboten von der Stadt und gerüstet, drohten den Flecken einzunehmen. *) Die Küßnachter forderten Hilfe von Schwyz; aber sie konnte ihnen nicht, ohne Entblößung ungleich wichtigerer Punkte, werden. Da ergaben sie sich den Franken**), nachdem ihnen Schonung und Sicherheit des Eigenthums versprochen war. Schändlicher Weise wurde aus einigen Häusern auf die einziehenden Franken geschossen, welches die Sieger erbitterte und Plünderung veranlaßte.

Kampfbegierig hatten inzwischen auf den Höhen des Rüfi oder Roßberges die Schwyzer gestanden, und unthätig dem Gefecht in den Höfen vom 30. April zusehen müssen. Mißtrauisch wegen des gänzlichen und schnellen Rückzuges der Glarner und anderer Hilfstruppen begehrten sie durch Abgeordnete an den Kriegsrath (in Arth),

---

*) Schreiben von Ignaz Trutmann, den 1. Mai, an den Kriegsrath.

**) 2. Mai, des Morgens.

daß ihnen der Landeshauptmann Reding gesandt werde, damit er sie gegen den Feind führe.

Aloys Reding, damals der Schwyzer Oberbefehlshaber, und die Seele des Heeres, hatte als Oberster in spanischen Diensten die Kunst des Krieges erlernt, nachher sich in die Einsamkeit des vaterländischen Thales begeben, und dort der Freundschaft, den Musen und dem Anbau seiner Güter gelebt. Schon längst hatte er Verbesserung des eidsgenössischen Staatswesens gewünscht, und daß das Vaterland einer wahrhaften und fruchtbringenden Freiheit genösse; aber es empörte sein Herz, von Fremdlingen die Umwälzung gemacht, und Helvetien vielleicht, wie damals Viele fürchteten, zu einer Magd Frankreichs werden zu sehen.

Darum ergriff er sein Schwert, entschlossen, als freier Schweizer, der Vorwelt werth, zu leben und zu sterben.

Der Verlust seiner jungen, heißgeliebten Gattin hatte noch tiefe Schwermuth in seinem Herzen zurückgelassen, und ihm vielleicht die Gefahren der Schlachten wünschenswürdiger gemacht. Bieder, entschlossen, kaltblütig und treu, ward er der Günstling und die Zuversicht seines Volks.

Noch in der gleichen Nacht verließ Reding Arth, und erschien am ersten Mai in der Morgenfrühe an der Schorno, wo fünfhundert an-

gekommene Urner im Begriffe standen, sich mit den Schwyzern *) zu verbinden, um diesen wichtigen Grenzpaß und die Anhöhen von Morgarten zu besetzen. Von da ging er den Posten vom St. Jostenberg zu besichtigen, welchen das erste Bataillon von Schwyz, nebst einer Kompagnie Freiwilliger von Aegeri und Menzingen aus dem Zugerlande unter ihrem Hauptmann Tratler, vertheidigen sollten. — Endlich eilte er hinab in das rauhe Thal vom Dörflein Schindellegi, wo in gleicher Zeit mit seinem Bataillon der Hauptmann Schilter eintraf. Hier überraschte ihn ein freudiger und schmerzlicher Anblick.

Die Einwohner von den schwyzerischen Höfen Wollerau und Bäch, unten am Ufer des Zürichsees, waren heraufgezogen, noch ferner im Kampfe gegen die Franken auszuharren. Die unglücklichen Ereignisse des 30. Aprils, der Tod und die Wunden ihrer vielen Brüder, der Brand und die Plünderung ihrer Hütten, die Flucht ihrer Kinder und Weiber in unwegsame Wälder, das Beispiel der flüchtigen Hilfstruppen — nichts hatte ihre Entschlossenheit erschüttern können, treu mitzustreiten bis auf den letzten Mann. Ge-

*) Das vierte Bataillon.

rührt sahen die Schwyzer auf sie und drückten ihnen die Hand.

Reding, immer noch in der Hoffnung, daß die Glarner mit ihren Gehilfen sich irgendwo in der March wieder gesammelt haben würden, schrieb an Paravicini.

Der Eilbote kam nach drei Stunden zurück. Glarner, Uznachter, Gastler und Sarganser, alle waren sie auseinander und in ihre Heimath zurückgegangen. In Lachen standen schon die Franken.

Nun war der letzte Glaube an Hilfe verloren; der Kanton Schwyz, ausser den Zuzügern von Uri und den wenigen Zugern, eigenen Kräften überlassen. Nidwalden, bedroht von Luzern, entschuldigte sich, keine Hilfe senden zu können, hatte aber Obwalden um 300 Mann gemahnt. Statt solche zu schicken, bezeugte Obwalden Bedauern, nichts zu vermögen, da es auf drei Seiten vom feindlichen Einfall bedroht wäre.

2.

Alle Grenzen des alten Kantons Schwyz, eine kleine, südliche Strecke gegen das Muttathal ausgenommen, waren der Gefahr des feindlichen Angriffs preisgegeben. Weniger, als 4000 Mann, mußten nun eine Linie von zehn deutschen Meilen gegen eine ungeheure Uebermacht

fränkischer Brigaden decken, die von allen Seiten daherrauschten. Jeder Funken Hoffnung losch aus. „Was bleibt uns?“ murmelte man durch die Glieder. „Unserer Väter Tod!“ ging die Antwort zurück.

So viel Unglücksfälle erhöhten die allgemeine Begeisterung. Hinfällige Greise und unmündige Knaben wollten an dem Ruhme Theil nehmen, unterzugehen mit dem Vaterlande. Frauen und Mädchen spannten sich vor die von Luzern entführten Kanonen in Brunnen, und zogen sie hinauf ins Gebirg, über Steinen und Sattel gen Rothenthurm. Fast alle Weiber des Landes waren bewaffnet; die mehrsten mit Keulen. Ihrer viele waren gleichförmig ausgezeichnet, durch weiße Binden ums Haupt und Hirthemden über den Schultern. Wo ein Feiger zu entschlüpfen wagte, faßten sie ihn mit Gewalt, und schickten ihn zum Kampf an die Grenze.

Also bewachten Mütter und Töchter das Land, während ihre Väter, Gatten, Söhne, Brüder, im Angesicht des Todes standen auf dem Gebirg.

Und sie standen kalt und fest, wie ihre ewigen Felsen da, und entschlossen, ihr Leben nun dem Vaterlande zum Opfer zu bereiten. Auf den grünen Höhen von Morgarten wollten sie das heilige Denkmal altschweizerischer Tapferkeit erneuern,

und ihren Enkeln, wenn auch nicht die Freiheit, doch die feierliche Lehre im Jahrbuch der Welt hinterlassen, was man um Freiheit opfern müsse.*)

So standen sie da, an der Schindellegi, der Tod ihre Erwartung, und die nie von einem glücklichen Feind betretene Erde zu rächen, ihr Wunsch. Wie sie und Reding, erwartete kalt und kühn einst Leonidas mit seinen Spartern bei Thermopylä den Untergang.

Als Aloys Reding die Stimmung seines Volks wahrnahm, wandte er sich zu demselben und sprach: „Liebe Landsleute und Kameraden! bald sind wir am Ziel. Von Feinden überall umschlossen, von Freunden verlassen, ist's nur noch die Frage: ob wir zusammenhalten wollen standhaft, bieder, in der Gefahr jetzt, wie unsere Väter am Morgarten? Unser Loos ist der Tod. Bangt's Einem noch von uns, der gehe zurück; kein Vorwurf von uns wird ihm folgen. Wir wenigstens wollen in dieser Stunde einander nicht betrügen. Lieber ist mir's, hundert Mann zu haben, auf die ich mit Zuversicht zähle, als fünfhundert, die beim Gefecht davonlaufen, Verwirrung anrichten, und

*) Wirklich glaubten die Meisten, daß sie mit dem Verlust ihrer von den Vätern ererbten Ordnung auch alle Freiheit in weltlichen und geistlichen Dingen verlieren und Frankreichs Unterthanen werden müßten.

durch ihre Flucht die rechtschaffenen Leute zum unnützen Opfer machen. Ich aber gelobe Euch, in keiner Gefahr, und im Tode nicht, von Euch zu scheiden. Wir fliehen nicht, wir sterben. Gefällt Euch dieser Vorschlag, so laßt zwei Männer aus der Schaar treten, und mir in euerm Namen das Gleiche geloben.“ *).

Tiefschweigend, horchend standen sie da, an ihre Flinten gelehnt. Hin und wieder sah man eine Thräne stürzen über die männliche Wange. Ein wildes Geschrei, tausend Stimmen stiegen gen Himmel: „Ja, ja! wir wollen halten, und euch auch nicht verlassen!“

Darauf traten zwei Krieger aus den Reihen zum Landeshauptmann. Sie streckten ihm ihre Hände dar, und also beschworen unter freiem Himmel der Feldherr und sein Volk den gegenseitigen Bund, nach der alten Weise der Väter.

Die Nacht brach herein. **) Hin und wieder flammte ein Wachtfeuer. Die Krieger schliefen unter dem Gewehr. Aloys Reding begab sich in das Dorf Rothenthurm, dessen zerstreute Hütten

*) Der Ueberlieferer dieser Geschichte gibt die obige Rede treu und einfach, wie sie gehalten ward. Weder diese noch eine künftige sind folglich Dichtung, im Geschmack des Curtius.

**) Vom 1. zum 2. Mai.

an der Landstraße liegen zwischen Schwyz und der Waldstatt Einsiedeln. Dort fand er den Kriegsrath, welcher, ihm näher zu sein, Arth verlassen hatte. Der Kommandant wollte sich noch einmal über die Vertheidigung der zweiten Linie berathen, bei etwaniger Räumung der ersten.

Was diese nächtliche Zusammenkunft besonders merkwürdig machte, war die Gegenwart des berüchtigten Pfarrers von Einsiedeln, Marianus Herzog.

Wie Paul Styger im südlichen Theile des Kantons Schwyz, war Marianus, ein Luzerner von Geburt, im nördlichen; ihm gleich an Stolz, unbändiger Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und Tücke, übertraf er den Nebenbuhler in Heuchelkunst und Schwärmerton. Kein Verbrechen blieb von ihm unbegangen; doch die bezauberte Menge sah an ihm nur Tugend, und in dem Entweiher des Vaterlandes und der Kirche den Märtirer. So in seiner Gegend der Volksgunst mächtig, benutzte er sie auf pfäffische Weise. Er stellte sich an die Spitze des Regiments der Waldstatt Einsiedeln; er ordnete mit ungezäumter Willkühr, und brachte es so weit, daß die Hauptleute es nicht, ohne Gefahr, von verblendeten Bauern erschossen zu werden, wagen durften, seinen Befehlen zu widerstehen. Noch damit nicht zufrieden, sandte er auch in den Sprengel von Schwyz Ausläufer, das Volk

zu verwirren, um dann über die Truppen dieser Thäler gleicher Herrschaft theilhaftig zu werden. Besonders bot er seine Künste auf, die Einsichtsvollen und Geehrten zu stürzen; Verdacht anzuzünden gegen die sogenannten Herren und Alles, was Perrüken trug und Haarzöpfe; und endlich aller Pfeile Ziel war ihm der Kriegsrath selbst.

Er hatte mit sechshundert Einsiedlern am 1. Mai die Bergschluchten des Ezel besetzt, dieses mächtigen Vorwalles vom Kanton Schwyz gegen das Land Zürich, dessen See seinen Fuß bespült. Marianus forderte dort vom Landshauptmann Reding wiederholt einen Befehlshaber. Doch kein Offizier von allen Schwyzer-Bataillons wollte mit dem Mönche das Kommando theilen, überzeugt, daß keiner ihrer Befehle vollzogen werden würde, so mit dem Eigensinn des Pfaffen im Widerspruch stände. Darum antwortete Reding den Einsiedlern: „Da ihr einmal den Ezel besetzt haltet unter euerm Pfarrer, so traget Geduld. Obwohl ich von ihm selbst, als einem Schwärmer, des Guten wenig erwarte, so tröstet mich der Gedanke an Treu und Muth der Hauptleute und Soldaten von Einsiedeln."

Als der geistliche Ritter um Mitternacht beim Kriegsrath gemeldet wurde, wagte man nicht einmal, ihm den Zutritt zu verweigern. Als die Vertheidigung einer zweiten Linie zur Sprache kam,

ergrimmte er und rief: „Diese Berathung ist unnütz und verräth unnöthige Furcht. Wenn Schindellegi und andere Posten so vertheidigt werden, wie ich mit den Einsiedlern den Ezel schirmen mag, so sind wir Sieger. Und ich betheure euch bei allen Heiligen, alle Einsiedler werden, wie ich, jenen Grenzposten bis zum letzten Blutstropfen verfechten!"

Eben so schwur er noch einmal dem Landshauptmann beim Abschiede, und versprach demselben durch Eilboten alle wichtigen Vorfälle zu melden.

Am 2. Mai, des Morgens um zehn Uhr, erschienen die Franken, zweitausend Mann stark, vor Schindellegi. Die Scharfschützen kamen zuerst mit dem Feinde ins Gefecht, und hielten ihn fast zwei Stunden lang auf, ehe das Bataillon und die zwei Kanonen der Schwyzer wirksam werden konnten. Gegen ein Uhr verminderte sich das Feuer, und hörte endlich ganz auf.

Die Schwyzer stritten an diesem Morgen nicht wie Hirten, welche von den Alpen gekommen, sondern wie Soldaten, die in Feldlagern ergraut waren. Jeder von ihnen drängte sich vor, handgemein zu werden. Mehrere Verwundete wollten das Schlachtfeld nicht verlassen. Einer von ihnen, der des Morgens eine starke Wunde im Schenkel,

am Nachmittag eine in den Leib empfangen, kämpfte mit gleichem Muth fort, bis ein dritter Schuß durch seinen Arm ihn ausser Stand setzte, sich des Gewehrs zu bedienen. Dann ging er nach Haus, noch ungefähr acht Stunden weit. Paarweis stritten sie, zerstreut zwischen Felsen und Bäumen; paarweis fielen sie, bis zum Tode sich und der Muttererde getreu, für die sie fochten. Keiner beklagte seine Wunden, Keiner seinen gefallenen Freund. Keiner, als der für's Vaterland Erblaßte, schien an diesem festlichen Bluttage beneidenswürdig zu sein.

3.

Odemlos, von Staub und Schweiß bedeckt, kam aus freiem Trieb im vollen Lauf ein redlicher Mann von Einsiedeln, genannt Meinrad Käly; er überbrachte dem Landeshauptmann die unerwartete Nachricht, daß die Franken schon über den Ezel heranziehen. Er erzählte, daß der Pfarrer Marianus am Morgen um acht Uhr auf den Ezel gekommen und gesagt habe: „Ihr lieben, guten Leute, ich halte für's Beste, daß ihr nach Hause gehet, und die Waffen niederleget. Das Wehren hilft uns hier doch nichts, weil man an den übrigen Posten auch nicht zu widerstehen gedenkt!“ Auf dieses sei er gen Einsiedeln zurückgeritten,

und die Mannschaft dem Beispiel des geflüchteten Verräthers gefolgt.

Einsiedeln und Schwyz waren so durch den Streich des Priesters den Franken offen. Die Truppen an der Schindellegi, um nicht umgangen zu werden, und noch eine Verbindung mit Einsiedeln und St. Jost zu unterhalten, mußten sich zurückziehen. Es geschah in aller Ordnung. Scharfschützen und Grenadiere deckten den Zug. Um drei Uhr Nachmittags erreichten die Schwyzer Rothenthurm; viele der treuen Höfer waren ihnen auch bis dahin gefolgt. In den Gefechten dieses Tages bei Schindellegi zählten die Schwyzer vierundzwanzig Todte und fünfzig Verwundete. Unter den letztern befand sich auch der wackere Hauptmann Schilter, welcher an seinen Wunden den Geist aufgab. Schauenburg aber ließ sofort den General Nouvion mit einer Kolonne von sechstausend Mann, versehen mit Artillerie und Reiterei, über den Ezel rücken.

Inzwischen war auch auf dem St. Jostenberg der Hauptmann Hediger von den Franken mit überlegener Macht angegriffen worden. Sie waren von Aegeri und Hütten heraufgekommen, zwei- bis dreitausend Mann stark. Hediger, im Zweifel, diesen Paß behaupten zu können, hatte sich ebenfalls gegen denrot hen Thurm gezogen. Der ganze St. Jostenberg, und von daher alle Anhöhen bis auf

den Morgarten, waren ununterbrochen von den Franken besetzt.

Neding ließ alsbald durch das Bataillon Hediger die Anhöhen vom Morgarten wieder stürmen; er selbst blieb mit zwölfhundert Mann im Dorfe Rothenthurm. Unterdessen wälzten sich die feindlichen Schaaren langsam, in furchtbarer Anzahl, und weiten Linien, vom Gebirge herab gegen das Dorf. Schon standen sie, sich entwikkelnd, auf der Ebene; schon nahe genug zum kleinen Gewehrfeuer. Da erst donnerten ihnen die Schwyzer-Kanonen einigemal entgegen. Es erfolgte eine Stille. Aloys Neding flog durch die Reihen; führte sie gegen die Ebene vor, und nach dem ersten Abfeuern beider Bataillone ließ er das sehnlich erwartete Sturmzeichen schlagen. Mit einem Muth, der beinah an Raserei grenze, brach nun Alles auf, mit gefälltem Bayonette, jauchzend dem Feinde entgegen. Weder die Menge, noch die vortheilhafte Stellung, noch die Kriegserfahrenheit desselben konnte die Schwyzer zurückschrecken. Die Begierde, mit den Besiegern Europens handgemein zu werden, war so groß, daß sie dem fürchterlichsten Feuer aus tausend Röhren und Schlünden zum Trotz, durch eine Ebene von mehr als achthundert Schritten festgeschlossen vordrangen, ehe sie ihren Feind in seiner überaus günstigen Stellung am Fuße des Berges ergreifen

konnten. — — Ihr Schritt wurde zum Lauf, ihr Lauf zum Flug. — In jedem rief's: es ist um's Vaterland! Der Tod oder der Sieg waren ihnen gleich reizend. Soldaten und Befehlshaber wetteiferten, wer zuerst den entweihten Boden der Freiheit mit Feindesblut heiligen sollte. Die Franken schienen bei diesem Anblick einen Augenblick unschlüssig, ob Flucht, ob Widerstand? Als aber die Schwyzer von allen Seiten mit gleich festem Schritte und gleicher Kaltblütigkeit so nahe herankamen, daß man einander in die Augen sah, war's entschieden. Das Bayonett der Schwyzer brach die feindlichen Reihen. Ein viertelstündiges Gemetzel, und die Franken ergriffen von allen Seiten die Flucht, so schnell, daß von ihrer Seite kaum noch ein Schuß fiel. Binnen einer halben Stunde waren die Schwyzer Meister von den Anhöhen, auf Wegen, die in so kurzer Zeit sonst vom besten Fußgänger nicht gemacht werden. Die Franken büßten viel Volks.

In der Gebirgskette auf den Grenzen von Zug und Schwyz, zwischen dem stillen See von Aegeri und dem Berge, genannt Sattel, schweift auf den Alpenhöhen in milden Biegungen ein grünes Thal hin — dies ist Morgarten.

Dort hinan klimmten, von Aegeri herauf, die fränkischen Kolonnen. Unbesetzt von den Schwyzern waren jene Höhen, seit dem Rückzuge von

der Schindellegi. Alles kam darauf an, auch diesen Posten wieder zu gewinnen.

Zum Glück waren am gleichen Tage des Morgens am Sattel dreihundert Mann frischer Hilfstruppen von Uri erschienen, geführt vom Urner Landshauptmann Schmid.

Sogleich eilten fünfzig Urner Scharfschützen gegen den Morgarten; ihnen folgten langsamer hundert und fünfzig ihrer Landsleute, und viele aus dem Landsturm von Steinen *). Das von Reding abgesandte Bataillon zog zugleich von der Seite des rothen Thurms dahin.

Die Franken aber hatten das Alpenthal vom Morgarten erstiegen; sie rückten schon über die Anhöhe abwärts bis in die gegen den Sattel gelegenen Waiden. Als sie den Auszug der fünfzig Scharfschützen wahrnahmen, machten sie auf dieselben ein ununterbrochenes Feuer. Die Scharfschützen aber, wenig davon geschreckt, stellten sich zur Gegenwehr, und hielten die Franken so lange zurück, bis auch jenes Bataillon vom rothen Thurm die Höhe erstiegen hatte, und von der Morgenseite her unvermuthet dem Feinde in die

*) Ein Pfarrdorf, nur eine Stunde von Schwyz, bekannt durch Landvogt Geßlers Spruch, als er daselbst Werners von Stauffach Haus erblickte: „kann man leiden, daß das Landvolk so schön wohne?“

Flanken fiel. Das Feuer erglimmte nun von allen Seiten heftiger. Die nacheilenden hundert und fünfzig Urner und Schwyzer, als sie solches sahen, verdoppelten ihre Schritte, um an dem Kampfe der Brüder Theil nehmen zu können.

Sobald sie alle vereint waren, hieß es: „machen wir's kurz, nehmen wir sie unter die Kolben!" Da rollte der Sturmmarsch, und blitzschnell brachen mit gefälltem Bayonett die Schweizer in des Feindes Glieder. Bald war auch hier der Franken Flucht entschieden. Die zwei Bataillone von Rothenthurm hatten den Feind inzwischen auch bis auf die Berghöhen getrieben. Zweimal stellten sich die Weichenden wieder; zweimal entbrannte der gleiche Kampf; aber der Morgarten, nur den Siegen der Schweizer heilig, sah bald überall aus seinem stillen Gelände den Feind geschlagen. Der Plan der Franken, zur nämlichen Zeit von zwei Seiten einen Angriff zu machen, veränderte sich also in gleichzeitige Flucht.

In eben dieser Gegend besiegten im Jahre 1315 am 15. November die Schwyzer Oesterreichs Uebermacht.

Die Franken wurden bis in die Tiefe des Dorfes Aegeri im Zugerlande verfolgt, wo sie sich vergebens zum drittenmal zu stellen suchten. Man würde sie noch weiter getrieben haben, aber der entblößte Ezel ließ die Schwyzer fürchten, von

andern Seiten überrascht zu werden. Zufrieden, die Franken vom Morgarten und St. Jostenberg zurückgeworfen zu haben, endeten sie mit anbrechender Nacht das glückliche Treffen.

An demselben Tage in der Mittagsstunde war das unter dem Oberstlieutenant Aloys Gwerder zu Meyringen im Haslithal gestandene Schwyzerbataillon im Flecken Schwyz angekommen, und da es von der Räumung des Ezels gehört hatte, sogleich weiter geeilt, die Haggen-Egg zwischen Schwyz und Einsiedeln zu besetzen, um sich dem andringenden Feinde entgegen zu stämmen. Ohne eine Erfrischung zu nehmen, erstiegen sie diesen hohen Berg so behend, daß sie um drei Uhr schon die Höhe erreicht, und folglich binnen vierundzwanzig Stunden einen beschwerlichen Weg von zwanzig Stunden zurückgelegt hatten.

4.

Am folgenden Tage *), Morgens drei Uhr, näherten sich die Franken den Schwyzern, welche Arth gegen das Zugerland hin deckten. Bei der Kapelle St. Adrian geschah der wildeste Anfall. Der Strich vom Seeufer bis zum höchsten Gipfel des Rüfiberges, die Länge einer halben deutschen Meile, war von beiden Heerhaufen mit einzelnen

*) Den 3. Mai.

Posten besetzt. Die Franken benutzten augenblicklich jeden Vortheil, welchen ihnen der von den Schwyzern nicht zum besten für Vertheidigung gewählte Platz bot. Die Schwyzer empfanden Unordnungen; einige Scharfschützen, die, bei noch unvollkommenem Tageslicht, zu weit vorgeeilt waren, kamen zwischen zwei Feuer, und fielen sowohl durch Schwyzer- als Frankenkugeln. Ueber anderthalb Stunden währte das Gefecht ununterbrochen fort.

Die Franken wankten zuerst. Das lebhafte Feuer der Scharfschützen erfüllte ihre Reihen mit Todten. Sie zogen sich mit Eile zurück. Aber die Schwyzer, zu schwach, konnten sie nicht verfolgen. Einige Freiwillige von Walchwylen, Kanton Zug, hatten in diesem Treffen sehr gute Dienste gegen die Franken geleistet. Sie bedauerten sechs Todte; die Schwyzer aber zwanzig, und eben so viele Verwundete.

Kaum war hier der letzte Schuß gefallen, als die Stellung von Arth auf der Luzerner Seite bestürmt ward. Eine beträchtliche Abtheilung der achtunddreißigsten Halbbrigade näherte sich dem Flecken bis auf eine kleine halbe Stunde. Allzuvoreilig brannten die Schwyzer auf der Höhe ihre mit Kartätschen geladenen Kanonen ab. Augenblicklich verschwanden die Franken von der Landstraße und der Ebene; sie verloren sich in einen

seitwärts gelegenen Bergtobel (Gebirgsspaltung), um von dort her die Anhöhe zu gewinnen.

Die Schwyzer, auf dem Gegenrande des Tobels, in leichten Verschanzungen von Holz und Stein gestellt, konnten anfangs diese Wendung der durch ein Wäldchen verhehlten Franken nicht wahrnehmen. Sie entdeckten erst die Gefahr, als der Feind schon ziemlich weit gekommen war. Da dies die Schwyzer sahen, rannten sie in vollem Lauf, die obersten Höhen zu erreichen. Doch zu spät, die Franken hatten den Vorsprung. — Andere nun wagten sich in den finstern Tobel, um da hindurch gegen die Seite von Arth hinüber zu dringen; die übrigen endlich besetzten die untere Erhöhung am Tobel, um die Ihrigen, welche hinüber gehen, oder sich schon jenseits befinden würden, zu unterstützen. Zu dem Ende warfen sie eilfertig kleine Schanzen von Holz und Steinen auf, oder wählten Tiefen und Felsenhänge, um sicherer laden und schiessen zu können. Mancher Schütze unterhielt ein anhaltendes Feuer, aus mehrern ihm von Knaben nachgetragenen und geladenen Flinten. Die Franken schossen mit ausserordentlicher Geschwindigkeit; aber ihre Kugeln hatten keine sichere Richtung. Die Schwyzer feuerten langsam; aber jeder Schuß stürzte unfehlbar seinen Mann.

Nachdem ein Theil der schwyzerischen Mann-

schaft über den Tobel unerschrocken aufwärts gegangen war, durch den obern Wald, donnerten sie von den Felsenhöhen auf die Franken herunter. Diese zogen sich seewärts mit großer Eile aus der Schußweite. Als dort ihre Anführer in kleinen Haufen zusammentraten, vermuthlich um zu berathen, was zu thun sei, nahm der Scharfschützen von Schwyz einer dreifache Ladung Pulver, und sprach zu seinen Gefährten: „was gilts, ich reiche den mittlern von jenen Hauptleuten?“ Die Entfernung war ausserordentlich; man vermochte nur kaum die Offiziere an ihren langen Ueberröcken von andern zu unterscheiden. Und der Erzielte stürzte getroffen, in der Mitte der Seinigen, zu Boden. Dieser Schuß ward das Zeichen zum allgemeinen Rückzug der Franken. Sie bezogen wieder bei Oberimmensee die Allmeind, wo sie eine Art Lagers hatten.

Der Verlust fränkischer Seits war bedeutend; aber man hat ihn nicht erfahren. Viele der Getödteten wurden von den Franken selbst in den See geworfen; andere fand man zwischen Klippen und Gesträuchen zerstreut umher; andere aber nebst allen Verwundeten nahmen sie, nach ihrer Gewohnheit, mit sich fort. Die Schwyzer büßten in diesem glücklichen Gefecht wenig ein. Sie hatten nur drei Todte und zwölf Verwundete.

Als sich das Gerücht verbreitete, daß es an Pulver und scharfen Patronen gebrechen könne, ehe Unterstützung aus Schwyz anlange, wurde sogleich alles in den benachbarten Häusern befindliche Pulver, Blei und allerhand Zinngeschirr von den Eigenthümern mit Freuden herbeigebracht; und obgleich in großer Anzahl Kugeln gegossen wurden, war dennoch eine so große Menge Zinn und Blei vorräthig, daß noch vieles Zinngeräth zurückgenommen werden mußte.

Die Truppen am rothen Thurm waren in der Nacht vom zweiten zum dritten Mai ebenfalls beständig unter dem Gewehr, eines Ueberfalls gewärtig. Dies war also die vierte Nacht, welche sie nach fast unglaublichen Mühseligkeiten, eine nothwendige Wirkung des Mangels an Mannschaft, und der Strenge des Dienstes, ungeduldig durchwachten. In dieser Nacht hing Jedermann in finsterm Stillschweigen seinen Gedanken nach. Jeder übersann die neuern Begebenheiten. Ueberall mit Glück gefochten, kosteten die einzelnen Siege dennoch im Ganzen an jedem Tage schier hundert Todte und der Verwundeten viele. Es ließ sich berechnen, daß binnen vierzehn Tagen bei gleichem Glück die Schwyzer an ihren Siegen sterben müßten. Zwar waren die Päße beim rothen Thurm, auf der Schorno und in der Arth wohl beschirmt; aber wer konnte die Franken, seit der Räumung

des Ezels Meister von Einsiedeln, abhalten, über die Haggen-, Oberger- und Holz-Egg, nur noch von Weibern bewacht aus Mangel an Männern, vorzudringen gegen Schwyz, und das ganze Land mit ihren Schaaren zu überschwemmen?

5.

Diese Betrachtungen beschäftigten das Volk in der Nacht; einer theilte sich dem andern mit, als der Morgen dämmerte, und, wie die Gebirgslandschaft aus ihren Nebeln, auch jedes Gemüth aus schweren Träumereien stieg. Bald ward Frage: ob nicht unter solchen Verhältnissen durch ehrenvolle Kapitulation mehr, als durch fruchtlosen Widerstand gewonnen werden könnte?

Es ist unmöglich zu beschreiben, wie heftig, wie verschieden die Meinungen über diese Fragen fielen. Alles gerieth in stürmische Bewegung. Inzwischen keiner diesen Morgen und diese Frage unter dem Schwyzerheer erlebt zu haben wünschte, fürchtete jeder die Stimmenmehrheit für Kapitulation und sich ihr unterziehen zu müssen, jeder die Gewalt der Liebe und Lebenslust über seinen heldenmüthigen Entschluß.

„Nein, schrien Hunderte: laßt uns sterben! sterben! — alle einmüthig in den süßen Tod ums Vaterland gehen!“ — Andere, welche nach gleichem Ziele strebten, aber durch mildere Darstellungen

desselben leichter dafür zu bereden hofften, riefen: „Wir wollen so lange gehörlos sein für Unterhandlung, bis zwei Drittel von uns da am Morgarten hingestreckt liegen, wo unsere Väter ruhen. Dies Opfer ist ja nicht zu groß für ihr Andenken, für unsere Nachkömmlinge, und für die Freiheit!“ — Viele Hausväter sanftern Sinnes, ihre Gattinnen und Kinder im Herzen und Gedächtniß, sprachen: „Brüder, überleget wohl, was ihr thut! Der Tod unserer Ahnen an eben diesem Orte war freilich Sieg für Vaterland und Freiheit; aber jetzt wären bei gleichem Muth und Zweck Sieg und Tod vergebens. Und würden wir alle Leichen, so würden die noch von uns unbesiegten übrigen Franken, — und ihre Zahl ist groß! — über unsere und ihrer Brüder Leichname gehen, und unsere Heimath mit doppelter Wuth zerstören, Weiber und Kinder mißhandeln, und die Thäler mit Mord und Brand füllen. Unser Tod hätte nicht das Unglück gemindert, aber gemehrt!“

Andere, obschon sie die Staatsumwälzung längst für unvermeidlich, doch durch die Hand eines fremden Volkes für schändlich gehalten, erhoben ihre Stimmen mit freierm Muthe: „Sichert die Unterhandlung uns Religion und Eigenthum, schirmt sie unsere Heimath für Brandschatzung, so mögen wir uns getrost mit unsern andern Schweizerbrü-

dern vereinen zu einer Familie und einem Freistaat. Dann büßen wir nicht unsere Freiheit ein, sondern wir vertauschen nur die alte Ordnung gegen eine neue; wir bleiben dieselben. Kein Fürst, kein Vogt beherrscht uns; wir sind Keines Unterthan; wir setzen uns unsere Obrigkeit, nach wie vor. Bedenket es wohl!"

Nach vielem Widerspruch und Lärmen neigten sich die meisten den Gesinnungen der letztern an, und die Mehrheit des Volkes begehrte, erschöpft an Kraft, und im wehmüthigen Gefühl von Wünschen, für ihre Macht unstillbar, Schauenburgs Anträge zu hören.

Aloys Reding, der Landshauptmann, schrieb, da sich das Volk erklärt hatte, durch den Hauptmann Büeler an den fränkischen General Nouvion, im Kloster zu Einsiedeln, und verlangte Waffenstillstand. Gegen Abend kam Büeler mit folgender Antwort zurück:

Ich habe, Herr Kommandant, Euern deutschen Brief erhalten, und solchen mir übersetzen lassen. Um Euch zu beweisen, wie sehr die Franken Menschlichkeit lieben, so sende ich Euch Euern Offizier zurück, damit Ihr meine Bedingungen vernehmet.

Eine halbe Stunde nach Empfang dieses Briefes werden die Truppen des Kantons Schwyz die Waffen niederlegen, solche an einen französischen

Offizier abgeben, der hierzu ernannt ward, mi mündlicher Versicherung vom General, daß dieselben im Lande an einem Orte sollen zusammengestellt werden. — Das Volk des Kantons Schwyz wird ohne Zweifel die helvetische Verfassung annehmen. Ich gebe dem Obergeneral den Bericht über den Empfang Eures Briefes, und der Antwort, so ich Euch ertheile. — Die Stellung der fränkischen Armee und die Eurige werden Euch, ohne Zweifel, es dringend machen, daß die Vorschläge angenommen werden, die ich Euch thue.

Der Brigade-General Nouvion.

Ehe noch Büeler dies Schreiben gebracht hatte, waren am Nachmittage plötzlich die Hilfsvölker von Uri zum Rückzug in ihre Heimath aufgebrochen. Sie hatten die Grenzposten bei Schorno bisher besetzt, und nun ganz wehrlos gelassen. Die Schwyzer beim rothen Thurm mußten durch eine starke Abtheilung jene Stellen decken und sich selbst schwächen.

Dieser unvermuthete Abzug trug nicht wenig bei, das Volk geneigter zum Unterhandeln zu machen. Sobald den Truppen Nouvions Brief verlesen war, begehrten sie, daß man den Waffenstillstand unmittelbar vom Oberbefehlshaber für vierundzwanzig Stunden verlangen sollte, damit sich das gesammte Volk zur Landsgemeinde versam-

meln könne; auch solle dem Oberbefehlshaber der allgemeine Wunsch geäussert werden, daß den Schwyzern neben Sicherheit der Religion, der Personen und des Eigenthums, auch Schonung von fremden Besatzungen zugestanden werde.

Darauf schrieb der Landshauptmann an Schauenburg:

Es kann Eurer klugen Einsicht nicht entgehen, daß alle Gewalt dieses Kantons in den Händen des Volks liegt; und folglich die Berathschlagung über den Gegenstand Eures heutigen Schreibens vor unsere Volksversammlungen kommen muß. Da aber der kurze Termin uns nicht genug Zeit gestattet, eine solche Volksversammlung zusammen zu berufen, so geht mein Ansuchen im Namen meiner lieben Landsleute dahin, daß Ihr uns den Termin um vierundzwanzig Stunden verlängern und dieses arme Land mit Besatzung verschonen möchtet.

3. Mai 1798.

Zum andernmal ging Hauptmann Büeler mit diesem Schreiben und mündlichen Aufträgen nach Einsiedeln. Dort war inzwischen der Oberbefehlshaber Schauenburg angekommen. Folgende Punkte wurden abgefaßt, und zurückgebracht:

Der Obergeneral der Armee in der Schweiz hat durch Gegenwärtiges an Herrn Aloys Reding,

Kommandant von den Truppen des Kantons Schwyz, erklärt: daß die katholische Religion, welche der Kanton bekennt, unbetastet verbleiben soll, weil die helvetische Verfassung, welche durch die Mehrheit von der Schweiz angenommen worden, ausdrücklich die Freiheit des Gottesdienstes zusichert.

Von seiner Seite verpflichtet sich der Kanton Schwyz, die Verfassung in vierundzwanzig Stunden anzunehmen. Mittelst dieser Verpflichtung verspricht der Obergeneral, mit allen Feindseligkeiten während diesen vierundzwanzig Stunden einzuhalten, und in allen Theilen des Kantons, welche durch die fränkische Armee noch nicht eingenommen worden, diejenigen Waffen, die sie besitzen, zu lassen.

Der Kommandant der Truppen des Kantons Schwyz verpflichtet sich hingegen, sich in das Innere zurückzuziehen, und keine Feindseligkeiten zu unternehmen, bis das versammelte Volk seine Stimme über die Verfassung gegeben. Der Beschluß dieser Volksberathung soll sogleich dem Obergeneral der fränkischen Armee mitgetheilt werden.

Gegenwärtige Uebereinkunft ist doppelt verfasset, und wechselseitig durch den Obergeneral, und durch Herrn Büeler, welcher von dem Kommandanten von Schwyz hiezu bevollmächtigt, unterschrieben worden.

In der Nacht vom 3. zum 4. Mai wurden diese Artikel dem unter den Waffen stehenden Volk beim rothen Thurm vorgelesen, dann dem ganzen Land in möglichster Eil kund gethan, mit dem Beifügen, daß um 11 Uhr Mittags jeder bei seinem Eid zur Landesgemeinde gen Schwyz aufgeboten sei.

Gegen Mittag erschienen die Krieger von Morgarten, vom rothen Thurm und der Schorno in Schwyz. Nur die von Arth, welche die beiderseitigen Seeufer von Zug und Luzern besetzt hielten, wollten ihren Posten nicht verlassen, auch konnten sie sich ausserdem nicht zur bestimmten Zeit einfinden.

6.

Es ward der gewöhnliche Landesgemeindenkreis gezogen. Ein fürchterlich-feierlicher Anblick. Alles bewaffnet, wie jedes so eben vom Schlachtfelde kam; die einen mit Kriegsröhren, die andern mit Stutzern, viele mit Speeren, viele mit Morgensternen und Keulen. In jedem Angesichte las man die Empfindungen der Seele; man sah, wie gekränkter Stolz, Wehmuth, furchtlose Entschlossenheit, kaltblütige Ueberlegung, wilde Verzweiflung in Allen wechselte und haderte.

Nach einer kurzen Rede des Alt-Landammann Schueller, der diesmal die Gemeinde führte, wurde

das gewöhnliche Gebet verrichtet, zu Gott um Gnade und Erleuchtung. Welch ein Anblick, dieser Kreis von bewaffneten Bauern, mit den stürmischen Herzen, und bleichen Gesichtern!

Dann wurde die Kapitulation vorgelesen. Hauptmann Büeler erzählte zugleich, daß Schauenburg mündliche Versicherung gegeben, aus dem Kanton Schwyz keine Mannschaft ausheben, und keine Brandschatzung fordern zu wollen. Darauf nahm der Landeshauptmann Aloys Reding das Wort. Er schilderte die bisherigen Vorfälle, die Stellung der fränkischen Armee, und die der Schwyzer, den Rückzug der Urner, und das Ausbleiben von vierhundert Unterwaldnern, welche zwar an diesem Morgen nach Brunnen schon zur Hilfe von Schwyz gekommen, aber nach erhaltener Nachricht, daß man im Unterhandeln begriffen sei, wieder nach Hause gezogen wären. Er schloß also mit der Ermunterung, die Kapitulation anzunehmen.

Jetzt erschien ein Brief, geschrieben an das Volk von einem seiner ehrwürdigsten Hirten, dem Dekan Tanner, in welchem dieser rechtschaffene Greis seine Gesinnungen folgendermaßen ausdrückte:

Getreue, herzliebe Mitlandsleute und Brüder!

In gegenwärtigen so gefährlichen Umständen meines und Eures lieben Vaterlandes, da ich we-

gen Alters und schwachen Kräften ausser Stande bin, vor Euch persönlich zu erscheinen: so finde ich mich durch mein Gewissen verbunden, mit Euch schriftlich zu sprechen; vernehmet also die Gesinnungen eines zwar unwürdigen Priesters, der aber schon zweiundfünfzig Jahre in diesem Lande verpfründet, und, wie den meisten aus Euch nicht unbewußt, für Religion und Vaterland immer gethan hat, was in seinem Vermögen war. Herzliebe Brüder, lasset doch um Gottes willen in dieser mißlichen Lage gesunde Vernunft und Geduld walten; wollt Ihr denn, von allen unsern Brüdern verlassen, durch fernern blutigen Widerstand Euch Euern Weib und Kindern, und mit Euch denselben Trost und Erziehung entreissen? folglich Euch und das Vaterland noch unglücklicher machen? Ach liebste Brüder, von zwei anscheinenden Uebeln ist das kleinere zu wählen. Seid Ihr für Eure Religion, für Person und Eigenthum so viel möglich versichert: so thut und schließt nach jetzigen Umständen. Hoffet und vertrauet auf Euern Gott und noch waltende Menschenliebe. Seid einig und verschaffet Euch Ruhe und Frieden.

Dieses rathe und bitte ich Euch auf mein Gewissen und Leben.

Seb. Anton Tanner,
unwürdiger Decan und Pfarrer.

Muttathal, den 4. Mai 1798.

Bisher war das Volk ruhig geblieben; als man nun aber zum Abstimmen schreiten wollte, erhob sich umher ein dumpfes Murmeln, welches mit jedem Augenblick steigend zum wildesten Getöse überlief. Die Meinungen waren im Kampf. Es war das letzte, gewaltsame Ringen zwischen Nothwendigkeit und Neigung, Neuerung und Alterthum in jeder Brust; die letzte Krisis eines mehr als dreihundertjährigen Staatskörpers, der nun der Auflösung nahe war.

Man sprach von dem, was die Vorwelt gethan für Freiheit; was Pflicht noch jetzt heische; man berechnete, was man verlöre mit einer Landesverfassung, die seit Jahrhunderten Freiheit und Frieden gewährte, gegen den Gewinn einer Verfassung, die man nicht kannte; man verglich das Vergangene mit dem Künftigen, das Gewisse mit dem Ungewissen. Einige fürchteten den Untergang aller Religion; andere erinnerten an den feierlichen Eid, lieber zu sterben, als die Verfassung zu ändern; andere gedachten der bisher erfochtenen Siege; andere, daß man den Franken nicht vertrauen dürfe.

Die Verschiedenheit der Gründe und Begriffe vermehrte die Hitze. Das Schreien und Toben dafür und dagegen ward allgemein. Umsonst suchten die Gelassenern Herstellung der Ruhe. Man wollte keinem Rath, keiner Vorstellung weiter Ge-

hör geben. Viele gingen von der Gemeinde, um ihren Schmerz freier austoben zu lassen.

Diese Verwirrung, dieser Sturm, der alle Berathschlagung hemmte, hatte schon eine halbe Stunde gedauert. Viele drohten einander mit geschwungenen Säbeln, andere zielten mit geladenen Gewehren. Rings von Feinden umgeben, schien das erbitterte Volk jenen die Mühe erleichtern und sich selbst vernichten zu wollen.

Endlich erhob sich auf der Bühne der Chorherr Schueller, ein Mann, geachtet beim Volk, wegen seines Biedersinns und untadelichen Wandels. Es war aber die Sitte dieses Volks, daß, wenn ein Geistlicher zu ihm redete, Jedermann das Haupt entblößte. Also geschah es von den Nächststehenden, und pflanzte sich fort; Schueller benutzte die beginnende Sille, und sprach mit Ernst und Schmerz:

„Meine herzliebe Mitlandsleute, wenn jemals brüderliche Eintracht und gelassene Ueberlegung nöthig gewesen, so ist es gewiß jetzt. Aber es ist hier nicht die Frage: ob die alte oder neue Schweizerverfassung besser sei, sondern ob man fernern Krieg, oder die Kapitulation wähle? Ihr kennt unsere Lage; ihr wisset, Muth und Tapferkeit mögen unsere Verfassung nicht mehr retten; der Mangel an Mannschaft machte die anhaltende Vertheidigung unsers Vaterlandes unmöglich. Dies war

die Ursache, warum ihr selbst gestern Unterhandlung begehrt habt. Der fränkische Oberbefehlshaber gab sie, und ehrenvoll für euch. Religion und Eigenthum sind durch sie behütet.

„Ihr sagt: wir haben geschworen, lieber den Tod, als die Konstitution! Fern sei Meineid! — Wir haben aber geschworen, im Glauben, daß die neue Verfassung unserer Religion gefährlich sei. Seitdem die Kapitulation uns unsere Religion unverletzt zusichert, fällt jener Grund, deswillen wir schwuren, hinweg. Denn sagt die neue Verfassung das Gleiche, so dürft ihr sie ohne Gewissensbeschwerde annehmen. Redet sie anders, so bleibt ihr bei der Kapitulation.

„Ihr sprecht: man darf den Franken nicht trauen! — Ist dies euer Ernst? Leget ihr nicht in eben diesem Augenblick den größten Beweis eures Vertrauens gegen die Franken ab, indem ihr, auf ihr Ehrenwort bauend, hier berathschlaget, inzwischen eure Grenzen nun von allen Seiten unvertheidigt offen stehen, und eure Kanonen und eure Munition, nur von kleinen Wachten behütet, binnen wenigen Augenblicken genommen sein könnten? Ein solches Zutrauen auf sein Versprechen hat das fränkische Volk gewiß noch nie empfahen. Wenn ihr nun euch mit so vieler Zuversicht auf ihr Versprechen verlasset, da sie noch Feinde und so nahe

an unsern Grenzen sind: warum solltet ihr ihnen nicht vertrauen, wenn sie von uns entfernt, und unsere Freunde sind?

„Es sind nur noch wenige Stunden vom Waffenstillstand übrig. Hinweg mit Leidenschaft und Parteigeist; Vernunft und Gelassenheit dafür. Wollet ihr Krieg: wohlan, so verliert keine Zeit! Jeder eile an seinen Posten, das Vaterland zu vertheidigen. — Wollt ihr aber dem Blutvergiessen ein Ende, wollt ihr durch die Kapitulation eure Religion, Person und Besitzung schirmen, so zögert nicht, dem fränkischen Befehlshaber die Anzeige zu machen, auf daß alle Feindseligkeiten eingestellt, die Hausväter ihren Kindern, die Kinder ihren Aeltern, die Männer ihren bekümmerten Ehefrauen wiedergegeben werden. Der Allmächtige leite eure Gesinnungen, segne eure Beschlüsse!"

Dreimal wurde Schueller, indem er also redete, vom Getümmel des Volks unterbrochen, und immer wieder zur Fortsetzung aufgefordert. Endlich ward Alles still; Jeder hörte aufmerksam den Vorstellungen zu. Man schritt zur Entscheidung der großen Frage, und die Kapitulation wurde mit großer Einmüthigkeit angenommen. Nur kaum hundert Mann stimmten dagegen.

Man erwählte sogleich vier Abgeordnete, welche folgendes Morgens zum General Schauenburg

reisen sollten. Die fernern Geschäfte zu berichtigen, übertrug man einem Ausschuß.

Noch an demselben Abend ward folgendes Schreiben an Schauenburg gesandt:

„Wir haben aus dem an unsern Mitbürger Aloys Reding von Euch erlassenen Schreiben die feierlichen Zusicherungen von der freien Ausübung unserer Religion, Sicherheit der Person, Beibehaltung der Waffen und des Eigenthums zu unserm Vergnügen bei unserer allgemeinen Versammlung ersehen.

„Ueberzeugt und vergewissert von den menschlichkeitsliebenden Gesinnungen, die Euch und die ganze französische Nation auszeichnen, haben wir auf diese Bedingnisse die helvetische Verfassung anzunehmen beschlossen; und die Bürger Aloys Reding, Jakob Castell, Major Büeler und Sekretär Anton Ulrich aus unserer Mitte ernamset, welche sich Morgens bei Euch, Bürger General, einfinden, unsern Beschluß mündlich anzeigen, und sich mit Euch noch weiter besprechen sollen. Euerm Auftrag zufolge haben wir dem Kanton Uri Eure Willensmeinung zu wissen gethan; nur ersuchen wir Euch, alle Feindseligkeiten gegen unser Land einzustellen, und die Truppen ab unsern Grenzen zurückzuziehen, so wie wir es bereits gethan und befohlen haben. Wir schmeicheln uns mit der gütigen Aufnahme unserer Abgeordneten,

und unter freundschaftlicher Begrüßung verbleiben wir mit aller Hochschätzung,

Schwyz, den 4. Mai 1798.

Im Namen des Volks vom Kanton Schwyz,
Unterz: Büeler, Landesstatthalter.
Ulrich, Sekretär."

Das Schreiben des Generals Schauenburg, betreffend den Kanton Uri, von welchem im obstehenden Briefe Meldung geschieht, und welches während der Landesgemeinde eintraf, lautet so:

Im Hauptquartier zu Einsiedeln, den 15. Floreal, im 6. Jahr der fränkischen einen und untheilbaren Republik.

Der Oberbefehlshaber der Armee in Helvetien an Herrn Aloys Reding.

Mein Herr! Ich bin vergewissert, daß die Truppen des Kantons Uri mit den Eurigen vereinigt waren, um sich mit den fränkischen Truppen zu schlagen, und da ich mit Euch unterhandle, so habe ich annehmen müssen, daß das, was mit Euerm Kanton abgethan wurde, auch für die andern gemacht sein soll. Ich bilde mir nicht ein, daß der Kanton Uri sich einzeln geben, und verdrüßliche Ereignisse sich zuziehen wolle; ich bitte Euch also, mein Herr, ihm diese Erklärung zu wissen zu thun, die auch auf den Kanton Uri an-

wendbar ist; und im Fall, welches ich nicht vorsehen kann, daß derselbe es abschlagen würde, sich der Vollziehung der von Euch angenommenen Bedingnisse zu unterziehen: so muß ich vorbehalten, daß die unter meinem Befehl stehenden Truppen sich in den Kanton Schwyz begeben werden, um dorthin zu gelangen.

Der Durchzug derselben soll Euch aber nicht beunruhigen. Mein Herr, Person und Eigenthum sollen geehrt und dieser Vertrag heilig beobachtet werden. Ich bitte Euch, mir alsobald Euern Beschluß wissenhaft zu machen; ich wünsche nur, daß der Menschlichkeit, und des größten Glücks des schweizerischen Volks willen, der angefangene Krieg aufhören möge.

Ich bin, mein Herr, mit vollkommener Achtung

Ihr

gehorsamer Diener

S c h a u e n b u r g.

7.

U r i, bewogen durch die Vorstellungen von Schwyz und den Anblick unabwendbarer Gefahr, nahm die zwischen den Franken und Schwyzern geschlossenen Bedingungen unmuthig an. Die feindlichen Heere ihres Vertrags eingedenk, zogen sich von den Grenzen von Schwyz zurück. Auch

Obwalden, wo die Stimme des Weisern wieder gehört ward, nachdem Furcht den Rausch der Leidenschaft gelöset hatte, unterschrieb fast zu gleicher Zeit (am 5. Mai) die neue Staatsverfassung zum andern Male.

Nur das Volk von Nidwalden, trunken von Eingebungen seiner Priester, blieb zögernd stehen. Es besetzte noch mit Kriegern die Grenzen bei Ennetmoos gegen Obwalden, bei Stansstaad und Hergiswyl am Seeufer, bei Emmeten auf der Berghöhe gegen das Land Uri, und dem darunter liegenden Bergfluß, welcher, die Naas geheißen, sich im See vorstreckt gegen Brunnen im Schwyzer-Land.

Aber das Beispiel der benachbarten Gegenden; die erlöschende Hoffnung, siegend aus dem Kampfe hervorzutreten; die Zwietracht der Meinungen im Innern — Alles erleichterte den im Stillen wirksamen Freunden des Friedens die Mühe, den Landmann milder zu stimmen.

Die Gemeinden zeigten endlich Neigung, mit den Franken zu unterhandeln. Die Priesterschaft ward um Rath befragt. Eine Versammlung derselben, bei welcher aber die wüthendsten Kriegspriester nicht erschienen, gab ihr Gutachten, daß sonder Gewissensbeschwerde die neue Verfassung angenommen werden möge, mit Vorbehalt der am 7. April beschwornen Punkte.

Es wurden demnach Abgeordnete an den General Schauenburg nach Zürich gesandt, die Uebereinkunft zu schliessen. Sie brachten folgende Erklärung des Feldherrn, von ihm unterzeichnet, zurück:

Hauptquartier Zürich, 26. Florial, Jahr VI. der fränkischen einen und untheilbaren Republik.

Der Oberfeldherr der Armee in Helvetien versichert das Volk von Unterwalden nid dem Walde des Schirmes und der Freundschaft der fränkischen Republik, und ersucht es, seine Unruhe zu besänftigen, die man ihm über die Freiheit seines Gottesdienstes, über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums u. s. w. eingeflößt hat. Dem Oberfeldherrn liegt nichts näher am Herzen, als die Einwohner von Helvetien über die wirklichen Gesinnungen der fränkischen Regierung aufzuklären; er eilt, dem Volke von Unterwalden nid dem Walde zu bekräftigen, daß seine Personen und Eigenthum geachtet, daß keine fränkischen Truppen dahin einrücken sollen, als im Falle, daß die öffentliche Ruhe gestört wäre; daß ferner Unterwalden nicht werde entwaffnet werden, und Frankreich nie daran gedacht habe, die junge Mannschaft der Schweiz seinen Bataillonen einzuverleiben. Im Betreff der Religion, will die fränkische Republik die Gewissen

nicht beengen, sondern überläßt Jedem, Gott nach seiner Weise zu verehren.

Der Oberfeldherr
Schauenburg.

So versammelte sich das Volk am 12. Mai zur Landsgemeinde. Die Frage über Auflösung der alten und Huldigung einer neuen Landesordnung sollte entschieden werden. Einige Geistliche erhoben ihre Stimme für die Annahme. Zwar lärmten dagegen Haufen versammelter Weiber. Aber der schwärmerische Priester Lüssi, Helfer zu Stans, bisher Führer und Seele des Volks, der unerbittlichste von den Feinden der Staatsänderung, fehlte. Der Weiber Gelärm verscholl leicht. Der Kriegsrath selbst rieth zur Ergebung, und so ward in trauriger Stille, und beinahe ohne einiges Handmehren, die helvetische Verfassung angenommen. Selbst Derjenigen Muth und Eifer schien veraltet zu sein, welche an den Grenzen in Waffen standen, und zu sterben fürs Vaterland geschworen hatten. Während sich das übrige Volk leidend verhielt, waren die Krieger zur Uebereinkunft am geneigtesten, als sie ihre Meinung schriftlich einsenden mußten.

8.

Weit entfernt, Erbitterung gegen diese Bergvölker zu nähren, ehrten die Franken die Tapfer-

keit derselben. Selbst Schauenburg, welcher anfangs die Sprache der Verachtung angenommen, und die Führer des Volks mit Leben und Gut für alle Folgen der Widersetzlichkeit verantwortlich erklärt hatte, war gezwungen, ihnen ungeheuchelte Achtung zu weihen. Er bekannte dies in öffentlichen Briefen; er wurde der persönliche Freund des schwyzerischen Landeshauptmanns Aloys Reding, des Feldherrn der Hirtenkrieger, den er nicht besiegt hatte.

Der Verlust der fränkischen Truppen in dem Kampf gegen die Waldkantone war verhältnißmäßig ungemein groß. Wie die letztern ihre Todten zu Hunderten zählten, zählten die Franken die ihrigen zu Tausenden. Wie man aus bestimmten Nachrichten von Luzern erfahren, belief sich ihr Verlust auf die Summe von 2754 Todten. Die Zahl ihrer Verwundeten hat man nie mit Gewißheit entdeckt. Sie muß wahrscheinlich die der Todten überstiegen haben. Die Truppen der Waldkantone büßten, wie man genau aus den umständlichen Gemeindsregistern weiß, in allem 126 Todte ein, und zählten nur 195 Verwundete. Dies Mißverhältniß der Verwundeten zu den Todten von Seiten der Waldstätter läßt sich nur aus der Wuth erklären, mit welcher die Eidsgenossen fochten. Die Verwundeten achteten ihrer Wunden nicht;

sie blieben im Kampfe, gaben und forderten keine Gnade, und fochten noch halb sterbend am Boden, um nicht ihre Schmach zu überleben. Frei geboren, wollten sie frei sterben. Es war ihnen süß, mit ihrem Blute die unbezwungene vaterländische Erde zu netzen, und da ihr Sterbebett zu wissen, wo die Heldenväter glorreich gestorben waren.

Kein Denkmal verewigt ihre Namen. Aber so lange die rauhen Felsen der Schindellegi stehen, so lange die Fluren von Morgarten grünen, wird man der Thaten eingedenk sein, welche die Nachkommen Wilhelm Tells ihrer Altvordern werth machten.

Die Schwyzer blieben bei den Bezeugungen der Achtung nicht unempfindlich, welche ihnen die fränkischen Feldherren gaben. Die aus sieben Gliedern bestehende provisorische Regierung von Schwyz machte es zu ihrer ersten Beschäftigung, dem General Schauenburg ihre Erkenntlichkeit im Namen des Volks zu äussern. Ihre zweite Sorge aber war's, den verwundeten Brüdern, den Wittwen und Waisen, oder den armen Aeltern der umgekommenen Vaterlandsvertheidiger Hilfe und Erquickung zu schaffen. Es wurde zu dem Ende schon am 8. Mai eine allgemeine Steuer ausgeschrieben, welche freiwillig gegeben werden

sollte, und nachmals verhältnißmäßig an die Hilflosen vertheilt wurde.

Einen rührenden Beweis der Anhänglichkeit und Liebe gaben noch jetzt, da auch das Schicksal des Kantons Schwyz entschieden war, die Ehemals-Angehörigen von der Landschaft der beiden Höfe Pfäffikon und Wollerau. Wiewohl sie von Schwyz, ihrem ehemaligen Oberherrn, nichts mehr zu hoffen und zu fürchten hatten, gingen sie doch den Oberbefehlshaber Schauenburg inständig an, daß sie noch ferner mit Schwyz vereinigt bleiben möchten. Eben dies baten sie mit Herzlichkeit von Schwyz selbst. — Die Schwyzer, bewegt durch so viele Treue, verwandten sich um die Erfüllung solches Wunsches sowohl beim Franken-General, als bei dem helvetischen Direktorium. Schauenburg fand die Bitte edel, aber es war nicht in seiner Gewalt, zu willfahren.

Schwyz genoß also in den letzten Stunden seiner Selbstständigkeit eines Trostes, dessen sich vielleicht kein anderer Stand der zerstörten Eidsgenossenschaft rühmen konnte, daß nämlich zur Zeit der äussersten Gefahr die Ehemals-Angehörigen sich ihrem bisherigen Herrn anschlossen, um von ihm das Schwert des Feindes abzufangen, und mit Blut den Beweis der Dankbarkeit und Zufriedenheit zu besiegeln. Küßnacht hatte sich

vertheidigt, so lange Schwyz nur immer noch eine Hoffnung von Unterstützung geben konnte. Die Landschaft March hatte mit achthundert Mann die Grenzen gegen Zürich treu gedeckt. Die Einwohner der Höfe hatten sogar ihre Habschaft und Heimath verlassen, um noch in dem Augenblicke mit ihren alten Oberherren vereint zu leben, da die Franken schon Meister ihrer Landschaft waren. — Die Einsiedler, vielleicht unter allen das entschlossenste und muthigste Volk, würden gewiß für Schwyz das Aeusserste gewagt haben, wären sie nicht durch Furcht oder Bosheit ihres schändlichen Führers am Ezel verführt worden.

Dies ist die Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone im Jahre 1798. Da, wo vor einem halben Jahrtausend die alte Eidsgenossenschaft zuerst ihren Ursprung genommen, unterlag sie auch einer völkerrechtsmörderischen Macht am letzten. Frankreich hatte über die Bundesstaaten Helvetiens, wie der schlaue Mazedonier Philippus über den Bund der Griechen, gesiegt. Auch die dreizehn alten Orte der Schweiz mußten ihr Chäronea finden, weil sie die großsinnige Staatsklugheit, Freiheitsliebe und Eintracht der Alten verloren hatten.

Europa bewunderte den edeln, wenn auch un-

beglückten Muth der Hirtenvölker, und wird, so lange Tugend mehr, denn Glanz der Gewalt gilt, die Helden im Hirtenkleide ehren, welche mit der Selbstständigkeit ihres freien Vaterlandes in den Tod gingen.

Metapolitische Ideen.

Ein Bruchstück.

Der Verfasser schrieb dieses Bruchstück schon im Jahre 1796, während seines Aufenthaltes zu Paris. Es ward im gleichen Jahre in der damals zu Zürich erschienenen Zeitschrift „Humaniora“ aufgenommen.

Es gereicht unsern Staatsmännern gewöhnlich zum Aergerniß, wenn ein Unberufener über Staatssachen, Volksrechte und Regierungsformen ein Wörtchen fallen läßt. Es beleidigt ihren Stolz, Gegenstände zum Stoff gesellschaftlicher Unterhaltungen werden zu sehen, welche bisher, wie ein ehrwürdiges Heiligthum, dem Volke nur aus der Ferne gezeigt wurden.

Sie spotten der unberufenen Staatsweisen (man muß diese von Staatskünstlern unterscheiden); und meinen nach ihrer Art, es sei leichter, gute Verse zu schreiben, als mit Glück über Ge-

setzgebung und Verwaltung zu sprechen. Ich habe nun gerade die entgegengesetzte Meinung; glaube, es sei leichter über Staatsverhältnisse gut zu urtheilen, als gute Verse zu dichten; denn zu jenem Geschäfte wird nur gesunder, ungelähmter Menschenverstand, zu diesem ein selteneres Geschenk der sparsamen Natur erfordert.

Dem sei, wie ihm wolle, so halte ich es wenigstens für sehr erlaubt, und sogar für sehr nützlich, in der Politik so wenig, als in der Religion, am Arm des blinden Glaubens zu schleichen. Wer sich stark genug fühlt, diesen Arm zu entbehren, erkennt in dem Gefühle *seinen Beruf* zum Selbstgehen. Eben so wichtig dem einzelnen Menschen Berichtigung seiner Vorstellungen vom höchsten Wesen, von Unsterblichkeit der Seele und einer moralischen Weltregierung ist, so wichtig und wohlthätig ist ihm das Nachdenken über die Lehre von der besten, das heißt der vernunftmäßigsten Einrichtung des menschlichen Gesellschaftskörpers.

Gleichwie es eine höhere Wissenschaft gibt, in welcher wir den *Grund* aller positiven Gesetze und Rechte erkennen, — nämlich das Naturrecht; — oder eine Wissenschaft, welche uns den Grund aller Erscheinungen der Physik geben will, — nämlich die *Metaphysik*: so sollte auch eine Wissenschaft werden können, in welcher dem Grunde

aller Erscheinungen der Politik (Staatskunst) nachgewiesen wird, — nämlich Metapolitik.

Unvertraut mit den Systemen der ältern, uneingeweiht in die Geheimnisse der neuern Staatskunst, habe ich mir, zu meiner eigenen Belehrung, vorgenommen, diesem Gegenstande meine nächsten Stunden zur Betrachtung zu widmen. Ich will, selbst wo sich mir Staaten als glückliche Muster darstellen, nicht auf sie hinschauen, sondern nur auf das Urtheil der Vernunft allein horchen; will nicht aufsuchen das was ist, sondern was nach den Gesetzen der Vernunft sein sollte, und — wenn der Glauben an die Fortschritte der menschlichen Gesellschaft in ihrer Kultur nicht Träumerei ist — künftig einmal sein wird.

I. Freiheit.

1.

Der Robinson auf seiner unbewohnten Insel ist wie der Weise im Horaz, Schuster und König — er ist durchaus frei. Die Grenzen der Natur sind die Grenzen seiner Willkühr, seiner Launen.

Das gesellschaftliche Leben ist dem Menschen aber Bedürfniß durch seine eigene Organisation.

Ausgesteuert von der Natur mit einer Menge von Anlagen und Trieben, welche Ausbildung und Befriedigung fordern, und sie unmöglich in der Einsamkeit gewinnen können, schmachtet er nach Unterstützern und Gehilfen.

Mit dem Uebergang aus dem Einzelnsein in den gesellschaftlichen Zustand, opfert er freiwillig einen Theil seiner Willkühr auf; er leidet Einschränkungen, um die Vortheile der Gesellschaft zu empfangen.

2.

Diese Einschränkungen sind keine Vernichtungen seiner Freiheit, sondern nur Bestimmungen in der Wahl seiner Mittel, jene (Freiheit) wohl zu geniessen.

3.

Das Wort, und der in der Schale desselben wohnende Begriff Freiheit, hat das Schicksal einer Münze, welche lebhaft umläuft, und in tausend Händen und Taschen endlich Form und Gepräge einbüßt. Eben deswegen wissen so viele, selbst Kaufleute, welche mit derselben starke Geschäfte treiben (denn sie sind darum nicht immer gute Münzkenner), Freiheit nicht leicht von Unabhängigkeit, Ungebundenheit, Selbstbestimmung u. dgl. m. zu unterscheiden.

Worin besteht des Menschen Freiheit? — —

Sie besteht in der harmonischen oder vernunftgemäßen Befriedigung der Triebe unserer dreifachen Natur.

4.

Der Mensch vereinigt in sich gleichsam dreifaches Leben, — ein sinnliches, ein sittliches und ein denkendes.

Der nächste Zweck, welcher vor ihm liegt, und dem er schon mit aller Kraft entgegensteuert, ehe er ihn deutlich erkennt, ist — zu leben, — zu entfalten die Anlagen, welche ihm beiwohnen, — das zu werden, was er nach seiner Organisation werden kann. Dahin lenken ihn unwillkührlich alle Triebe. Er gleicht der Pflanze, welche, organisirt zur Blume, mit immerwährendem Drange dieser Bestimmung entgegenkeimt.

Haben die Triebe unsers dreifachen Lebens volle Befriedigung, das heißt, setzen sich unserer sinnlichen, sittlichen und intellektuellen Vervollkommnerung keine andere Schranken, als die nothwendigen der Natur selbst, entgegen, sind wir in der Lage, ungehindert aufzublühen und zu dem zu reifen, was wir nach unserer Organisation sein können: so sind wir frei. Wir sind Pflanzen im Garten der Natur, welche ungelähmt in ihren Kräften, Schönheit, Stärke und Höhe gewinnen.

5.

Diese Freiheit empfängt nach besondern Beziehungen besondere Bezeichnungen. — Verhältnisse, welche den Forderungen unserer sinnlichen Natur Erfüllung gewähren (Sicherheit des Lebens, des Eigenthums, der Nahrung, Begattung u. s. f.), machen uns sinnlich frei.

Werden die Triebe unserer moralischen Natur gestillt, das heißt, vollstrecken wir das Sittengesetz der Vernunft, entreissen wir uns der Herrschaft aller sinnlichen Begierden: so sind wir sittlich frei.

Lähmen keine willkührliche (also nicht durch die Naturnothwendigkeit gegebene) Fesseln unsers Geistes Kraft, zur Entwickelung seiner Anlagen zum Urtheilen, Denken, Glauben; werden wir nicht durch willkührliche Gewalten an gewisse Formen und Meinungen und ein non plus ultra des Forschens gebunden: so geniessen wir Denkfreiheit.

6.

Hieraus ergibt sich, daß die Freiheit nicht nur in sich Verschiedenheit trägt, sondern auch eben so relativ ist, als die Ausbildung der Triebe des dreifachen Lebens bei den Sterblichen überhaupt ist.

Der Wilde, welcher nichts von den Forderun-

gen seiner (in ihm vorhandenen, aber schlummernden) höhern Natur ahnet, lebt frei, sobald er nur in sinnlicher Behaglichkeit leben kann.

Ein Europäer hingegen, der Alles, was Sinnlichkeit schmeichelt, so gut wie jener Wilde, besitzt, aber durch willkührliche Gebote in Rücksicht der unerfüllten Triebe seiner höhern Natur darben und schmachten muß, ist nichts weniger, als frei zu nennen.

Im Urtheile über die Freiheit der Völker müssen wir diese mit keinem andern Maßstabe, als dem ihrer eigenen Entwickelungsstufe, messen.

7.

Ungehemmte, vernunftgemäße Befriedigung der Triebe unsers gesammten dreifachen Lebens setzt vollkommene Freiheit voraus.

Ein Staat, welcher dem Volke das Vermögen läßt, die Forderungen der dreifachen Natur so weit zu beruhigen, als es der Kulturzustand des Volkes möglich macht, oder zuläßt, gewährt bürgerliche Freiheit.

Ein Staat, welcher die eine oder die andere Art der Freiheit (5) vernichtet durch seine Gesetze, vernichtet damit Plan und die Ordnung der Schöpfung, verkrüppelt die Menschheit, ist widernatürlich und der Auflösung werth.

8.

Vollkommene Freiheit (7) ist ein Begriff, der mit sich absolute Allgemeinheit verbindet, ist das Ideal, dem wir entgegenringen, die Basis der vernünftigen Gesetzgebung.

Bürgerliche Freiheit ist abhängig vom Grade der Kultur des Volks.

Eine Nation, welche noch vor hundert Jahren frei war, kann, selbst wenn sie noch immer die damaligen Verfassungen, Gesetze und politischen Verhältnisse unverändert beibehalten hat, in unsern Zeiten aufgehört haben frei zu sein, durch ihre Fortschritte in der Geistesbildung. Die Kleider, in welchen sich einst das Kind frei regen und bewegen konnte, werden dem wachsenden Jüngling zu enge, folternd und unnatürlich.

9.

Der Mensch in der Einsamkeit ist nicht fähig, allein und für sich selbst alle Anlagen zur Vollkommenheit zu entwickeln (1); um also vollkommene Freiheit (7) zu erhalten, bedarf er der Unterstützung von mehrern Sterblichen. Er opfert der Gesellschaft, um ihrer Hilfe theilhaftig zu werden, von seiner Willkühr und Ungebundenheit auf. Die Einschränkungen, welche er freiwillig leidet, heben seine Freiheit (4, 5) nicht auf, sondern

geben ihm bestimmtere Mittel, sich der vollkommenen Freiheit (7, 8) anzunähern.

10.

Willkührlich und nach Laune etwas thun oder lassen können, was nicht unmittelbar mit den Triebesforderungen der dreifachen Natur verknüpft ist, heißt nur Ungebundenheit.

Etwas Unvernünftiges wollen und thun können, heißt wahnsinnig oder thierisch sein können.

II. Zweck des Staates.

11.

Der Zweck, auf welchen in uns alle Anlagen und Triebe hindeuten, und mit dessen Vernichtung sich auch unser menschliches Dasein schliessen würde, nämlich zu leben, und sich als Das zu erhalten, was man nach der Natur aller beiwohnenden Anlagen ist, und, der Vernunft gemäß, sein soll — dieser Zweck, sage ich, ist im Stande der Gesellschaft so heilig, als im Stande der Einsamkeit. Denn um dieses Zweckes willen tritt der Einsame in die Gesellschaft.

12.

Dieser Zweck, dieses natürliche (also nothwendige, nicht selbstersonnene) Befugniß, zu bleiben und zu werden, was der Mensch durch seine Organisation ist und werden soll, ist das große Grund- und Urrecht des Menschen.

Er hat also das unveräusserliche Recht zur Erhaltung und Ausbildung seiner Sinnlichkeit, das Recht, Leben, Eigenthum, Wohlsein u. s. f. zu erhalten, zu befördern.

Zweitens, Recht zur Erhaltung und Ausbildung der moralischen Natur, Freiheit der Tugend, Ausübungsrecht der Sittlichkeit.

Drittens, Erhaltung und Ausbildung seiner intellektuellen Natur, Freiheit des Denkens, Glaubens u. s. w.

In so fern jedem vernünftigen Wesen auf Erden diese Rechte angehören, sind sie Eigenthum der ganzen menschlichen Gesellschaft — Rechte der Menschheit.

13.

Weder das Individuum, noch die Gesammtheit der Menschen kann in der Gesellschaft die Bedingungen aufopfern, unter welchen ihr physisches, moralisches und intellektuelles Dasein möglich ist. Nur die Wahl der Mittel, jene Rechte zu üben und zu nutzen, empfängt Bestimmungen.

Da jeder einzelne Mensch für sich kein höheres Ziel kennt, als das erwähnte (4, 5, 11), so hat auch die Gesellschaft an und für sich kein höheres. Der Staat ist nur Mittel, das Geschäft und Streben des dreifachen Lebens zu erleichtern und zu befördern.

Unsere Menschheitsrechte haben wir also **nicht für den** Staat, sondern der Staat ist erschaffen **für sie**. Eine Gesetzgebung, welche die Rechte und Ziele der Menschheit zerstört, ist unvernünftig, unnatürlich, hebt die Ursachen der menschlichen Gesellschaft auf, und verdient, als ein untaugliches Mittel, Vernichtung.

14.

Der Zweck des Menschen und der Menschheit ist also auch **Zweck des Staates**, nämlich Erhaltung unserer Urrechte (12), oder Erhaltung und Ausbildung unsers dreifachen Lebens (4), oder Hinleitung zur vollkommenen Freiheit (5, 7), welches alles eins und dasselbe ist.

III. Anordnung des Staats.

15.

Da alle Menschen sich im Bezug auf den **Menschenzweck** (11, 12) gleich organisirt sind

(die Grade der Anlagen ausgenommen), so sind sie sich im Bezug auf ihre Rechte, oder auf ihre Anforderungen an das, was der Staat ihnen gewähren muß und soll, vollkommen urrechtlich gleich.

Jedes Mitglied des Staats muß folglich durch den Staat mit allen übrigen Gliedern in gleichen Stand gesetzt werden, seinen Zweck, als Mensch (11), zu erreichen.

Zu den Vortheilen, welche hieraus, und durch die Verbindung der Gesellschaft überhaupt entspringen, dürfen nicht gezählt werden solche, welche von einzelnen Personen durch besondern Fleiß, oder besondere Talente und Fertigkeiten, ohne Nachtheil der andern Individuen gewonnen werden (als Vermögen, Ehre u. s. f.); denn diese gewährt nicht der Staat an und für sich, sondern das verschiedene Talent der Menschen.

16.

Jedes Beisammenleben und Gemeinsamhandeln einer Menge macht eine Ordnung in demselben nothwendig; nothwendig, daß die Gesellschaft, zur Erreichung ihres Zwecks, ein friedliches, harmonirendes Ganze sei. Denn wenn viele Menschen unter einander wohnen, als lebten sie mit keinen Menschen, oder mit sich in keiner Ver-

bindung, befinden sie sich sämmtlich in der Einsamkeit im Stand der Anarchie.

17.

Da der höchste Zweck der Gesellschaft ist, Erhaltung, Erleichterung und Vervollkommnerung des dreifachen Lebens (4), da das Ganze für einen, und einer für das Ganze arbeitet, — da einer allein jenen Zweck nicht ganz erreichen, sondern nur einzelne Befriedigungsmittel der Bedürfnisse vollkommen bearbeiten und liefern kann: so theilen sich die Glieder der Gesellschaft in ihren Beschäftigungen; es entsteht Umtausch ihrer Arbeiten, ihrer Schöpfungen.

Aus eben dem Grunde kann nicht das Ganze, oder jedes Individuum die Verwaltung der Gesellschaftsordnung besorgen; die Staatsführung wird einem Theile der Glieder übertragen.

Eine Panarchie, wo die größte Masse des Volks, oder gar jedes Individuum die Ordnung des Ganzen unmittelbar verwaltet, ist wieder Anarchie.

18.

Drei von einander unabhängige Gewalten, die nur durch den gemeinschaftlichen Zweck mit einander verwandt sind, werden nothwendig zu einer vernünftigen Staatsführung, das

heißt, zu einer Regierung, deren Basis urrechtliche Gleichheit (15), deren Ziel vollkommene Freiheit (5, 7) der Gesellschaft ist: — eine gesetzgebende, eine richtende, und eine vollstreckende Gewalt.

19.

Die gesetzgebende Gewalt ist nothwendig, nach den Bedürfnissen der Gesellschaft Ordnungen zu veranstalten. Ein gesetzloser Staat ist kein Staat.

20.

Die gesetzgebende Gewalt ist selbst den Gesezzen unterworfen. Um die Glieder der Gesellschaft nach den gegebenen Vorschriften zu richten, um zu verhüten, daß keine Ausnahmen vom Gesetz (Privilegien) entstehen, welche der Freiheit des Ganzen nachtheilig wären, ist nothwendig eine richtende (oder beurtheilende) Gewalt.

21.

Die Gesetze endlich selbst anzuwenden, um durch sie öffentliche Ordnung oder Sicherheit des Staatszwecks zu erhalten und zu befördern, ist nothwendig eine vollstreckende Gewalt.

22.

Die richtende Gewalt steht also zwischen dem Gesetz und Gesetzgeber, zwischen dem Gesetz und Gesetzvollstrecker. Ist das Gesetz die Aegide der Volksfreiheit und Landeswohlfahrt, ist die vollstreckende Gewalt der Arm, welcher die heilige Aegide trägt: so ist die richtende Gewalt die Seele, welche den Arm und die Aegide gegen den Feind des Staatszwecks lenkt.

In einem Staate, in welchem die gesetzgebende und richtende Gewalt unzertrennt sind, stehen dem Herrscher die Thore zur unbeschränkten Tirannei offen. Er kann Gesetze geben für das Volk, und sich selbst von ihrer Verbindlichkeit lösen. Niemand kann ihn hindern, auch seine Laune zum Gesetz zu machen, oder den Gesetzen zu unterwerfen und zu entziehen, was denselben nicht unterworfen und entzogen werden darf.

In einem Staat, in welchem die richtende und vollstreckende Gewalt verbunden sind, können die beklagten Vollstrecker nicht nur in ihrer eigenen Sache richten: sondern auch Fälle den vorhandenen Gesetzen unterwerfen, und darnach aburtheln, die nicht dahin gehören.

23.

Die beste Regierungsform ist diejenige, durch welche das Volk am sichersten der vollkommenen

Freiheit (7) und dem Zweck des Menschen und Staates (11, ff.) entgegengeführt werden kann, und durch welche es am schwersten aus einem Unterthan der Ordnung und Gesetze zum Unterthan und Hab und Gut eines, oder einiger Menschen wird, welches der urrechtlichen Gleichheit (15) widerstreitet.

Die Beweise, welche für die vorzügliche Güte der monokratischen oder republikanischen Staatsform *) aus der Geschichte der Vorwelt gezogen

---

*) Der Herr herrscht (κρατεῖ), das heißt, gibt das Gesetz, und zwar über das, worüber er herrschen kann, nämlich über sein Eigenthum. Der Beamte ist, dem Gesetz gemäß, Führer der Geschäfte (ἄρχων), Verwalter, Richter.

Ist der Grundeigenthümer, der Landesherr, eine Gottheit, so wird Theokratie; ists ein einzelner Mensch, so ist Monokratie; sind Mehrere in Gesellschaft Eigenthümer von Grund und Boden, ists Aristokratie; ist das gesammte Volk Eigenthümer dessen, was es hat und baut, so besteht Demokratie. Das ist die mannigfaltige Form der eigentlichen Landesherrschaft.

Liegt aber die Geschäftsführung (Regierung) statt in der Hand des landesherrlichen Gottes, in der Hand von dessen Dienern (Priester), so hat man Hierarchie; liegt sie in der Hand eines Einzelnen,

werden, entscheiden nichts, als die Schwachgeistigkeit, oder Bestochenheit des Beweisgebers. Denn die Vernunft allein lehrt, was sein soll, die Geschichte nur, was gewesen ist. Aber nicht Alles was gewesen ist, soll sein; und was sein soll, ist leider nicht stets vorhanden gewesen.

Eben so nichtssagend ist der elende Weidspruch: die beste Regierungsform ist die, welche am besten verwaltet wird. Man will damit nur eine Aufgabe abdrängen, welche man aufzulösen nicht Kopf oder Herz genug fühlt.

---

er sei der Grundherr selbst oder ein Beamter: so wird's Monarchie (ursprünglich war's Patriarchie). Ist die oberste Staatsführung Wenigen übergeben, wird Oligarchie; Vielen: Polyarchie.

Vernichtung aller gesetzlichen Ordnung durch die Regierung selbst ist Despotie, durch die Regierten, ist Anarchie.

Durch Verwechselung jener Grundbegriffe von Landesherrlichkeit und Regierung entstand Verwirrung in den Sachen selbst, die den Begriffen unterzuordnen waren.

Durch Sonderung der Begriffe, wie oben, wird sehr deutlich, daß eine demokratische Monokratie Unsinn wäre, aber eine monarchische Demokratie ganz vernunftgemäß bestehen könne. England ist dem Wesen nach eine Aristokratie, der Regierungsform nach eine Monarchie.

IV Gesetzgebung des Staats.

24.

Das Kriterium aller Gesetze und ihres Werthes findet sich allein in dem Zweck des Staates (11, ff.). Jedes Gesetz, wodurch die Rechte der Menschheit (12) vernichtet werden, ist der menschlichen Gesellschaft unwürdig und sie zerstörend.

Die Gesetzgebung bezieht sich entweder auf das Innere des Staats, auf die Ordnung der Gesellschaft, des Volkes unter sich selbst, — oder auf das Aeussere, auf die Verhältnisse des Staats zu andern Staaten.

25.

I. Im Bezug auf das Innere.

Die Gesetzgebung ertheilt den Gliedern des Reichs, nach den besondern Verhältnissen, besondere Pflichten, nach dem allgemeinen Verhältniß aller Glieder zum Ganzen, gleiche Pflichten; — eben so in den besondern Verhältnissen besondere Rechte, im Verhältniß zum Ganzen des Staats und seines Zwecks durchaus gleiche Rechte.

26.

Auch in der Mittheilung der besondern Pflichten und Rechte muß ein sicheres Gleichgewicht herrschen, theils

erstlich, daß die Pflichten des einzelnen Gliedes nie schwerer, als die Summe seiner Rechte sind (ausserdem wäre er nur das lasttragende Thier der Gesellschaft), oder daß die Rechte eines Individuums nicht über die Summe seiner Pflichten gegen alle steigen; — theils

zweitens, daß die Pflichten und Rechte besonderer Volksklassen in Gleichheit mit den Pflichten und Rechten anderer Volksklassen ruhen mögen.

Der Mangel dieses Gleichgewichts macht die Regierungsform fehlerhaft; je mehr sich das Gleichgewicht verliert, je näher steht die Regierungsform an ihrer Zertrümmerung. Wer Revolutionen befördern will, befördere z. B. nur das falsche Verhältniß zwischen der ernährenden und verzehrenden Klasse.

27.

Dieses Gleichgewicht der Pflichten und Rechte der einzelnen Staatsglieder oder ganzen Volksklassen gegen einander ist die Basis einer vernünftigen und vollkommenen Gesetzgebung (15), also

das wichtigste, aber auch schwerste Kapitel in der Lehre von der Staatskunst. — Der Unterschied zwischen Freien und Sklaven, Edeln und Unedeln in einer Nation wird durch dieses Gleichgewicht erdrückt; es gibt dann überall nur Unterthanen der Gesetze; wer die meisten Rechte genießt, trägt auch die meisten oder schwersten Pflichten.

Eben diese Gleichheit der Rechte und Pflichten schließt auch in sich die Gleichheit aller Bürger vor dem Tribunal des Gesetzes, so daß dieses Jeden mit gleicher Kraft vor dem Unrecht schützt, als wegen Unrechts straft.

28.

Die Gleichheit der Rechte und Pflichten zu befördern, muß nicht ein Theil der Gesellschaft zum Schaden eines andern Vorrechte behaupten (15). Der Staat darf, als Staat, keinem Gliede, keiner Volksklasse mehr oder weniger Mittel und Gelegenheit geben, den Menschenzweck (11, 12 ff.) zu erreichen, denn den andern.

Es ist also dem Staatszweck entgegen, wenn z. B. durch gesetzliche Institutionen die vorzüglichsten Besitzungen und Rechte zum Eigenthum einer gewissen Volksklasse werden, woran kein anderer Bürger Theil nehmen darf; wenn der Reichthum gesetzlich nur einer einzigen Klasse des Volks aus offenen, weiten Quellen zufliessen

kann, inzwischen der andere Theil kaum die ersten Bedürfnisse zu stillen Mittel behält.

Es ist unbillig und grausam, die Rechte ungleich auszutheilen, aber noch grausamer, eben so auch mit den Pflichten zu verfahren; zum Beispiel, den Armen wie den Reichen mit gleichen Abgaben zu beschweren; oder Lasten des Staates allein auf die Schultern der arbeitenden Klasse zu wälzen, und einen privilegirten Stand von allen Beschwerden auszunehmen.

29.

Der Staat muß so konstituirt werden, daß er jedes Individuum, in diejenigen Verhältnisse leicht einzurücken, in den Stand setzt, von welchem aus dasselbe dem Ganzen am meisten nützen kann (17). Hierin ruht die Freiheit und das Recht jedes Bürgers zu irgend einem Gewerbe, oder Amt, wenn er demselben mit seiner Kraft gewachsen ist.

Kein Gewerbe, kein Amt ist daher auch in bürgerlicher Hinsicht edler oder unedler, keines ehrlicher oder unehrlicher, als das andere, weil jedes, sobald es dem gemeinen Wesen nützlich oder nothwendig ist, eben dadurch geheilt wird. Die Profession des Schusters, des Künstlers, des Feldherrn, des Staatsmannes sind gleich ehrwürdig; keine ist in bürgerlicher Hinsicht verächtlich.

Es ist also unnatürlich, einem fähigen Bür-

ger um seiner Herkunft willen den Eingang zur Bekleidung gewisser öffentlichen Staatsämter zu verriegeln; den Glanz der Geburt dem der Tugend und Geistestalente vorzuziehen. — Es ist albern und die Würde der arbeitenden Volksklasse entehrend, jemanden seiner angesehenen Herkunft willen, im Fall er arm und talentlos ist, zu verhindern, ein Handwerk zu lernen und zu treiben.

30.

Keine Ehre, keine Schande, einem verdienstvollen oder verbrecherischen Mitgliede ertheilt, kann vernunftgemäß erblich sein. Ehre und Schande der Väter darf nicht auf Kinder fortgepflanzt werden. Wenn hier Ausnahmen erlaubt sein dürften: so fänden sie allein bei denjenigen Wohlthaten oder Belohnungen statt, die der Staat dem Verdienste weiht, ohne daß sie die Rechte Anderer kränken, oder Vorrechte enthalten.

Ist es etwas mehr, denn blödsinnige Barbarei, die Verdienste der Vorfahren den Enkeln anzurechnen, und die Belohnungen von jenen durch Vorrechte für diese zu vererblichen?

Ist es mehr, denn ein schändlicher Diebstahl am Eigenthum der Familien, wenn Verbrecher mit Konfiszirung ihres Vermögens bestraft, und die schuldlosen Kinder und Verwandten dessen be-

raubt werden, was ihr rechtmäßiges Eigenthum war und bleiben, oder werden sollte?

31.

Die bürgerliche Freiheit (7, 8) darf durch die Gesetzgebung schlechterdings an keinen bestimmten Grad festgebunden werden, sondern soll eine fortschreitende Annäherung zur vollkommenen Freiheit (7, 8) sein, und dieser Vollkommenheit, vermöge der Verfassung, entgegenreifen können.

Wird die bürgerliche Freiheit bis zu einem gewissen Grad vorgelassen, und dann durch Gesetze gehemmt, so sinkt die Nation eben so sehr in die Sklaverei unter, als sie in der Kultur emporsteigt (8). Der Freiheit zur Selbstentwickelung lassen sich keine Grade bestimmen, ohne sie zu vernichten.

Ein anderes ist es mit der Wahl der Mittel, zur Befriedigung der Bedürfnisse des dreifachen Lebens. Diese können allerdings bestimmt werden. Die Freiheiten und Rechte der Individuen im Stande der Gesellschaft dürfen einander nur begrenzen, aber nie einander zerstörend durchkreuzen.

Wenn eine Regierung die Denkfreiheit oder Glaubensfreiheit des Volkes durch Edikte oder symbolische Vorschriften einschränkt: so verletzt sie, mit dem Urrecht der Menschheit, den Zweck des Staats. Sie war nur befugt, zu sorgen, daß

keine dem Zweck des Menschen und des Staats widerstreitende Meinung oder Religion thätig werde.

32.

Staaten, in welchen man eine herrschende Religion (ecclesia triumphans, dominans) und eine unter lästigen Bedingungen geduldete (ecclesia pressa) wahrnimmt, sind in dieser Hinsicht barbarisch geordnet, das heißt vernunftwidrig und unsittlich. Denn Gesetze sind unsittlich, wenn sie zur Unsittlichkeit (z. B. Heuchelei in Glaubenssachen) zwingen, oder das an einem Menschen strafen, wofür er nichts kann und wodurch er weder sich noch Andern schadet (z. B. seine Ueberzeugung). Gesetze sind vernunftwidrig, wenn sie etwas gebieten, was Beamte nicht vollziehen können (z. B. Aenderung des Fürwahrhaltens und Wissens).

33.

Das Volk, als Unterthan selbstbewilligter, vernunftmäßiger Gesetze, ist verpflichtet, diesen zu gehorchen, und die verordneten Gewalten (18, ff.) in ihrem Geschäft zu unterstützen. Es hat aber von der andern Seite allerdings das Recht, seine Meinungen über Mängel der Regierung, oder Ausbesserung erwiesener Fehler zu offenbaren, doch immer mit derjenigen Achtung, welche die Nation sich selbst schuldig ist.

34.

Der Landesherr (Fürst, Volk u. s. w.) hat das Recht, die Regierung zur Rechenschaftsablegung zu fordern, weil die Individuen der öffentlichen Verwaltung nicht Herren oder Eigenthümer des Landes, sondern Diener, Verwalter der herrschaftlichen Rechte sind. Gesetzgeber, Richter und Vollstrecker der Gesetze müssen die Gründe ihrer Handlungen, in so fern diese nicht von der Art sind, daß ihre Bekanntwerdung vor der Zeit dem Guten der Sache schadet, mit jeder Handlung zugleich entwickeln; ein *car tel est notre bon plaisir* ist ein zureichender Grund für Sklaven, das ist: Halbmenschen.

35.

Der Landesherr hat das Recht, die Staatsform, so bald diese den Zweck der Gesellschaft (11 — 14) nicht erreicht, oder ihn wohl gar zerstört, zu verwandeln.

36.

II. Im Bezug auf das Aeussere, oder auf die Verhältnisse des Staates zu andern Staaten.

Mehrere größere und kleinere, von einander unabhängige Reiche existiren ausser und neben ein-

ander. — In so fern sie alle einen gleichen Grad der Kultur genössen, würden sie auch alle einen und denselben Staatszweck (11), mithin auch, dem Wesentlichen nach, einerlei Gesetzgebung haben (24). In den Rechten der Menschheit sind immer auch die Rechte der Völker.

Weil aber die verschiedenen Nationen schwerlich auf gleicherhabenen Stufen der Bildung stehen dürften, und, wenn dieses auch wäre, demungeachtet das Interesse der Nationen feindselig zusammentreffen kann; weil ferner in dergleichen Kollisionen nicht immer der Ausspruch eines Schiedsrichters genehmigt werden, oder auch nur vorhanden sein würde: so leben die Staaten gegen einander, wie Individuen im gesellschaftlichen Zustande, wo jedes für eigene Sicherheit wachen und handeln muß.

37.

Wenn barbarische Völker unvernünftig handeln, so berechnet dieses keine gesittete Nation, ebenfalls wider Vernunft zu sündigen. Ein gebildeter Mann wird unter Narren oder Bösewichten weder zum Narren noch Bösewicht werden, aber darum auch nicht ihr Spielball, oder Sklav sein.

38.

Jeder Staat ist ein für sich bestehendes Ganze, ein Selbstzweck, ist für sich frei. Kein Staat

darf daher das rechtmäßige Eigenthum eines andern an sich reissen, oder sich in die Ordnung desselben ungebeten mit Richtergewalt einmischen. Jenes ist Diebstahl, oder Raub, dessen Schändlichkeit Diplomatiker umsonst mit Manifesten und Rechtfertigungen überkleben; dieses ist vernunftwidrige Anmaßung, rechtswidrige Gewaltthat. Es gibt im natürlichen Recht keine Verjährung (wie im positiven). Widerrechtlich behandelte Völker bedürfen keiner Rechtsverwahrung. Sie vindiziren ihr geraubtes Recht, sobald sie gegen den Räuber oder Anmaßer die Stärke haben.

39.

Kein Volk kann von einem Andern, als Eigenthum, geerbt, verschenkt oder verkauft werden. Denn Menschen sind keine Sachen, können also kein Eigenthum sein.

40.

Völker können aber freiwillig mit andern in Bündnisse treten, oder sich mit einander unter einer Regierung vereinen.

Sobald Staaten mit Staaten Freundschaftsbündnisse schliessen, geben sie damit zu erkennen, daß sie zur wechselseitigen Hilfe, wie hilfsbedürftige Individuen im Stande der Gesellschaft leben wollen. Sie machen sich folglich anheischig,

mit den Vortheilen dieses Standes auch die Pflichten desselben zu übernehmen.

Alle Bündnisse, selbst mit den rohesten Nationen (38), müssen den Rechten der Menschheit und dem höchsten Staatszweck (11, ff.) gemäß geschlossen und gehalten werden.

41.

Der Landesherr ist Landes-, aber nicht Menschen-Eigenthümer; er hat also kein Recht, einen Theil seiner Bürger — etwa Soldaten — an einen andern zu verkaufen; es ist dieses ein Verbrechen wider den Staatszweck, welcher den Bürgern vollkommene Freiheit zusichern soll.

Eben so wenig ist ein Landesherr befugt, Menschen zum Dienste (besonders zu Kriegen) anderer Staaten zu vermiethen; es wäre denn, daß sich der Bürger freiwillig dazu anböte.

42.

Es kann keinem Individuum verweigert werden, wenn es die erwarteten Vortheile der Gesellschaft oder des Staates für sich nicht findet, aus der Gesellschaft zu treten, und einem andern Staate sich einzuverleiben. — Nur wenn der Austritt solches Individuums dem Ganzen zum Nachtheil gediehe, ist er unerlaubt.

43.

Es darf kein Krieg unternommen werden, als allein für die Rechte des Volks oder der Menschheit (36), oder, welches eben so viel sagt: zur Beschirmung des höchsten Staatszwecks. — Eroberungskriege u. dgl. sind daher vernunftwidrige Gräuel.

44.

Der Krieg ist die alleinige Sache des Volks, und die Sache desselben muß daher nothwendig unterschieden werden vom Interesse der Regierenden. — Vergehungen der Regierung dürfen nicht den Völkern aufgebürdet, oder diese für jene gestraft werden.

45.

Nationalstolz und Nationalhaß sind Bastarde der Vaterlandsliebe und Barbarei. — Gegen das Ausland gilt kein Patriotismus, sondern nur Kosmopolitismus.

Ein Geburtsland hat jeder Mensch; der freie Mensch ein Vaterland; aber der Leibeigene blos ein Herrenland.

Geschichtliche Bemerkungen
zu dem
Nibelungen-Liede.

Geschrieben im Jahr 1812.

Von den Nibelungen überhaupt.

Es nimmt der alte, wunderbare Heldensang, genannt der Nibelungen Lied, unter den Werken deutscher Dichtkunst seine würdige Stelle wieder ein. Ich möchte mich hier eben so wenig zu denen reihen, die darin nur die ersten dürftigen Versuche einer rohen Kunst in ungebildeter Sprache erblickten, als die Zahl der schwärmerischen Bewunderer vermehren, welche an den Nibelungen ein deutsches Seitenstück zur griechischen Odyssee gefunden haben wollen. Es steht, nach meinem Gefühl, dies Lied neben den Homerischen Schöpfungen ungefähr wie ein riesenhaftes, altgothisches Kirchengebäu, aus unzähligen Bogen, Schnörkeln,

Thürmen und Thürmlein zusammengebaut, breit und schwer, dennoch durchsichtig und leicht, den Himmeln entgegengeführt, neben der Hauptkirche des heiligen Peters in Rom, der prächtigsten und weitläufigsten der Welt.

Wie die uralten Münster und Dome, welche hin und wieder in deutschen Städten gefunden werden, noch heut der Stolz des Landes und das Erstaunen der Fremde sind: so unser Nibelungen-Lied. Jedes Land hat seine ihm eigenthümliche Kunst, wie seine Natur; der Süden Palmen, der Norden Eichen.

Das Lied der Nibelungen schließt uns das Wunderland deutscher Vorwelt auf, wie es einst in den Träumen und Sagen des Volks blühte; läßt, wie durch Nebel, Schicksale eines untergegangenen Weltalters erblicken, von welchem keine Geschichte mehr urkundet; und steht mit seinen Sittengemälden eines fremden Jahrhunderts für den Freund der Dichtkunst, Sprache und Geschichte, für ewige Zeiten als Urbild reiner Deutschheit da.

Aber noch ist uns vieles darin räthselvoll. Wer war der Dichter des Nibelungen-Sanges? — Welchem Zeitalter ist er entstammt? — Welche geschichtliche Thatsachen liegen ihm zum Grunde?

Nicht, daß ich die Räthsel lösen will, aber einige Hilfe dazu darzubieten, schrieb ich folgende

Anmerkungen nieder, denen ich freundliche Aufnahme wünsche.

Selbst der Name des Gedichts ist räthselhaft. Es wird von einem Lande der Nibelungen gesagt, deren Riesen Siegfried zwang. Dann werden die Helden vom Rhein zuweilen selbst die Nibelungen geheißen. Der Name und das Geschlecht der Nibelungen war noch im achten Jahrhundert nicht am Rhein erloschen, und den austrasischen Königen verwandt. Jener Graf Nibelung, welcher die Kronik des Fredegar bis zum Jahr 768 fortsetzen ließ*), war ein Vetter Karls des Martellen. Denn Graf Childebrand, des Nibelungen Vater, war Karls Oheim**). Mit dieser Nachweisung habe ich freilich wenig geholfen; doch kann sie auf eine verwischte Spur leiten.

Schon der erste Blick auf das Lied lehrt, daß es aus zwei Hauptteilen besteht, davon jeglicher für sich selbst ein Ganzes bildet. Der erste umfaßt die neunzehn ersten Abentheuer, ich will ihn, der Kürze willen, künftig Chriemhildens Liebe nennen; der andere Theil be-

---

*) *Fredegarii chron. jussu Nibelungi comitis continuatum*; siehe *Duchesne hist. franc. script. I*, 740, 773.

**) *Duchesne hist. franc. script. I*, 772 *b*.

greift die übrigen zwanzig Abentheuer, oder die Geschichte von Chriemhildens Rache. Dieser kann unabhängig vom ersten gelesen werden, welcher ebenfalls auf frühere Sagen und Lieder hindeutet, durch die er noch deutlicher sein würde, wenn wir sie besäßen.

Wohl möglich, daß beide Theile einerlei Verfasser haben; wahrscheinlicher aber, daß Chriemhildens Liebe von einem ältern Dichter gesungen worden, dem norddeutsche Sagen vertrauter waren; daß Chriemhildens Rache von einem andern Sänger stammt, dem süddeutsche Sagen die bekanntesten gewesen sind. Vielleicht daß der Süddeutsche Chriemhildens Liebe nur überarbeitete, um daraus mit dem Seinigen ein großes Ganze zu schaffen.

Denn das ganze Gedicht ist nur als dichterische Zusammenreihung von Sagen anzusehen, unter denen die des ersten Theils mehr dem Norden, die des zweiten mehr dem Süden Deutschlands angehörten.

So ward ja auch das älteste große Gedicht der Franzosen, der bekannte „Roman von der Rose", mit dem Nibelungenliede gleichen Alters, im dreizehnten Jahrhundert, von verschiedenen Verfassern zusammengesetzt. Bekanntlich fing Wilhelm von Lorris den Roman von der Rose an, und Johannes von Meun endete ihn;

beide lebten um einige Menschenalter von einander entfernt. Den geschichtlichen Dichtern Frankreichs hatten in einem vorhergehenden Jahrhundert die provenzalischen, und den deutschen gleichzeitig die schwäbischen Minnesänger Bahn gebrochen.

Daher wird es um so schwerer sein, den Namen des wahren Nibelungendichters zu ergründen. Mehrere können auf den Ruhm Ansprüche machen.

Ich will, um meine Vermuthung zu rechtfertigen, auf den verschiedenen Inhalt beider Theile hinzeigen.

Ueber Chriemhildens Liebe.

Die neunzehn ersten Abentheuer des Gedichtes enthalten nur nordische Sagen. Der Schauplatz ist am Rhein. Die Begebenheiten spielen im fünften Jahrhundert. Der Held des Liedes ist vor allen Siegfried.

Siegfried, dessen Vater, König der Niederlande, zu Sanden (Xanthen) sitzt, kommt gen Worms an den burgundischen Hof, um die schöne Fürstentochter Chriemhilde zu minnen. Aber er sieht sie nicht; doch liebt er sie, und dient um die Huld der Nieerblickten mit ritterlicher Treue. Durch Großthaten verdient er sie. Er streitet wider die Sachsen; erwirbt König Günthern von Burgund, dem Bruder Chriemhildens, die Köni-

gin von Isenland, Brunihilden, nachdem er die Nibelungen bezwungen und ihren Hort oder Schatz erbeutet hat; und wird endlich, als sich Brunihilde mit Chriemhilden entzweite, hinterlistig auf der Jagd ermordet. Mit dem Tode des Helden und Chriemhildens Trauer an seinem Grabe ist das Ganze in sich abgeschlossen. Es liegt nichts mehr daran, die Schicksale der übrigen zu wissen. — Dies der Inhalt.

Schon der große Geschichtskundige Johannes Müller hat erwiesen *), daß die Geschichte von Chriemhildens Liebe dem fünften Jahrhundert angehöre. Gunther ist kein anderer, als der burgundische König Gunthachar, welcher um das Jahr 436 von Attila's Hunnen, mit seinem ganzen Geschlecht, vertilgt ward. Den Namen seines Bruders Giselher fand Müller noch in den von Lindenberg herausgegebenen Gesetzen der Burgunder. Etzel oder Etzelin ist der alte Name Attila's. Unter Volcher von Alzye vermuthet Müller einen der burgundischen Dienstmannen im Elsaß (Alesatio, Alexacis, wie es in lateinischen Urkunden des Mittelalters hieß); unter Hagens Herrschaft Throneg das alte Tournüs (oder Torniacum); unter Isenland, wo Bruni-

*) Dessen sämmtliche Werke, zehnter Theil, S. 46 ff.

hilde herrschte, wo nicht das erst im eilften Jahrhundert bekannter gewordene Island, doch die karlingische Isenburg. Norwegen war das Land der wunderbaren Dinge, nur aus Sagen bekannt, wo die Zwerge mit Schätzen und unsichtbar machenden Tarnkappen wohnten. Der Amelungen Land ist, wo das Haus der Amaler die Ostgothen beherrschte. — So Johannes Müller.

Aber Isenland ist wohl schwerlich die Insel Island, und die Sage von Brunihildens wunderbarer Kraft, die Siegfried bezwang, ist gewiß älter, als die Reisen isländischer Bürger ins südliche Europa sind. Eben so wenig war es eine Burg der Karlingen. Denn Siegfried und seine Begleiter, so wird im Liede gesagt, schifften dahin den Rhein hinab, an den See (das Meer), und nach zwölf Tagen ihrer Fahrt erreichten sie das Isenland. Vermuthlich sagt Isenland nichts anderes als Inselland, und mag das heutige England sein.

Seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts lebte England schon in den Sagen der norddeutschen Völkerschaften durch die Abentheuer sächsischer Seeräuber, welche auf dem Eilande, wo noch römischer Anbau und römische Kunst blühte, große Beute machten und heimführten. Endlich faßten sie daselbst sogar festen Fuß. Das Glück des Hengist, sagt Hume in seiner Geschichte Eng-

lands, erweckte die Begierde anderer im Norden von Deutschland wohnender Stämme, die nun zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Anführern das Eiland mit zahllosen Haufen überschwemmten. Vom fünften bis zum neunten Jahrhundert war England ein beständiger Gegenstand der Raublust norddeutscher und dänischer Küstenbewohner. Wie viel Abentheuer erfuhren sie da, wie viele Mährchen mögen davon im Volke geherrscht haben! Und so mochten diese denn auch wohl in das Nibelungenlied eindringen. Daß aber ein König aus Burgund sich eine Fürstin aus England zur Ehe gewählt, war vom Dichter kein Einfall, der ausser der Bahn gewöhnlicher Dinge lag. Denn mehrmals, während der angelsächsischen Siebenherrschaft, vermählten sich Fürsten derselben mit fränkischen Königstöchtern, wie z. B. im sechsten Jahrhundert Ethelbert, König von Kent, Berthen, die Tochter des austrasischen Königs Charibert, zum Weibe genommen. — Vielleicht, diese Spur weiter verfolgend, würde man selbst zu Brunihildens wunderbarer Stärke und ihrer männlichen Tapferkeit geschichtliche Winke in den ältesten Schicksalen angelsächsischer Fürstinnen entdecken.

Die kühnsten Seeräuber jener Tage waren aber die Normänner, die schon im achten Jahrhundert das furchtbarste Schrecken der Küstenbewohner

von England, Frankreich und Niederland gewesen sind. Auf ihren zahllosen kleinen Schiffen wagten sie sich weit über das Weltmeer. Sie überfielen, wo man sie nicht erwartete; raubten mit Schnelligkeit, was sie fanden, und waren verschwunden, wenn man sie mit gewaffneter Faust suchen wollte. Daher vielleicht die Sage von der unsichtbar machenden Tarnkappe, und von den ungeheuern Schätzen, die in den bekannten Heimathen der Zwerge und Riesen aufgethürmt liegen sollten.

Ueber Chriemhildens Rache.

Die zwanzig letzten Abentheuer des Nibelungenliedes stellen eine ganz andere Welt dar. Sie enthalten nur süddeutsche Sagen. Der Schauplatz ist auf den Grenzen des heutigen Oesterreichs und Ungarns. Die Begebenheiten spielen im zehnten Jahrhundert. Unter den Helden glänzt vor allen Marchgraf Rüdiger von Bechelaren.

Zu Gran hält Etzelin, der mächtige König der Hunnen, Hof. Seine Gemahlin Helche ist gestorben. Er schickt den Marchgraf Rüdiger von Bechelaren gen Worms, für ihn um die verwittwete Chriemhilde zu werben. Diese ist nun Piligrins, des Bischofs von Pazzowe (Passau),

Nichte. Sie, durch ihre Verwandte um den ersten Gemahl und den Nibelungenschatz betrogen, vermählte sich, obwohl eine Christin, dem Heiden; lud rachsüchtig darauf die Mörder Siegfrieds zu einem Feste nach Ungarn, wo im allgemeinen Kampfe alle untergehen. Auch Rüdiger verliert das Leben. Chriemhilde schlug mit eigener Hand dem Hagen von Throneg, dem vornehmsten Mörder Siegfrieds, das Haupt ab. — Dies der Inhalt von Chriemhildens Rache.

Der Dichter dieses Theils der Nibelungen war ohne Zweifel im Lande an der Ens heimisch. Denn keine Gegenden im deutschen Lande kannte und beschrieb er genauer, als diese. Es läßt sich noch heut auf der Landkarte der ganze Weg der Chriemhilde von Worms bis zur ungarischen Grenze nachweisen; eben so der Burgunden Weg.

Von Osterfranchen kamen sie gen Swanevelde (Vers 6113) *). Dies ist das alte in den Geschichten des Mittelalters berühmte Sualefeldt, oder Saulifelt, wie es beim Regino heißt **), wo öfter Fürsten- und Kirchenversammlungen gehalten wurden. Es war ebenfalls hier,

---

*) Die Verse sind nach der Ausgabe des Nibelungenliedes von Herrn Heinr. von der Hagen, Berlin 1810, angegeben.

**) Reginonis *Chron.* zum Jahr 876.

wo die Söhne Ludwigs des Deutschen nach seinem Tode das Reich unter sich theilten. Hier stand in der Karlingen Zeiten eine ihrer Pfalzen im Rieß-gau (pago rhaetiae). Im zehnten Jahrhundert hieß das Schloß im Sualefeldt Altheim (bei Nördlingen). Wenigstens ist sehr wahrscheinlich, daß das Sualefeldt in dieser Gegend gewesen sei. *)

Unbekannt ist mir freilich Gelpfrate's Land, am rechten Donauufer (V. 6139). Es war ein Theil Baierns; aber in der gesammten baierischen Geschichte ist kein Marchgraf Gelpfrate, noch sein Bruder Else aufgezeichnet. Der Dichter war den Baiern nicht wohl an; es scheint aus ihm schon Nationalhaß gesprochen zu haben. Denn er lebte im Lande an der Ens, im Oesterreich.

Bei Möringen, vermuthlich Gegend und Schloß des nachmaligen Pfleggerichts Möringen, waren die Burgunder über die Donau gekommen. Passau hatte den Namen Pazzowe erst in der Karlingen Tagen. In der Urzeit hieß es Bojodurum; zur Zeit der Römer, die in dortiger Gegend einen Theil der batavischen Kohorte als Besatzung hielten, Batavis; und im fünften Jahrhundert, zur Zeit des heiligen Severin, lag da Boitro,

*) Wie Falkenstein in seiner Geschichte des Königreichs Baiern (Augsb. 1763 Fol.) im ersten Band, S. 155 f. und 513 f. zeigt.

wie man aus dem Leben dieses Heiligen weiß, das einer seiner Schüler schrieb. *)

Chriemhilde mit Rüdigern zog von Passau, wo sie vom Bischof Piligrin (V. 5200) empfangen war, der Ens entgegen in Rüdigers Land (5211), über Everdingen (dem Städtchen Efferding im Lande ob der Ens), über die Trune (Traunfluß) zu Rüdigers Burg Bechelaren (Pechlarn an der Arlaphe). Dann gings gen Medeliche (V. 5326), wo heut Mölk (in den ältesten Urkunden heißt es Medlicum) und oft der Hauptsitz der Marchgrafen von Oesterreich (Austria) gewesen, nach Mutaren (Mautern), wo Pilgrin, der Bischof, von Chriemhilden, seiner „Niftel", schied. An der Treisem (V. 5337) hatte der Hunnenkönig eine Burg, Namens Zeizenmüre; es ist Zeislmaur, und der Fluß die Trasem. Von da führte Etzel seine Braut nach Tulna (Tulln) und Wiene der Staht (V. 5358), wo das Beilager gehalten ward. Richtig merkte schon Johannes Müller an, daß man von Wien erst im dreizehnten Jahrhundert, höchstens im zwölften, so sprechen konnte, wie hier; und Everdingen und Mautern ließ erst Kaiser Rudolf I. im Jahr 1274 mit Mauern und Graben umgeben. **)

*) Pezii *Script. rer. austr.* 1, 79.

**) Staindelii *Chronicon*, beim Oefele *Script. rer. boic.* 1, 510.

Nach achtzehn Tagen ward die Reise fortgesetzt von Wien nach Huniburch der alten (V. 2517), dem jetzigen Heimburg. Von Misenburch der reichen schifften sie sich ein nach Ezele Burch (V. 5529).

Zwar weiß ich sehr gut, wo die Misanpurch (Mosapurgum pannonicum) und die Burg des Ezelin (Castrum Chezilonis) gelegen; aber man merkte es dem Dichter von Chriemhildens Rache bald an, daß ihm alle Erd- und Länderkunde abgeht, sobald er sich jenseits Wien im Ungarlande, oder jenseits Passau in Baiern oder hinter die Donau denkt. Er nennt keine Orte mehr; seine Vorstellungen werden verworren.

Es gab ein Misenburg oder Moosburg in Ungarn, von Priwina, dem Ostmähren, im Anfange des neunten Jahrhunderts (im heutigen Untersteiermark) gebaut. *) Es gab eine Hezil-Burg (Casrum Chezilonis), welches aber nichts anderes als der ältere Name von Moseburch war**), seit Hezhil, der Sohn Priwina's, da gewohnt hatte; auch ist gewiß, daß die Hunnen im An-

*) *In palu de fluminis, inde appelatum Mosburg, veluti situm in palude.* Hansiz *germ. sacr.* 2, 129.

**) *In* Castro Hezilonis *noviter Mosepurch vocato.* Hansiz *l. c.* 2, 135.

fange des zehnten Jahrhunderts in diesen Gegenden Herren geworden waren *): allein den Weg von Wien (dem alten Vindebonum oder Fabiana, dem erst um das Jahr 1158 Heinrich I., Herzog von Oesterreich, empor half) gab der Dichter nicht an.

Er aber, im dreizehnten Jahrhundert, kannte die Hezileburg (dem Namen nach), denn sie gehörte zum weitläufigen Kirchsprengel des salzburgischen Erzstiftes; und dies war ihm genug, daraus die Wohnung eines Hunnenkönigs Ezel zu schaffen, der doch weder Attila, noch ein anderer Ungarfürst dieses Mannes war.

Es ist der Freiheit, oder der Unwissenheit eines Dichters, zumal des dreizehnten Jahrhunderts, zu verzeihen, wenn er sich nicht genau an die Thatsachen der Erdbeschreibung bindet. So muß man es auch ohne Verdruß dulden, wenn er einen Passauer Bischof des zehnten Jahrhunderts zum Oheim einer burgundischen Königstochter des fünften Jahrhunderts machte.

Bischof Piligrin von Passau trat sein Amt ums Jahr 971 an, und starb im Frühling 991. Er hatte mit den Hunnen (so nannte man noch

---

*) Denn Herzog Berthold von Baiern vertrieb die Hunnen (eigentlich Ungarn) ums Jahr 944 unter K. Otto I. wieder aus diesen Gegenden.

im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Ungarn, welche doch erst spät nach den Hunnen die Sitze derselben, nämlich Pannonien, eingenommen hatten) viele Geschäfte, und erfüllte mit seinem Ruhm, als Bekehrer dieser heidnischen Nachbarn, die Gegenden weit umher, wie die Zeitbücher späterer Tage berichten. — Einen andern Bischof dieses Namens hat auch Passau nie gehabt. Durch Ungarn, wie durch einen Theil Oesterreichs, dehnte sich sein kirchlicher Sprengel.

Ueber das Land unter der Ens war Rüdiger von Pechlarn Marchgraf zur Zeit des baierischen Herzogs Arnolf, der vom Jahr 911 bis 937, folglich lange vor Bischof Piligrin, herrschte. Damals und noch lange (bis zu Heinrich dem Löwen) machten Oesterreich, Steiermark und die daran zunächst gelegenen Gegenden Ungarns, nur einen Theil des mächtigen Herzogthums Baiern und zwar die östliche March (Marchia orientalis) desselben aus.

Was vormals Herzogen und Grafen von der Hand der Kaiser nur als Amtlehen, oft nur für ihre Person, gegeben worden, hatten sie, begünstigt durch der Karlingen Schwäche, nach und nach in erbliches Gut verwandelt. Eben so wie Herzog Arnolf von Baiern nach dem Tode Kaiser Ludwigs des Kindes gegen K. Konrad von Frizlar und Heinrich den Finkler über Baiern unbeschränkte

Herrschaft zu behaupten suchte, that Aehnliches Marchgraf Rüdiger (oder Rogerius) in seiner Marchgrafschaft. Schlau benutzte er die Vortheile, welche sich aus seinem Verhältnisse zwischen Ungarn und Deutschland darboten. Er hielt mit den Ungarn Freundschaft *) und scheint sogar seine Marchgrafschaft unter ihren Schutz gestellt zu haben. **) Von der andern Seite begünstigte er den von den Kaisern bedrängten Baierherzog Arnolf. Mehrmals flüchtete Arnolf mit Weib und Kind zu ihm und den Ungarn. ***) Ja Rüdiger, der tapfere Degen, stand ihm mit den Ungarn kräftig wider K. Konrad von Frizlar bei. †)

---

*) Daher er, von ihnen unterstützt, Arnolfen Hilfe leisten konnte.

**) Sie hatten am Ende, vielleicht nach Rüdigers Tode, den größten Theil des Landes unter der Ens zu ihrem Eigenthum gemacht. Hansiz *germ. sacr.* 1, 188.

***) *Arnoldus ad Ungaros cum uxore et filiis fugiens, usque ad mortem regis ibi mansit.* So *Sigebert Gemblac.* zum Jahr 914.

†) Hansiz a. a. O. Daher scheint auch erklärbar zu sein, daß Arnolf nachmals keine Kriege mehr wider die Ungarn führte, ungeachtet sie sich Herrschaft in Oesterreich angemaßt hatten. Sie hatten für ihn in einer Schlacht geblutet, aus der Konrad zwar als Sieger, aber doch tödtlich verwundet gegangen war.

Durch diese Freundschaft mit den Heiden machten sich weder Arnolf noch Rüdiger unter den Geistlichen Freunde. Rüdiger hatte mehrmals Händel mit ihnen. Zum Beispiel einst mit den Mönchen von Tegernsee, deren Gut er verkürzt hatte. *) Seine Klugheit und tapfere Faust bewunderte dagegen Jeder desto mehr.

Kein Wunder, wenn sich von den Thaten dieses Mannes, und seinem Ansehen bei den vor- und nachher so sehr gefürchteten Ungarn, lange mancherlei Sage im Volk bewahrte, die der Dichter gern empfing.

Zu Attila's oder Etzels Zeiten waren zwar noch keine Marchgrafen an der Ens, kein Bischof Piligrin in Passau; das focht aber auch den Dichter wenig an. Er fand den Hunnenkönig Etzelin aus Chriemhildens Liebe noch einmal im zehnten Jahrhundert. Noch waren viele Sagen von diesem und seiner Macht vorhanden; wie er, obgleich ein Heide, eine christliche Fürstin zur Gemahlin gehabt, deren seltene Schönheit

---

*) Als er aber, aufgefordert, erschien, sich vor dem Oeconomus des Klosters zu verantworten, warf ihn sein Pferd vom Sattel, und trat ihn mit dem Huf, daß er alles bereuete und dem heil. Quirin die entrissenen Güter zustellte. *Anonymi monachi Tegurini hist.* (bei Oefele 2, 62.)

zu ihrem Namen geworden *). Noch ging die Sage, daß sie tapfer gewesen, wie ein Mann, zu Pferde gesessen und einst in der Wuth des Zorns einen gewissen Helden getödtet **). Wer konnte diese schöne christliche Hunnenkönigin anders sein, als Chriemhilde? Wen würde sie lieber getödtet haben, als den Hagen, ihres Siegfrieds Mörder, um Rache zu üben? Diese Sagen lebten; wie leicht ließ sich alles daraus zur Fortsetzung von Chriemhildens Liebe bilden?

Eben diese schöne Frau war zugleich eine Gönnerin, Freundin und geistliche Tochter des Bischofs Piligrin von Passau. Er sandte aus seinen Klöstern Verkünder des Evangeliums nach Ungarn; und ward selbst von der Königin dahin eingeladen ***). So mochte der Dichter von Chriemhildens Rache sie wohl des frommen und weit berühmten Bischofs „Niftel" heißen.

Ihr Gemahl, der Ungarkönig, so grausam er auch über die Seinigen herrschte, wird doch wegen der Milde gerühmt, mit der er den Christen an

*) *Uxor Beleknegini, id est, pulcra domina, slavonice dicta.* So Dithmar von Merseburg im 8 B. seiner Kronik (bei Leibnitzens *script, rer. brunsuic.* 1, 420.

**) *Virum quendam occidit.* Dithmar a. a. O.

***) Wie man in Piligrins Leben (bei Hansiz a. a. O. 1, 209) findet.

seinem Hofe und in seinen Landen begegnete. *) Vermuthlich trug dazu die Freundschaft der Königin mit Piligrin nicht wenig bei. Doch dieser Ungarkönig war nicht Etzel, sondern Gilzo oder Gelzo, oder Geisa **); vermuthlich hat man ihn im Volk auch wohl Chetzilo genannt, und der Dichter hielt sich um so berechtigter, das Castrum Chezilonis, die „Ezele Burch", für dessen Sitz zu halten, und ihn mit dem fast gleichnamigen Etzelin des fünften Jahrhunderts zu verwechseln. So gut er Theodorich den König der Ostgothen (Dietrich von Bern) und Hawart den König der Dänen und Helden aller Völker und Zeiten zum Fest nach Ungarn zusammenführte, machte er auch den Bruder Attila's, Blödelin ***), wieder zum Genossen des zehnten Jahrhunderts.

Kroniken in lateinischen oder deutschen Versen zu schreiben, war im dreizehnten Jahrhundert

*) Beim Hansitz, 1, 207.

**) Geisa, der Vater des Königs Stephan des Heiligen. Giso und Gizo wird er in mehrern alten Kroniken geheißen; Dithmar a. a. O. nennt ihn Dejux. Man sieht daraus, wie verschieden damals der gleiche Name gesprochen und geschrieben werden konnte. *Homo potentissimus, nomine Gizo.* Pezii *script. rer. austr.* 1, 101.

***) Attila tödtete seinen Bruder Bleda schon im J. 444.

nichts Ungewöhnliches. Aber der Erzähler der Nibelungen sammelte Sagen von Wundern und Großthaten zu einem Gedicht. In seiner Welt gab es kein Gesetz für Raum und Zeit. Alle Helden, deren Namen noch im Munde des Volkes lebten, vereinte er zum gleichen Spiel. Er machte sie zu Zeitgenossen; er schilderte, wie sie in großen Leidenschaften untergingen. Damit endete die alte Heldenwelt.

Man bemüht sich daher vergebens, für der Nibelungen Lied eine große, durchherrschende geschichtliche Thatsache aufzufinden. Es ist darin keine Einheit, als welche der Dichter selbst schuf; alles ist nur freie Vermählung von damals noch unverklungenen Sagen.

Ohne Zweifel waren von Rüdigers Leben und Thaten schon mehrere Sänge vorhanden in deutscher, wie in lateinischer Sprache. Herr von der Hagen in seiner Ausgabe der Nibelungen schaltete so vier Verse aus (Seite LXXIV), welche offenbar nicht zum Gedichte gehörten, und aus irgend einem andern Liede hineingekommen sein mochten *). In dem den Nibelungen angehängten

*) Das Gedicht, wovon Lazius im siebenten Buche seiner *migrat. gentium* Bruchstücke lieferte, war, nach Hundius Zeugniß, auf Pergament geschrieben, und befand sich im Schlosse Prunn bei Altmühl.

Gedicht „dü Chlage" wird ausdrücklich (V. 4541) gesagt:

Von Pazzowe der Bischof Pilgerin
Durch Liebe der Neven sin
Hiez er schriben dizze Möre
Wie ez ergangen wöre,
In latinischen Büchstaben.

Der Dichter von Chriemhildens Rache, unbekümmert um die Zeitrechnung und Erdbeschreibung, setzte Städte, die offenbar erst ums zwölfte Jahrhundert bekannt wurden *), Sitten, die erst dem

---

Durch den Grafen Joachin von Ortenberg empfing Hundius den Codex, der ihn im J. 1575 der Bibliothek des Herzogs Albert von Baiern schenkte. Man hat ihn später dort gesucht, aber nicht wieder gefunden. Hansiz *Germ. sacr.* 1, 206. — In jenem Gedichte, sagt Hundius, wären beschrieben gewesen: *Gesta Avarorum et Hunnorum Austriam super Anasum tunc tenentium et omnem viciniam late depraedantium; praeterea gesta memorati Rudigiri, qui Hungaris praefuerit et Arnolpho duci Bojorum Hunnos in Germaniam inducente suppetias tulerit, et quemadmodum demum hae barbarae gentes ab Ottone M. profligatae sint.*

*) Man weiß, daß Marokko eher nicht entstanden, als im eilften Jahrhundert, sagt Joh. Müller am angeführten Ort. Von Wien, Efferding, Mautern machte ich ähnliche Angaben.

dreizehnten Jahrhundert eigen waren, eben so harmlos in seine Schöpfungen hinüber. Daher läßt sich aus dem Liede der Nibelungen auch wenig Zuverlässiges zur Erläuterung der Geschichten des fünften und zehnten Jahrhunderts schöpfen. Doch fand ich in den Sagen von Rüdigers Verhältniß zu den Ungarn Winke über die Verhältnisse Baierns und besonders des Herzogs Arnolf zu diesem Volk.

So wiederhole ich zum Schlusse meiner Abhandlung, was ich im Anfange derselben sagt: Möglich, daß ein Dichter die gesammten Nibelungen sang; wahrscheinlicher aber, daß ein Anderer Chriemhildens Liebe, ein Anderer Chriemhildens Rache gedichtet. Vielleicht daß der Letzte, ein Süddeutscher, aus den Ensgegenden, Chriemhildens Liebe überarbeitete, um daraus mit dem Seinigen ein großes Ganze zu schaffen.

Noch Manches könnte ich hinzusetzen, um dem Gedanken Empfehlung zu geben. Ich dürfte nur an den ganz verschiedenen Geist beder Gedichte, an das Alterthümlich-Wunderreiche, wie es der Norden gab, in Chriemhildens Liebe, und an die Armuth daran (nur die Meerweiber ausgenommen, welche noch der Volksglaube heiligte) in Chriemhildens Rache, oder an den einfältiglich erzählenden Ton und die Mannigfaltigkeit der Ereignisse im ersten, an den mehr dramatischen, leidenschaftreichern Gang des Gedichts im zweiten Theil

u. s. w. erinnern. Aber gern überlasse ich denen, welchen mehr Zeit und Liebe zu dem Geschäft geworden, die Ausführung. Doch manchen Freunden jenes kostbaren Denkmals altdeutscher Kunst und ächtdeutschen Wesens wünsche ich ein Willkommenes gethan zu haben, daß ich mit der Fackel der Geschichte in die Nebel der schönen Traumwelt hineinleuchtete.

Vom Meinungskampfe des deutschen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Verfasser begleitete nachfolgendes geschichtliche Gemälde vom Meinungskampfe der Deutschen im ersten Fünftel des neunzehnten Jahrhunderts mit folgendem Vorwort:

„In andern, als unsern Tagen, wäre ein Vorwort zu der hier gegebenen geschichtlichen Abhandlung vielleicht überflüssig gewesen. Sie trat zuerst in „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" (Jahrgang 1819) ans Licht. Man hat sie eines besondern Abdrucks würdig gehalten, weil man ihr zutraute, auch ausser dem engern Kreise von Lesern jener Zeitschrift wohlthuend werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in je-

dem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortreten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrücke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

„Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorene Besonnenheit wieder geben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchem von den Tausenden Aehnliches, die einander mit entzweiten Grundsätzen gegenüberstehen, und, erbittert durch die Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

„Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren,

und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht als nach der Partei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

„Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europens ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unparteilichkeit zur Pflicht, wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung läge. Er theilte mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos für die Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung der deutschen Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandten Schweiz besonders zurückwirkt.

„Daher wird man den Verfasser mit größerm Recht jedes andern Fehlers, als der Befangenheit und des Parteisinns zeihen können, wenn man Unparteisamkeit und Freiheit und bescheidene Sprache nicht etwa selbst wieder für Befangenheit erklärt.“

1.

Mannigfache Ansichten über den Ursprung des Meinungskampfes unter den Deutschen.

Die innern Bewegungen Deutschlands, hervorgetreten aus sich feindlich begegnenden Ansprüchen der bürgerlichen Stände, reizten die Aufmerksamkeit Europa's. Wir erblickten jene hartnäckige Parteiung der Gesinnungen, jene Verwirrung der Begriffe, in welcher dem Einen ruchlos erscheint, was dem Andern ein Heiligthum gilt; jene gegenseitigen Erbitterungen, kaum noch mit dem Schleier gewohnten Anstandes bedeckt, wie wir sie bei andern Nationen nur allzuoft, als weissagende Vorläufer finsterer Verhängnisse, kennen gelernt haben.

Was dort in wilder Regung durch einander fährt, nennen die Einen nothwendigen Naturgang in der allmäligen Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft; — die andern den uralten und nie endenden Kampf des Lichts und der Finsterniß; — die Dritten das Wiederaufstehen urdeutschen Sinnes und Wesens, immerdar im Widerstreit mit romanischem oder welschem Geist, und von diesem seit Jahrhunderten unterdrückt und beherrscht. Andere hingegen heißen es die Spätfrucht von Lehrsätzen französischer Staatsumwälzer, jetzt erst zur Reife gediehen; Andere es Wirkung deutscher Nach-

ahmungssucht, reden, thun und es haben zu wollen, wie Franzosen oder Engländer, ohne Ansehen altbestandener Verhältnisse und Rechte; Andere es vorübergehende Meinungsmode, oder fieberhafte Stimmung, wie ehedem das Werther- und Sigwartfieber der empfindsamen Zeit gewesen; Andere es meutrisches Werk ehrgeiziger Lehrer und Schriftsteller, die sich den Fürsten bedeutsam, oder in Umkehrung alter Ordnungen berühmte Namen machen wollen; Andere es Folge irreligiöser, falscher Aufklärung, welche mit Hintansetzung kirchlicher Lehrbegriffe und Anstalten zuletzt keines Heiligthums achtet; Andere es natürlichen Erfolg fürstlicher Fehlgriffe, durch welche die alterthümlichen Schranken zerfielen, von denen weiland hoher und niederer Adel, Bürger und Bauern unvermischbar auseinander gehalten wurden; Andere es Sträuben der Völkerschaften unter dem unerträglicher werdenden Druck öffentlicher Lasten. Jedem bietet sein Standpunkt, sein Erfahrungsschatz, seines Gemüthes Eigenthümlichkeit, Vortheil und Interesse seines Berufs und Standes einen andern Schlüssel dar.

Selbst an vielen Höfen scheint dieser Zwiespalt der Urtheile zu walten; daher oft unsichere Rathschläge, schwankende Maßregeln.

„Widerstrebet nicht“, ermahnen die Einen, „dem Drange der Zeit; verleihet dem Volke stell-

vertretende Verfassungen, wie ihr verheißen habet, und der Sturm ist beschworen. Durch die öffentliche Meinung, durch innigern Verein des Fürsten mit dem Volk, werdet ihr mächtiger werden, als weiland durch Priesterschaft und Adel. Schon haben diese längst, theils durch das Streben der größern Landesherrn nach Alleingewalt, theils durch höher gestiegene Gesittung und Einsicht der untern Stände, ihre ehemalige Bedeutung und Achtung verloren. Ihr könnet Ordensbänder, gräfliche und freiherrliche Pergamentbriefe austheilen, aber nicht erzwingen, was die Nation dazu denken soll."

„Wehe!" rufen Andere: „so ihr den morschen Damm, gegen welchen heut der Strom anbrauset, gänzlich schleifet, wird er sich verheerend über Alles ergiessen. Hätte Ludwig XVI. in Frankreich nicht den Staatsfehler begangen, die Notabeln zusammenzurufen, er würde das Blutgerüst nie bestiegen haben. Wisset ihr, wenn ihr dem Volk geringe Macht einräumt, ob es sich damit nicht bald eine größere erobert? Wenn sich Landstände und Thron entzweien, wisset ihr, auf wessen Seite das Volk treten wird? Wahr ist's, Fürsten haben, zur Mehrung eigener Hoheit, des alten Adels Ansehen und Einfluß gebrochen: sollen nun aber jene, was sie diesem genommen, wieder mit dem Volke theilen? Die sogenannte öffentliche Meinung ist am Ende Schriftstellergeschrei. Der

Fürst schirme der untern Stände Rechtsame, aber auch die letzten Vorrechte, welche dem Adel im Heere und am Hofe geblieben sind; er zeige den gewaffneten Arm, und gebiete dem frechen Geschwätz der Schriftsteller Schweigen, durch Aufhebung der Preßfreiheit, so ist der Sturm beschworen und die öffentliche Meinung stirbt von selbst mit ihren Werkzeugen, den Zeitungen und Flugschriften, aus."

„Wohl kann man", erwiedern Andere, „Zungen und Federn in Bann thun; aber wenn diese schweigen, reden die Gedanken und Seufzer. Verblendet euch nicht muthwillig, zu glauben, daß jenes Mißvergnügen im deutschen Lande Wirkung des Geschreies sei; nein, das Geschrei ist Wirkung empfundener Schmerzen! Verschlossener Grimm ist allezeit gefahrvoller, denn redseliger Mißmuth. Guttenbergs Werkzeug gibt zum Gifte Gegengift, und zu bösen Anschlägen auch den Verräther. Der Hof, welcher Preßzwang einführt, verdunkelt sich Kenntniß dessen, was im Volke geht, und verdächtigt, weil er öffentliches Urtheil scheut, sein eigenes Gute. Zeitungen und Flugblätter bewegen kein zufriedenes Volk, und die Jugend der Hochschulen stürzt keinen im Volksglück gegründeten Staat um. Stellet nur dies Glück her; vermindert die Last der Abgaben, ihren ungleichen Druck; gebt den Han-

del frei; schränkt eure Ausgaben ein; vermindert den Aufwand des Hofes, des Heeres, der überflüssigen Beamtungen, und der Sturm ist beschworen. Denn Bürger und Bauern, welche sich heute an die Mißvergnügten der gebildeten Volksklassen anschliessen, und in ihnen ihre Fürsprecher ehren, ohne sie zu verstehen, werden neuen Staatsverfassungen und stellvertretenden Versammlungen wenig nachfragen, sobald sie sich, bei mäßigen Abgaben, ihres Eigenthums sicher und in ihren Häusern behaglich fühlen."

Dagegen setzen sich Andere und sprechen: „Ein Heilmittel, wie dieses, ist zerstörender, als die Krankheit selbst! Fürchtet die Folgen, wenn ihr den altgewohnten, gebührlichen Glanz des Thrones schwächet, und diesen armselig gegen seines Gleichen, ohne Majestät gegen die Menge hinstellet! Vom Aeussern stammt der Begriff der Würde, und damit die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die stehenden Heere verkleinert, den Landesherrn wehrlos machet gegen den Trotz seiner Unterthanen, oder gegen die Gewalt des geharnischten Nachbars! Es kann in unsern Tagen kein Fürst ohne Gefahr sein Heer vermindern, so lange nicht alle Mächte Europens gleichzeitig dasselbe thun. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die Menge oder Besoldung der bürgerlichen Beamten verringert

und tausend und noch tausend Familien brodlos machet! Das heißt zahllose wackere Männer, welche mit ihrem Ansehen, Einfluß und Wissen bisher die Ordnung des Staats schützen halfen, muthwillig in Verzweifiung treiben, und zur Partei der Mißvergnügten hinüberjagen, damit sie diese in Befehdung der bestehenden Ordnung verstärken. Immer noch klüger würde sein, Preßfreiheit, Landstände u. dgl. m. zu gewähren, und eine öffentliche Meinung zu gestatten, welche in der Hand eines weisen Fürsten zum machtvollen Hebel wird. Lasset das Volk sich von der Nothwendigkeit der Steuern durch seine eigenen Abgeordneten überzeugen; was aus Ueberzeugung gegeben wird, ist leichter gegeben. Der Fürst, im Mittelpunkt aller Machtmittel, wird auch dann noch immer als der Stärkere dastehen, und am wenigsten vor dem Wortgetöse der Redner zittern müssen, die, gewöhnlich unter einander selbst entzweit, zuletzt dienen, unterhaltendes Schauspiel des großen Haufens und Werkzeug des Hofes zu sein."

So und auf mannigfaltige Weise durchkreuzen sich Rathschläge und daraus fliessende Maßregeln. Schlaue Gewandtheit im Geschäftswesen, vereint mit Unglauben an das Zeitbedürfniß und an des Volkes Noth, steht an den Höfen einem schwärmerischen Hochsinn ohne Geschäftskunde im

Volk gegenüber, der das, was sein sollte, oft mit dem, was ausführbar sein könnte, verwechselt. Vorurtheile der Geburt, des Standes, der Zunft, der Gewohnheit hadern um das Gerechte und Nothwendige, mit dem Gefühl des Zeitbedürfnisses und den Urbildern der Vernunft. Die seltsamsten Erscheinungen treten hervor. Hier werden stellvertretende Verfassungen gegeben, dort durch Vertrag zwischen Fürst und Volk gegründet, dort verzögert, dort verweigert. Hier denkt man ans Fortschreiten mit dem Geist des Jahrhunderts, dort ans Festhalten des Bestehenden, dort an Heimkehr ins Altvergangene, an Herstellung des Lehnwesens, Mönchthums und gedankenlosen Gehorchens.

Es kann nicht anders sein, das Hinausführen all so feindlich getrennter Grundsätze ins wirkliche Leben und in so vielerlei neben einander bestehenden Staaten gleicher Zunge, muß Gährungen wecken, deren Ausgang Niemand berechnen kann. Kaum zwei Jahrzehnde früher ahnete man diesen Gang der Dinge auf deutscher Erde nicht. Woher die Verwandlungen, da seitdem Adel und Geistlichkeit nicht anmaßender, die Gesetzgebungen nicht despotischer, die Fürsten nicht unväterlicher geworden sind?

2.

Neue Entfaltung des Volksgeistes nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Bildung der höhern Stände durch französisches Schriftenthum.

Man durchblättere die Geschichte! Erde und Himmel sind der ungeheure Spielraum, dessen die Wünsche der Sterblichen bedürfen; behagliches Dasein in dieser Welt, selige Erwartung von jener. Irdische Freiheit, gottesfürchtiger Glaube bleiben die ewigen Grundbedingungen unsers Glücks, wenn auch, nach Maßgabe der verschiedenen Gesittungsstufen, die Arten bürgerlicher und staatsthümlicher Freiheit oder der religiösen und kirchlichen Zustände der Völker von einander abweichend sind. Will man die Weltgeschichte verstehen, muß man sie aus der Höhe dieses Standpunktes betrachten. Alle großen Ereignisse und Staatsumwälzungen stammen zuletzt von daher.

Auch die Geschichte der Deutschen, seit ihren Herrmannsschlachten gegen Rom, bis zu ihrer Verstrickung ins Netz des Lehenwesens und Priesterthums, wird von jenen Triebfedern bewegt. Abwechselnd sehen wir immerdar die eine oder die andere vorherrschend spielen, abwechselnd sich einander zurückdrängen auf einen Endpunkt, von

welchem aus dann die Gedrängte ihre Spannkraft wieder geltend macht. Nach der frommen Naserei der Kreuzzüge folgte die Pracht, Ueppigkeit und Kunstliebe des Mittelalters, mit Sittenschlaffheit und Uebermuth geistlicher und weltlicher Herren. Das Heiligste der Menschen war beinahe in todter Kirchlichkeit erstarrt. Da erfolgte wieder der Umschwung und die Rückwirkung durch Macht gläubiger Inbrunst — der Tag der großen Kirchentrennung. Die Religionskriege gestalteten einen Theil Europa's um. Aber schon der Ausgang des dreißigjährigen Krieges bezeugte die eintretende Erschlaffung der Nationen. Man sehnte sich unter den langen Verwüstungen um jeden Preis nach Ruhe, und die religiöse Begeisterung, zum Theil schon von fremdartigen Leidenschaften verschlungen, wich dem dringenden Bedürfniß des äussern Wohlseins. Es war am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Völker bauten ihre zerstörten Hütten auf; Pracht und Wohlleben zog wieder in die Städte und in die Paläste der Großen ein. Frankreich gab damals in Sitte, Kunst und Schriftwerk den Ton an; er ward der Ton, wie des größern Theils von Europa, auch an Deutschlands Höfen und in den höhern Ständen, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus.

Witz und Ernst geistreicher Schriftsteller

Frankreichs bekämpfte kirchliche und staatsthümliche Irrthümer und Vorurtheile mit gleicher Gewalt. Die Fürsten und ihre Großen in Deutschland, und Alles, was gern zu den Höhern zählen wollte, bildeten sich freier aus; strebten nach dem Ruhm, freiern Ton und Geist um sich her zu verbreiten; begünstigten Wissenschaft, Volksaufklärung, Glaubensduldung, und was das gesellige Leben veranmuthigen mag; verbesserten die rohe Gesetzgebung; brachen die Macht geistlichen Ansehens; schafften Hexenprozesse und Folterbänke ab, und bereiteten mit zahllosen bessern Stiftungen ein besseres Zeitalter vor. Zugleich schweifte ihre Begierde zur geistigen Freiheit in wahren Frevelmuth über, dem nichts ehrwürdig, nichts heilig blieb. Mit unhaltbaren Kirchenlehren ward alles Religiöse zugleich Gegenstand des Spottes; die Milderung der Sitten verlor sich in sittliche Schlaffheit.

Doch dieser Ton herrschte nur in den höhern Ständen und in denen, die ihnen am nächsten grenzten. Die große Mehrheit der Nation, die Landleute, die Bürger der Städte, genossen nur die Früchte besserer Einrichtungen von oben herab; aber der frevlerische Geist droben, in fremder Sprache redend, focht sie nicht an. Deutschland blieb deutsch, während die kleine Zahl der Vornehmsten französisch dachte, fühlte, han-

delte und sprach. Im Innern des Volks verharrte alte Gottesfurcht, Ehrbarkeit und schlichtes, gemüthliches Wesen, neben mancherlei Spießbürgerthum, und rohem Sein.

Und das Volk befand sich wohl dabei. Es trug heilige Scheu vor dem ausgelassenen Wesen der Höhern, und herrschende Meinung ward beim gemeinen Mann, daß Religionsspötterei und Sittenlosigkeit zum Stande der Vornehmen gehöre. Dabei bewegte sich übrigens männiglich ungestört in hergebrachten Weisen. Die altererbten Rechte jeder Zunft, jedes Dorfes, jeder Stadt, jeder Landschaft wurden geehrt oder nur glimpflich dem Zeitbedürfniß gemäßer gefügt; die Stände des Volks waren scharf von einander getrennt, und man beachtete gegenseitig die herkömmlichen Verhältnisse. Wie das gesammte deutsche Reich aus dem Zusammentritt einiger hundert Gemeinwesen, von ungleicher Größe, Wichtigkeit und Würde bestand: so hinwieder war jeder einzelne Staat eine besondere Bundesschaft von verschieden berechteten Ortschaften, Provinzen, Ständen und Körperschaften unter einerlei Oberhaupt. Jeder Theil sorgte, unbekümmert um den Nachbar, für sich, und war zufrieden, wenn man ihm das Seine ließ.

Das war aber der sicherste Weg zur Ertödtung alles Gemeingeistes in Deutschland, so wie zur Pflege jeder engherzigen Selbst-

sucht. Die deutschen Völkerschaften kannten einander kaum. Was in Brandenburg geschah, kümmerte den Schwaben selten mehr, als was er von Lissabon oder Neapel vernahm. Den Höfen lag an Erweckung eines großen Nationalsinnes der Deutschen am wenigsten; vielmehr kam ihnen zuweilen die Vereinzelung der Völkerschaften durch Nährung eines Nationalhasses gegen Nachbarn gelegener, weil es unter deutschen Fürsten selten an Parteiungen und Kriegen fehlte. Diese wechselseitige Gleichgültigkeit und die höchst mäßige Schulbildung der untern Stände verursachte, daß nur eine geringe Zahl Zeitungen und Flugschriften gedruckt und gelesen wurde. Lebhafter Umtausch der Gedanken war also nicht leicht, um so weniger, da die Zeitungen, unter züchtiger Zensur gehalten, von Vorfällen des eigenen Landes das Mindeste ruchbar werden liessen, und andere Staatsschriften mit so barbarischer Gelahrtheit abgefaßt waren, daß sie selten gelesen wurden, als von denen, die mußten. Das Volk erfuhr von den Spannungen der Höfe nur, wenn man sein Geld und Blut in Anspruch nahm, den Hader auf Schlachtfeldern zu entscheiden.

Zwar gab es in den meisten deutschen Staaten Landstände, allein auch diese hatten nur noch die Bedeutung einer bloßen Körperschaft, keinen öffentlichen Werth fürs Volk, da-

her beim Volk keine Beachtung. Entsprossen dem urdeutschen Lehenthum, da Ritter, Pfaff und Stadt noch Alles, die Nation selbst nichts war, hatten die Landstände, eifersüchtig auf ihre Rechtsame, sich so viel möglich in ursprünglicher Gestalt bewahrt. Das aber ward ihr Untergang. Denn Kinder alter Jahrhunderte, standen sie in den neuen wie Fremdlinge. Ohne Wurzel in das gegenwärtige Leben zu treiben, nur auf verblichenen Pergamentbriefen ruhend, konnten sie aus dem Reich des Daseins hinweggewischt werden, ohne daß man sie vermißte. Dies kam den Fürsten zu statten, welche ihre Selbstherrlichkeit erweitern wollten. In Baiern z. B. hatte man seit mehr denn hundert Jahren keine Stände mehr zusammenberufen. Die landschaftlichen Verordneten ergänzten sich bei jedem Tode eines Mitgliedes durch eigene Wahl, nnd bewilligten, was der Fürst begehrte. Seit Schlesien unter preussische Hoheit kam, wurden die Landtage auch da vergessen.

Das Wachsthum fürstlicher Selbstherrlichkeit vergrößerte allerdings die freie Thätigkeit und den Spielraum der Gekrönten zu Allem, auch zu vielem Löblichen für das Volk; führte aber für sie und das Volk auch nicht geringern Nachtheil herbei. Denn die Unterthanen sahen, mit dem Verschwinden der Landstände, welche bisher noch, wirklich oder scheinbar, die Sache der Unterthanen

vor dem Thron vertreten hatten, sich gänzlich der Willkühr und Gnade des Hofes hingegeben, und behielten bei der Schrankenlosigkeit des Herrschers nur das peinliche Gefühl staatsbürgerlichen Nichtsseins. Niemand war gesetzlich befugt, für sie das Wort zu führen; am wenigsten der Großbeamte des Staats, welcher bezeichnend genug Minister oder Diener genannt, und nur für das verantwortlich ward, was er wider des Herrn Willen that. Man hat wohl auch vernommen, daß die Herzensgüte der Fürsten selbst nicht selten Stellvertreterin des Volks gegen die Minister werden mußte. Unvermeidlich entstand daraus größere Gleichgültigkeit gegen den Staat und erhöhte Selbstsüchtigkeit Aller. Man predigte vergebens Vaterlandsliebe, wo man kein Vaterland, höchstens nur das Geburtsland sah, und den Wahlspruch der Selbstsucht im Mund und Herzen trug: ubi bene ibi patria. Nur die persönliche Vortrefflichkeit des Landesherrn, wenn er sich durch Tugenden zur Bedeutung eines Landeshelden oder wahrhaften Volksvaters erhob, oder Furcht vor Gefahr, welche Allen drohte, konnte zuweilen eine Art Gemeingeistes wecken, die als Ersatz der Vaterlandsliebe genommen werden mußte.

Nicht minder gefährlich ward ein anderer Nachtheil. Durch die erweiterten Selbstherrlichkeitsrechte

der Fürsten fühlten sich diese theils ungebundener zu kecken Schritten gegen die Fremde, theils zur Befriedigung eigener Glanzliebe und ungemessener Freigebigkeit. Beides vermehrte häufig die Menge der Ausgaben, führte zu Schulden, zur Vervielfachung der öffentlichen Lasten, das heißt zur — Staatsschwäche. Nicht Alle dachten so großsinnig, wie Karl Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der sich und seinen Nachfolgern durch einen freiwilligen Vertrag mit den Ständen, am 1. Mai 1794, das gefährliche Vermögen entriß, durch Häufung der Kammerschulden sein Land mit in den Verfall zu ziehen.

Inzwischen war damals den Höfen Vieles erlaubt und schien gefahrlos, weil man theils die Folgen nicht sogleich empfand, theils weil Adel und hohe Geistlichkeit, welche dem Thron zunächst standen, gern darüber schwiegen, und lieber um die Gnaden des Thrones buhlten. Das Volk war über seine Verhältnisse nicht zum Bewußtsein gekommen, und schien desselben kaum jemals fähig zu werden. Festgehalten durch Zaubermacht der Gewohnheit, verspürte es kaum seine allmälig wachsende Bürde; es verdoppelte unter derselben nur seine Anstrengungen. Selbst das furchtbar lehrende Ereigniß des nordamerikanischen Freiheitskrieges, welcher den Volksgeist in Frank-

reich schon tief ergriff, blieb machtlos in Deutschland. Hier kam der großen Mehrheit der Nation jenes Schauspiel noch unbegreiflich, theils gottlos, theils lächerlich vor.

3.

Ausbildung der untern Volksstände durch deutsches Schriftenthum. Merkwürdige Wirkungen.

Keineswegs fehlte es an Männern, welche, in der Mitte des Volks lebend, an Kenntniß und Einsicht mit den vortrefflichsten Geistern anderer Nationen wetteifern konnten. Allein die höhern Ideen, welche sie trugen, oder in sinnvollen Werken entfalteten, blieben dem gemeinen deutschen Manne ungenießbar. Eine Bibel, ein Kalender, ein Gebet- oder Gesangbuch waren der gewöhnliche Leseschatz des Bürgers und Landmanns, wozu allenfalls noch die ärmliche Zeitung einer benachbarten Stadt gehörte.

Aber wie im hohen Alterthume die Dichtkunst immer zuerst das Gemüth der Nationen zum Edlern erweckt, und im vollen Sinne des Worts die Menschen sich ihrer angestammten Würde bewußter, das heißt, menschlicher gemacht hat, also geschah auch in Deutschland.

Die Wenigen, welche bisher, von Opitz, Gryphius und Picander herab bis Gottsched, Gedichte geschrieben hatten, waren mehr Nachbildner des Ausländischen in deutscher Sprache gewesen, als Sänger aus deutscher Natur und Seele, mit der Weihe des Gottes. Daher blieben ihre Werke der deutschen Nation fremd. Aber nun rührten Haller, Gellert, Gleim und Kleist, Klopstock, Voß, Stollberg, Hölty, Salis, Matthison, Göthe, Wieland, Schiller, und wie die Herrlichen alle heißen mögen, ihre Harfen. Die ganze Nation horchte dem plötzlich erstandenen Sängerchor. Ein Lied von Bürger, von Schubart durchzuckte das innere Leben des großen Haufens mehr, als je alle Weisheit der Schulen es vermocht hatte. Die deutsche Jugend entbrannte für die göttliche Kunst. Allgemeiner ward nun die Begierde zum Lesen, und mit ihr vergrößerte sich die Zahl der Schriftsteller. Die Schauspielkunst nahm edlere Gestalt an. Robinsonaden, Liebesgeschichten, empfindsame Reisen, Kloster-, Ritter- und Räuber-Romane wanderten bald von Hand zu Hand durch die Schreibstuben der Kaufleute, durch die Werkstätten der Bürger, durch die Wachtstuben der Soldaten bis in die ländlichen Hütten. Die Schulen wurden verbessert; Basedow, Rochow, Weiße, Salzmann, Zerenner und Andere wirkten kräftig

dafür ein. Die Volkslehrer machten sich's zur Pflicht, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen. Man schrieb für's Volk im Geist des Volks, und die Geheimnisse der Schriftgelehrten gingen als Gemeingut in die Laienwelt über.

Da begann ein wunderbares Dämmern in der alten Finsterniß. Ein unermeßlicher Schatz neuer Wahrheiten, Ansichten und Kenntnisse verbreitete sich schnell durch alle Stände. Die neuen Vorstellungen im Gemüth des Volks wurden zum Wort. Tausende lasen; und Tausende, die nicht lasen, sogen die niegeahneten Wahrheiten, vermischt mit neuen Irrthümern, aus den Gesprächen der Andern ein.

Bisher hatten Franzosen, Briten, Schweizer, selbst Italiener für diejenigen Nationen gegolten, in welchen selbst die untern Stände einen gewissen Sinn für Edleres, als rohe Lust ist, ein eigenthümliches Geistesleben, wenigstens Empfänglichkeit für Reize der Natur und Kunst, für den Gedanken des Dichters oder des Weisen besaßen. Nicht ohne Bewunderung und Verwunderung hatten deutsche Reisende in Frankreich die Werke der besten Schriftsteller dieses Landes in Hand und Gedächtniß des gemeinen Mannes, oder den englischen und schottischen Bauer mit der neuesten Zeitung hinter dem Pfluge gesehen; oder die Stanzen Tasso's aus dem Munde venedischer

Gondeliers, oder treffende Urtheile über öffentliche Verwaltung von den Lippen des einfachen Landmanns in der Schweiz gehört. Ein ähnliches Durchdrungenwerden deutscher Nation, wo nicht vom Licht, doch vom Schimmer ihrer vorzüglichsten Geister, schien noch sehr entfernt zu sein. Bald aber war dies nicht mehr der Fall.

Was bei andern Nationen die Frucht der Jahrhunderte gewesen, vollendete sich in Deutschland binnen wenigen Jahrzehenden, sobald hier einmal die heilige Schaar der Dichter zur Auferweckung des Volks gesungen hatte. Solches war aber keineswegs das Ergebniß von der Ueberlegenheit deutscher Natur, sondern der Landesverhältnisse Deutschlands. Denn mehr hier, als in andern Reichen, begrenzten sich viele große und kleine von einander unabhängige Staaten. Was in dem einzigen ungeheuern London und Paris zusammengedrängt durch die Welt strahlte, war in Deutschland ein auf unzählige Stätten durch die ganze Nation zerstreutes, zwar minder blendendes, aber wohlthätigeres Licht. Hier standen viele Hauptstädte, viele Fürstensitze, viele Hochschulen. Hier lebten viele wissenschaftliche Männer, zum Theil die ersten Geister der Nation und deren ewige Zierden, nicht, wie in Italien, Frankreich oder England, an die Höfe gerufen, sondern von den Großen kaum ge-

kannt, oft verschmäht, zerstreut im Volk; daher auch nicht für den Glanz der Höfe, sondern für ihr Volk arbeitend.

So groß ward in kurzer Zeit das Anwachsen deutschen Schriftenthums und der ihm entgegenkommenden Lesesucht, daß wohlmeinende Männer erschracken und fürchteten, die deutsche Gemüthsart werde damit zu Grunde gerichtet, und alle wissenschaftliche Gründlichkeit in flache Halbwisserei verschlemmt werden. Sie arbeiteten dem Unwesen der Aufklärer und Schöngeister männlich, nicht immer fruchtlos, entgegen. Vielmehr aber, oft ohne das zu wollen, beförderten sie damit Aufklärung, und gaben dem Trieb zur Selbstbelehrung bei Einzelnen bessere Richtung. Denn die Mittel, deren sie sich zur Bekämpfung schlechter Schriftsteller bedienten, waren abermals öffentliche Schriften, die in Jedermanns Hände übergingen.

Niemand schelte mir jene Zeit, denn sie ist die Mutter der heutigen, und hat Großes gethan.

Durch sie entsprang in Deutschland eine zweifache, zum Theil einander ganz entgegengesetzte Bildung. Deutsche Bildung, aus Kraft und Leben des Volks hervorgegangen, empfing das Volk; aber französische Bildung empfingen die höhern Stände. Jene war eigenthümlich, naturgemäß, darum fest; diese fremd

artig, nur angenommen, darum schwankend und verzerrend. Beide, weil sie in ihrem Wesen keine Verwandtschaft hatten, mußten ganz verschieden auf Denk- und Gemüthsart derer einwirken, denen sie angehörten. Tieffühlend, ernst, ritterhaft, sein Alterthum ehrend, vaterländischer ward der Sohn des deutschen Gebildes; witziger, glätter, geschmeidiger, weltbürgerlicher erschien der Zögling des ausländischen Geistes. Reibung konnte nicht fehlen. — Der Sieg des Volkshaften über den Fremdling war ohne Sehergabe vorauszusagen.

Es ward ein Krieg unsichtbarer und doch gewaltiger Mächte im deutschen Lande angehoben, den, sonderbar genug, die Mitstreitenden weder wollten, noch kannten. Es kam darauf an, der deutschen Nation ihre eigenen Fürsten und Großen wieder zu erobern, die ihr, durch ausländisches Wesen, gleichsam entfremdet worden waren; und doch kämpften die Wenigsten, dieses Zwecks sich bewußt. Nach und nach aber räumte man doch auf den Prunktischen der Gekrönten, ihrer Kinder und Höflinge, auch den Meisterwerken deutscher Schriftsteller, neben Franzosen, Italienern und Briten, einen Platz ein. Nach und nach ward, nicht ohne Mühe, welsche Oper und französisches Theater von deutscher Art und Kunst hie und da ver-

drängt. Aber Bücher und Bühnen wirkten langsamer in den obern Ständen, wo Ausländerei schon Bürgerrecht gewonnen. Schwer war es hier, deutsch zu lernen. Man empfand, urtheilte, liebte und haßte, dachte, handelte, sprach und trillerte in ausländischer Weise und Zunge.

Inzwischen war schon das bloße Anerkennen eigenthümlicher vaterländischer Geistesherrlichkeit ein bedeutender Sieg von unzuberechnenden Folgen. Hof und Volk wurden dadurch unvermerkt einander näher gerückt. Die verschiedenen Völkerschaften wurden einander, durch Gemeinschaft ihrer ausgezeichneten Geister, ebenfalls verwandter und vertrauter, als sie es je vormals durch Krieg oder Waarenverkehr sein konnten. Alle Deutschen waren zum Besitz eines köstlichen Gemeinguts gelangt. Der Mittelstand sah sich durch veredelte Bildung den höhern Ständen gleichgewordener, und ihnen durch Einsicht, Sachkunde und Naturgaben seiner zahlreichern Genossen oft vielfach überlegen. Im gleichen Maße, wie seine alte Scheu vor denselben verschwand, gaben diese hinwieder von ihrem alten Stolze auf. Der Bürgerliche, in Reichthum, Weltkenntniß, Geschmack und feiner Sitte mit dem Adelichen auf gleicher Linie, ließ diesem keinen Vorzug, als das Gedächtniß seiner Ahnen, oder die Huld des Lan-

desherrn für deren Familien und dessen daraus fliessende Begünstigungen. Ohne Gewalt und unbeabsichtigt sanken die Schranken des Unterschiedes im bürgerlichen Leben zusammen, und die Stände vermischten sich. Die Bürgerlichen waren in Sinn, Wort und That adelicher geworden; die Großen wurden bürgerlicher.

Diese ausserordentlichen Verwandlungen machten sich so geräuschlos, daß man ihre Fortschritte kaum gewahrte, und so schnell, daß die Greise erschracken, welche an den Ton ihrer Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Briten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

4.

Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äusserte, ließ es doch die eigentlichen staatsthümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen

Rechtsame. Billig erwartete man von der fortschreitenden Gesittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verschwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung selbst. Denn schon bemerkte man bei den ersten Höfen freiherzigere Grundsätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joseph II im Süden, Kurfürst Maximilian Joseph in Baiern und andere mehr den Ton gegeben. Rückschritte reizten schon den Widerstand einer öffentlichen Meinung, wie man, zumal in Preussen, in den Tagen der Bischofswerder und Wöllner, der damaligen Religions- und Zensur-Edikte, auffallend wahrnahm.

Im Allgemeinen aber regte sich beim Volke geringe Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten. Im Grunde gab es derselben wenige oder keine; der Staatsgeheimnisse desto mehr. Das neueste Werk eines Lieblingsschriftstellers sprach die Neugier der Nation mehr an, und beschäftigte die Urtheile lebhafter, als alle Manifeste, Verordnungen und Gesetze. Auch mangelte es im Ganzen an klaren Begriffen über staatsrechtliche Verhältnisse, — sie lagen noch in den Werken der Gelehrten verschlossen. Die deutschen Völkerschaften waren über ihre bürgerlichen Zustände zu wenig belehrt. Man wußte aus Reisebeschreibungen und Zei-

tungen von Verfassungen und Gesetzgebungen Frankreichs, Großbritanniens oder Nordamerika's mehr zu sagen, als vom eigenen Lande.

Daher machten die Unruhen von Lüttich und von Holland auf die Menge kaum größern Eindruck, als die Eroberung von Oczakow durch Potemkin. Selbst die Halsschmuckgeschichte in Paris, die Versammlung der Notabeln daselbst, die Gährungen in Frankreich, die Stürmung der Bastille erregten anfangs in der Volksmasse nur oberflächliche Neugier, und hatten allenfalls das Anziehende eines neuen Schauspiels.

Aber die Berichte von diesem Schauspiel füllten bald ununterbrochen die öffentlichen Blätter. Die Theilnahme stieg, die Anzahl der Zeitungen vermehrte sich. Man sah die ungeheuern Bewegungen einer Nation, welche sich gegen Zwang und Schmerz willkührlicher Beherrschung sträubte. Man sah jene Nation schon über die Stufen mittelalterischer Bildung emporgestiegen, aber noch immer von den Stiftungen des Mittelalters beengt, durch Adeliche und Geistliche bedrückt, durch Auflagen erschöpft, durch Lettres de cachet und Bastillen geschreckt. Man sah einen Hof, der, bei aller Zerrüttung des Staatshaushaltes, seine Verschwendung nicht begrenzte, sondern nur die Stände des Reichs versammelte, dafür neue Hilfe zu begehren.

Man sah, wie Adel und Geistlichkeit, vermöge altererbter Freibriefe und Titel, das schwerste Gewicht der öffentlichen Lasten von sich ab auf den Stand der Bürger und Landleute zu wälzen strebten. Man las die Reden geistvoller Männer über die Rechte der Menschen und des Volks, über Denk- und Glaubensfreiheit, über die nothwendige Gleichheit aller Staatsbürger in der Besteurung und vor dem Gesetz.

Dies Alles und der große, erschütternde Schritt der Begebenheiten, fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit der Deutschen immer stärker. Die Tagesgeschichte von Paris ward das Tagesgespräch an der Donau und Elbe. Eine Masse neuer Ansichten, Begriffe und Kenntnisse durchdrang den Geist des Volks. Neben der schöngeisterischen Schriftstellerei that sich für das Allgemeine eine staatsthümliche auf, anfangs in zahlreichen Uebersetzungen, bald in eigenthümlichen Werken. Urtheile parteieten sich, wie an Höfen, so an Hochschulen, unter den Schriftstellern, in Städten, Ortschaften und Wirthshäusern. Eben diese Parteiungen trugen, wie jeder Meinungsstreit, zur Klärung staatsrechtlicher Vorstellungen unter allen Ständen wesentlich bei.

Inzwischen bemerkte man schon damals, als die Fürsten ihre Heere gegen Frankreich zur Rettung des Bourbonischen Thrones versammelten, als das

Manifest des Herzogs von Braunschweig gegen die Franzosen ans Licht trat, und die amtlich geleiteten Zeitblätter mit verächtlichem Spott vom neuern französischen Heerwesen redeten, großen Unglauben bei den meisten Deutschen. Diese hatten noch nicht vergessen, mit welcher Wegwerfung nicht nur Zeitungen, sondern auch Proklamationen ehemals von den nordamerikanischen Freiheitskriegen gesprochen hatten, und von eben den Männern, die man nachher als Sieger und Helden ehren mußte. In der That schadet fürstlichem Ansehen im Volke nichts so sehr, als vorschnelles Urtheil in Meinungssachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Regierungen sollen in weltlichen, wie der Pabst in geistlichen Glaubensdingen, auf eine Art Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Göttersprüche und das festeste Vertrauen der Unterthanen gibt. Im Götterspruch aber ist nur das Gerechte und Wahre das Göttliche. — Nun aber wußte man vom amerikanischen Kriege, daß Uniform der Soldaten und Geburt oder Dienstalter der Heerführer, in Volkskriegen, das Wenigste entscheiden.

Auch mag nicht geläugnet werden, daß bei gebildeten Männern aller Stände auf deutscher Erde der sehr menschliche Wunsch vorherrschend ward, Frankreich möge unter dem Zepter seines Königs

gesetzlich freier werden. Auch fehlte es wohl nicht an solchen, welche Vergleichungen zwischen den bürgerlichen Verhältnissen jenseits und diesseits des Rheins anstellten. Aber zu stark und fromm war deutscher Sinn, als daß er je dem frevelvollen Beispiel Frankreichs gegen Thron und Altar hätte folgen mögen; und es hatten die Deutschen im Allgemeinen nicht den Grund zu so schwerer Klage, als die Franzosen. Die Abgaben der Unterthanen waren im Ganzen mäßig, die Richterstühle gerecht, und was zu wünschen übrig blieb, zweifelte man nicht, werde früher oder später durch die wohlthätig lehrenden Ereignisse der französischen Staatsumwälzung allen Fürsten bemerkbar werden.

Am lebhaftesten ward das Gemüth der deutschen Jugend, weil es das unbefangenste war, von den großen und ewigen Wahrheiten bewegt, welche die Geschichte der französischen Staatsumwälzung aussprach. Auch als die Revolution sich nachher ins Gräßliche verunstaltete, blieben jene Wahrheiten nicht minder heilig und unzerstörbar. Man verabscheute die Gräuel Frankreichs, aber nicht die bessern Ueberzeugungen, gleich wie man in Religionskriegen vor den Unmenschlichkeiten derselben, aber nicht vor der Religion selbst schauderte.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn einzelne junge Männer in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volksangelegenheit wurden. Sie kannten und liebten weniger die Lage der Dinge in Frankreich, als ihre eigenen Urbilder, aus den Schriften der hohen Alten Roms und Griechenlands erhoben. So hatten früher auch Lafayette, der Hochgefeierte, und andere hellsinnige, muthige Franzosen für die Freiheit des ihnen fremden Nordamerika's mit Selbstaufopferung geschrieben, geredet und gefochten. Jene Einzelnen waren indeß nur Einzelne, keineswegs das deutsche Volk. Das Volk blieb ruhig; im Urtheil mäßig und bedachtsam. Die bei Einigen damals entstehende Furcht vor der Gefahr einer deutschen Staatsumwälzung war daher das leerste aller Schreckbilder. Noch fehlte es unter den vielen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten, an einerlei Klage, an staatsthümlichem Gemeingeist, an öffentlicher Meinung überhaupt; noch offenbarten sich unter ihnen sogar die Ueberbleibsel des staatskünstlerisch genährten Nationalhasses zu deutlich. Es war sogar nichts Seltenes, bei dem am Rhein geführten Kriege eine schreckhafte Gleichgültigkeit, wohl gar stolze

Schadenfreude in einem deutschen Lande zu erblicken, wenn das Heer eines andern Niederlagen erlitten hatte. Ach, die Unglücklichen! sie ahneten nicht, daß sie engherzig zum eigenen heranziehenden Verderben lächelten. Aber verzeihen wir den Völkerschaften diese Unwissenheit und Sorglosigkeit; sie herrschte nicht minder an manchen Höfen jener Zeit und hieß Staatsklugheit, bis der allgemeine Untergang, den man gerufen hatte, strafbar hereinbrach.

5.
Wirkungen der Siege Frankreichs über Deutschland.

Wiewohl bei Eröffnung des ersten Feldzuges gegen Frankreich der Zweifel ziemlich allgemein gewesen war, daß die verbündeten Heere Oesterreichs, Preussens und des übrigen Reichs so schnell in Paris einziehen würden, als es die Ankündigung des obersten Feldherrn zu verheißen schien: hatte doch Niemand einen so argen Ausgang des ersten Unternehmens erwartet. Man erschrack vor den Folgen, nun den deutschen Boden zur Schlachtenbühne werden zu sehen. Der alte Ruhm der Tapferkeit von Oesterreichern, Preussen, Hessen u. s. w. war erschüttert. Doch tröstete man sich, daß nicht sowohl der Franzosen Ueberlegen-

heit an Muth und Kriegskunst ihnen die ersten Siege gewonnen habe, sondern die verderbliche Witterung des regnerischen Herbstes (1792) in der Champagne. Allein das Unglück dauerte fort. Unter wechselnden Niederlagen und Siegen führte man fürder gegen Frankreich nur den Vertheidigungskrieg in niederländischen, deutschen und italienischen Gefilden.

Dieser Gang der Dinge verbreitete die Ueberzeugung im Volke tiefer, daß kunstgerechte Uebung, Menge und Ordnung der Waffen allein nicht Alles vermögen, wenn ihnen gegenüber die kämpfende Begeisterung ins Feld tritt, welche das Leben verachtet, um das Heiligthum zu retten; — daß des Feldherrn vieljährige Kriegserfahrung und hohe Geburt oder Auszeichnung wenig vermögen, wenn ein Geist, von der Natur mit höhern Gaben ausgestattet, jenem feindselig begegnet. Die Namen eines Dumouriez, Pichegru, Hoche, Moreau, Buonaparte und vieler andern, von dunkler Abkunft, erfüllten schnell die Welt durch ihren Glanz. Mit dem Verschwinden jenes Vorurtheils nahm natürlich die Wahrheit Platz: daß Geisteshoheit nicht Erbeigenthum des höhern Standes sei; daß seltene Gaben in den untern Ständen, weil dieselben an Gliedern zahlreicher sind, häufiger gefunden werden müssen; daß folglich, um einen Staat zu verherrlichen,

im Kriege wie im Frieden, nur der, welchem die Natur, nicht die Wiege, zu den ersten Aemtern Weihe gegeben, zu denselben gerufen werden sollte.

Wie bedeutungslos auch solche Wahrheit an sich zu sein scheint, von so unermeßlichen Folgen wird sie, wenn sie das Gemüth eines ganzen Volks durchdrungen, und dadurch unzerstörbares Leben empfangen hat. Sie bringt eine neue innere Welt hervor, denn sie schafft alle Urtheile, alle bisher gegoltenen Ansichten um: so wie jeder veränderte Standpunkt dem Auge die Landschaft anders gestaltet.

Schon bei den immer wiederkehrenden Unglücksfällen der gegen Frankreich verbündeten Mächte, erwarteten die deutschen Unterthanen von Seite ihrer Fürsten großentscheidende Maßregeln, Wahlen ausserordentlicher Mittel, wie sie die Natur der Dinge darbot. Solche erschienen nicht. Die Höfe blieben ihren militärischen Grundsätzen, Ordnungen und Einrichtungen getreu. Sie konnten zum Theil nicht anders. Auch sie standen durch eigenthümliche Verhältnisse gefesselt. Alles war des Schicksals Werk. Es sollte vollbracht sein.

Denn in einer Zeit, da der Schwindel französischer Staatsumwälzer allen Völkern, die sich frei machen wollten, Brüderschaft und Unterstützung antrug (19. Wintermonat 1792), glaubten

die Höfe in Deutschland nicht wagen zu können, die eigenen Völkerschaften zu ihrer Vertheidigung aufzubieten und ihnen Waffen in die Hand zu geben. Die Fürsten wagten es nicht, weil sie selbst noch nicht die feste Treue ihrer Unterthanen kannten, die ihnen in spätern Zeiten zweifellos ward. Sie wußten es darum nicht, weil sie nicht unmittelbar mit ihren Völkern, wie bei stellvertretenden Verfassungen möglich ist, verkehrten, sondern blos mittelbar durch den Mund ihrer ersten Beamten, der Söhne des Erbadels. Diese aber mußten thöricht und gewagt finden, Maßregeln vorzuschlagen, deren Vollziehung an sich selbst eine gänzliche Umkehrung altbestandener bürgerlicher Verhältnisse geworden wäre, und nichts anderes hieß, als eine fremde Staatsumwälzung mit eigenen Umwälzungen bekämpfen; sie mußten thöricht und gewagt finden, in Deutschland freiwillig des hohen und niedern Adels erbliche Vorzüge oder Befugnisse durch Erhebung geistreicher Bürger der untern Stände zu schmälern, während man eben für die Rechte der Bourbonen und des französischen Edelmanns, wie des Priesterthums, im Felde lag gegen die Feinde altherkömmlicher Stiftungen. In der That, auch der unbefangenste Mann mußte damals Verfassungsänderungen ausser der Zeit finden; aber doch nicht, die Völker auf irgend eine Weise enger

und traulicher an die Sache ihrer Thronen zu knüpfen.

Allerdings wären die Deutschen wohl nicht gleichgültig gegen das Geschenk größerer Freiheit gewesen; aber dieselbe mit empörerischer Hand ihren Fürsten abzutrotzen, oder dieselbe vom Bayonett eines fremden Siegers zu empfahen, dazu waren sie zu redlich, fromm, besonnen und stolz. Zwar schuf Custine im kaum eroberten Mainz einen rheinisch-deutschen Nationalkonvent, aus einigen Feuerköpfen jener Gegend gebildet und eröffnet (17. März 1792). Man weiß jedoch, mit welcher Verachtung Deutschland auf dies Machwerk hinblickte, welches bald schattenhaft in sich selbst verging. Keine Lockung, kein Dräuen verfälschte den ehrenhaften Sinn einer Nation, von welcher die Franzosen endlich selbst sagten: „sie sei zur Revolution nicht reif."

In den Niederlanden, in Italien entsprangen unter den Triumphen der französischen Waffen neue Republiken. Selbst die alte schweizerische Eidsgenossenschaft, längst in sich selbst getrennt und zerfallen, gestaltete sich um, und die Menge des daselbst einzelnen Stadtbürgerschaften unterthänig gewesenen Volkes ward frei. Die Revolution sprach deutsch, wie Posselt sagte. Tief in Germaniens Inneres waren die glückhaften Waffen des französischen Freistaates einge-

drungen. — Nirgends aber regte sich eine der deutschen Völkerschaften zur Gründung eines Freistaates. Gab es einzelne Schwärmer, sie wurden verspottet oder verabscheuet. Vielmehr beweinten die Deutschen das Unglück ihrer Könige öffentlich, und vergaßen die eigenen Leiden über das Leiden ihrer Fürsten. Wie rührend, wie herzlich, wie stürmisch war jedesmal der Ausbruch der Volksfreude beim Wiederempfang der durch den Feind verbannt gewesenen, in ihre Staaten zurückkehrenden Herrscher! Nicht Herrscher, — Väter sahen sie in diesen.

Vielleicht erinnert man sich noch aus jenen Tagen einer cisrhenanischen Republik. Aber selbst diese vorübergehende Erscheinung zeuget nicht wider den deutschen Sinn. Denn man vergesse nicht, daß die französischen Heere (schon seit 1794) Meister des linken Rheinufers waren; daß die Sieger hier als in erobertem Lande schalteten; daß Preussen selbst, im Basler Frieden, schon in den französischen Besitz des linken Rheinufers vorläufig eingewilligt hatte; daß vorauszusehen war, auch Oesterreich werde, nach den erlittenen Niederlagen in Italien, sich der deutschen Länder jenseits des Rheins kaum ferner annehmen (wie auch im Frieden von Campo Formio wirklich der Fall war). Damals geschah es, daß Aachen, Kölln, Bonn und andere deut-

sche Rheinstädte zusammentraten (im Jahr 1797), und sich zu einer cisrhenanischen Republik, unter Schutz des französischen Freistaats, verbanden. Es war dort nicht staatsumwälzerischer Schwindel, es war das letzte Mittel zur Rettung in ihrer Noth und in ihrer Verlassenheit; das letzte, um ihre Unabhängigkeit und Deutschland gegen Uebermacht zu bewahren. Wäre dem nicht also gewesen, sie hätten nur Einverleibung in Frankreich begehren können, und sie würde erfolgt sein. Sie begehrten es nicht. Deutsche wollten sie bleiben. Eilfertig im September 1797 verkündeten sie der Welt ihre Verbindung. Ihr Wunsch war vergebens. Auch Oesterreich, in eigenen Bedrängnissen, opferte sie auf. Im Oktober gab sie ein geheimer Artikel zu Campo Formio an Frankreich ab. Der deutsche cisrhenanische Städtebund verschwand, von Frankreich verschlungen.

Das Unglück Deutschlands erschreckte alle Bürger. Eine Reihe von Jahren und Leiden hatte sie über die staatsthümlichen Verhältnisse ihrer Fürsten aufgeklärt. Sie sahen die Fehler, auch wenn die Zeitungen schwiegen. Sie sahen die Schwächen des Reichsverbandes, weil man ihnen dieselben ohne Scheu entblößte. Denn z. B. während Oesterreich und Süddeutschland noch fochten, traten Preussen und Nord-

deutschland schon im Jahre 1795 vom Schauplatze des Krieges ab. Theilweise, zur Rettung ihrer eigenen Lande, schlossen die Höfe von Baden, Würtemberg und Baiern besondere Waffenstillstände und Friedensverträge. Mehr noch! Lange genug hatte man wider das Dasein eines französischen Freistaats geeifert; nun erkannte man ihn feierlich an. Und während man für die Unverletzbarkeit des Königthums, für die Nichtzerstückelung Deutschlands gestritten hatte, war man nach Polen gezogen, um Stanislaus August, einen rechtmäßigen König, vom Thron zu stoßen; ihm für die entrissene Krone einen jährlichen Gnadengehalt auszuwerfen und sein altes Reich zu vertheilen.

Alle diese öffentlichen Thatsachen beförderten in Deutschland, ohne daß man es wollte, mehr staatsbürgerliche Aufklärung, als Zeitschriften und Flugblätter vermochten. Diese aber wurden mit größerer Begierde gelesen. Denn nie vorher hatte so lebendige und allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten geherrscht. Wie konnte es anders sein? Vom Gange dieser Angelegenheiten hing auch zuletzt der Wohl- und Wehstand jedes Hausvaters ab. Die Verfügungen der Höfe waren Verfügungen über jeder einzelnen Familie Glück.

Natürliche Wirkung der hellern Denkart über

Staatsverhältnisse ward das freiere Urtheil im geselligen Leben über die Handlungen der Großen, über das, was für die gemeine Wohlfahrt zu wünschen und zu meiden sei. Aber das Urtheil blieb inner rechtlichen Schranken. Nirgends Ungestüm, nirgends Abschweifung zur eigenmächtigen That. In allen Zeiten bewiesen die deutschen Völkerschaften, neben wachsender Erkenntniß, besonnene Erinnerung an Recht und Pflicht und Treue zu den angestammten Fürsten. Es bildete sich zwar eine Art öffentlicher Meinnng, ein regsamer Gemeingeist aus; aber doch bannte er sich noch in die Grenzen der eigenen Staaten ein. Geschieden, wie die Interessen der Höfe in Deutschland, blieben noch lange die Interessen der verschiedenen Völkerschaften. Noch trugen nicht alle einerlei Elend und dieselbe Schmach, wodurch sie am Ende verbundener wurden.

6.

Wirkungen der Gewaltherrschaft Napoleons.

Der glücklichste von Frankreichs republikanischen Feldherren errichtete sich in Frankreich einen Kaiserthron. Die großen Blicke, die glänzenden, fast an das Fabelhafte grenzenden Waffenthaten

dieses Mannes, neben der sichtbar gewordenen Unfähigkeit des französischen Volks, ein freies Gemeinwesen ohne erbliches Oberhaupt zu ertragen, schienen ihn vor allen andern der Krone würdig zu machen. Ihm erkannte sie auch die Mehrheit des Volks, ewiger Umwälzungen müde, laut oder schweigend zu. Die Deutschen erstaunten, und lächelten zu der Unbeständigkeit einer Nation, welche für die Erlangung der Freiheit weder das Verbrechen des Königmordes, noch die Schrecken der grausamsten Bürgerkriege, noch die unglaublichsten Anstrengungen zur Besiegung ausländischer Feinde gescheut hatte, und nach mehr denn zwölf fürchterlichen Jahren damit endete, gutwillig wieder die erbliche Gewalt einem Einzigen zu übertragen.

In den deutschen Landen ward dies Ereigniß übrigens aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt. Diejenigen, welche mit schwärmerischer Vorliebe volksfreien Verfassungen, oder derselben Grundsätzen in Fürstenstaaten, zugethan waren, verfluchten den Ehrgeiz des Mannes, welchen sie sonst vergöttert hatten, und seine That, welche den Wiederuntergang alles Gesetzlichfreien in Europa nach sich zu ziehen drohte. Andere hinwieder frohlockten, weil sie die Wiederherstellung eines französischen Throns und das jähe Erlöschen vom Treibhausleben so vieler Eintagsrepubliken

für beginnende Rückkehr der Welt zu den alten Ordnungen, zur willkührlichen Macht der Landesherren, zu den Vorrechten des Adels von Geburtswegen und zum stummen Verehren priesterlicher Göttersprüche hielten. Weitaus die Mehrern im Volke aber, nicht glaubend, daß ein einziger Mann, wie mächtig er auch sei, den festen Naturgang in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts beschleunigen oder verzögern könne, erwartete vom neuen Throne das Wiedererscheinen eines dauerhaften Friedens, dessen bisherige Unmöglichkeit aus dem Widerspruch der Grundsätze an den Höfen und in den Republiken hervorgegangen zu sein schien.

Mehr oder weniger wurden alle getäuscht. Napoleon suchte besonders den Frieden von England, dem unbesiegbarsten Gegner Frankreichs. Wer mag entscheiden, ob er ihn aufrichtig wollte, um seiner Herrlichkeit zu geniessen, oder nur als Frist, diese Herrlichkeit zu befestigen? — England verwarf die Anträge, sei es, weil es den Gesinnungen dieses Mannes nicht traute, oder weil es, entschlossen, den Welthandel und die Beherrschung aller Meere an sich zu reissen und zu behaupten, Keinen fürchtete, als nur diesen Mann auf dem Throne des nebenbuhlerischen Frankreichs. Es stiftete, da der erzürnte Gegner verwegene Landungen auf britischem Boden vorbereitete,

neue Verbindungen unter den Mächten des Festlandes gegen ihn. Stoff genug zu Besorgnissen hatte Napoleon durch gewaltthätige Schritte gegen die Nachbarstaaten gegeben; er hatte mit seinem Kriegsvolke selbst Hannover, ein deutsches Kurfürstenthum des britischen Königs, überzogen, für welches Deutschland das Schwert nicht zu zucken gewagt. Oesterreich, an Rußland gestützt, trat in den Kampf. Unparteisam blieb Preussen. Würtemberg und Baiern folgten den Fahnen Napoleons, der ohne Widerstand den Rhein überschreiten, und ungestraft preußisches Gebiet verletzen konnte, um Oesterreich im Frieden von Preßburg zu beugen. Vergeblich hatte der Kurerzkanzler (Nov. 1805) feierlich den Reichstag der deutschen Fürsten gemahnt: „Soll der Name Deutschlands, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte?“ — Seine Stimme klang in der Brust zahlloser Deutscher wieder. Die Höfe, von entgegengesetzten Rücksichten gehalten, schwiegen.

Napoleon, durch der Fürsten eigenes Interesse oder ihre Spannungen nicht minder, als durch sein Waffenglück verführt, sich dem kühnsten Unternehmen gewachsen zu glauben, schien damals schon den Gedanken ergriffen zu haben, nur durch unantastbare Uebergewalt in Europa, Großbritannien demüthigen zu können. Wenn es ihm ge-

lang, dem britischen Handel einen ganzen Welttheil zu entziehen, zweifelte er nicht, werde Albions Größe von selbst durch den Verlust ihrer Grundsäulen zusammenstürzen. Mit Recht und Unrecht Oberherr, wie in Frankreich, so von den Alpen bis zur äussersten Spitze der italienischen Halbinsel, über Holland und die Königreiche jenseits den Pyrenäen geworden, lösete er auch der Deutschen uralten Reichsverband auf. Schirmherr nannte er sich fortan eines von ihm gegründeten deutschen Rheinbundes, dessen Genossen, durch Furcht oder Dankbarkeit an ihn gefesselt, nur Vollstrecker seiner Winke sein konnten.

Daß die alte Reichsverfassung ein ohnmächtiges Schattenwerk gewesen, längst zum Untergang reif, beweiset, daß sie durch einen Federstrich zertrümmert werden konnte, von Keinem beklagt, und von den Deutschen nachher selbst nicht wieder hergestellt wurde. Vielmals schon in zahllosen Bürgerkriegen tödtlich verletzt — so müssen die Kriege der Deutschen gegen Deutsche geheißen werden — waren ihre Formen hohl und todt. Die kleinern Staaten wußten gar wohl, daß ihr Dasein nur durch gegenseitige Eifersucht Oesterreichs und Preussens bestand. Kein Wunder, wenn sie, der Selbsterhaltung willen, die Schwächung dieser beiden Mächtigen nicht ohne Zufriedenheit sa-

hen, und sich in der Verwirrung der Zeiten und Schicksale selbst zu vergrößern trachteten.

Die Völkerschaften aber, durch Auflagen, Kriege, Verheerungen, Brandschatzungen, Ländertausche und Vernichtung alles ihres Heiligthums schwer mißhandelt, theilten die politischen Rücksichten ihrer Höfe nicht. Sie beklagten vielmehr ihren, durch falsche Staatsklugkeit zerstörten Wohlstand, und noch mehr die Schmach gesammter deutscher Nation. Was in Deutschland nie zuvor gesehen worden, entwickelte sich *jetzt* allgemach: ein großer Gemeingeist aller Völkerschaften, grollend gegen den Uebermuth der Fremdlinge, die als Sieger durch Städte und Dörfer wandelten, und herrisch dem Fürsten, wie dem Unterthan, befahlen. Manche Stimme des Unmuthes ward laut. Das französische Kriegsgesetz, unter welchem das Blut *Palms* von Nürnberg floß, machte die Gewaltherrschaft der Franzosen nur abscheulicher.

Die Blicke der Völker wandten sich erwartungsvoll auf Preußen, welches bald für *eigene* Unabhängigkait zu fürchten begann, nachdem es den Fall Hannovers, den Untergang des Reichs, die Niederlagen Oesterreichs und die Verletzung des eigenen Gebiets ertragen hatte. Preussen rüstete und suchte den Norden gegen Napoleon zu sammeln. Dieser aber zermalmte den neuerwachten Widerstand in einer Schlachtenreihe von Jena bis

Friedland. Der Friede zu Tilsit (1807) vollendete Deutschlands Elend. Völker wurden ihren Fürsten, Fürsten ihren Völkern entrissen; alte Gesetze, alte Gewohnheiten und Uebungen abgethan. Neue Herrschergeschlechter, neue Reiche, neue Namen, neue Sitten, ohne alle Tugend und alle verachtet.

Vielleicht besser, als die Räthe der besiegten Fürsten, hatte das Volk längst die geschehenen Fehlgriffe erkannt. Aber mit deutschem Sinn schweigend ihren Thronen gehorchend, hatten die Unterthanen aus sich nicht das gewagt, was allein zur großen Rettung führen konnte. Hingegen die Fürsten, aus Schonung für die Unterthanen, oder aus Furcht, diese bewaffnet zu sehen, hatten von denselben nichts zu fordern gewagt, was allein retten sollte. „Wir klagen nicht Dich, sondern Dein Geschick an, guter König, daß es Deinen Feldherren nach der Schlacht von Jena nicht eingab, unsere streitbaren Männer zum Kampf aufzubieten!" — so sprachen die niedersächsisch-westphälischen Provinzen beim Abschiede zu ihrem König Friedrich Wilhelm III (Juli 1807), als sie von ihm getrennt wurden, um eines Fremden Unterthan zu werden.

7.
Regungen deutschen Nationalgeistes.

Unter dem eisernen Zepter des Siegers lagen alle Gauen Germaniens mit ihren zertretenen Heiligthümern und Lebensfreuden. Keine Völkerschaft mehr konnte sich eines Vorzugs gegen die andere rühmen und alte Ehren geltend machen; einerlei Schande drückte sie insgesammt. Die Einen waren besiegt, die Andern, wie eroberte Heerden, Fremdlingen verschenkt oder vertauscht; und die endlich, welche unter Napoleons Fahnen, als Bundesgenossen desselben, gewonnen hatten, konnten sich ihres Gewinns nicht freuen. Denn ihr Waffenglück war Deutschlands Unglück gewesen, und nicht groß genug, um von ihren eigenen Fürsten die Abhängigkeit vom Gebot des siegreichen Fremdlings abzuwenden.

Das Elend, welches die Völker trugen, hatten sie selbst — das ward allgemein empfunden — keineswegs verschuldet. Aber laut klagte der allgemeine Schmerz die Lockerheit der ehemaligen Reichsverfassung an, und die zweiträchtige, eifersüchtige Staatsklugheit der deutschen Höfe unter einander, oder die Selbstsucht der Höflinge, welche in Tagen der Gefahr noch immer nicht die Fähigsten, sondern die von Geburtswegen Bevorrechteten, an die Spitze der Geschäfte gestellt

hatten; oder die allzubesorgliche Behutsamkeit der Fürsten, in Zeiten, da um Alles gespielt ward, nicht alles Volk zur Theilnahme aufzubieten.

Das Gemüth der großen Mehrheit, voller Schmerz und Scham und Zorn, verschloß sich in sich selber, und tröstete sich mit Träumen einer freundlichern Zukunft, oder mit Erinnerungen vergangener Glückseligkeit. Mit Verlust alles Gewohnten und Alten erwuchs nur heftigere Sehnsucht nach dem Verlorenen zurück; bei Unsicherheit jedes Lebens und Eigenthums und immer dunklern Aussichten, wandten sich die Seelen inbrünstiger aus den Tiefen ihrer Noth zu Gott, bei welchem allein noch die Hilfe stand; im Anblick der zerrissenen Ehre aller einzelnen deutschen Staaten richtete sich der Muth der gesammten Nation noch an der einzigen auf, die ihr geblieben war, an der Ehre deutschen Schriftenthums.

So bewirkten Zeiten des allgemeinen Unglücks, wie dies immer der Fall ist, des Edlern mehr, als Tage des Glücks je hätten gewähren können: statt Provinzialsinn deutschen Sinn; statt kirchlichen Leichtsinn religiöse Inbrunst; statt Selbstverfälschung mit Ausländerei Ehrfurcht für das edle, kerndeutsche Alte.

Schon früher hatten Schriftsteller von ausgezeichnetem Geiste, ohne den nachfolgenden Uebelgang der staatsthümlichen Verhältnisse zu ahnen,

ähnliche Richtung genommen. Die Weltweisheit, fast zu dürrem, scholastischem Wörtergerippe entartet, hatte sich durch die aufgekommene Naturphilosophie mit der Wirklichkeit, wie mit der Dichtkunst, neu befreundet, und fruchtbar, wie auf das Leben, auch auf die übrigen Wissenschaften einfliessend, blühendere Gestalt gewonnen. Hinwieder hatte die Dichtkunst ernsteres Wesen empfangen. Nicht mehr Sängerin des Verstandes, oder Nachbildnerin des Aussenwesens der Dinge, oder Dienerin der Einbildungskraft allein, erschollen ihre Töne aus den innersten Tiefen des Gemüths, der verborgenen Quelle aller besondern Geistesvermögen. Man hatte ihr den Namen romantischer Poesie gegeben. Indem sie den Abgrund des Gemüthes offenbarte, ward ihre Sprache geheimnißvoll, und doch verstanden, eine Stimme der Ahnungen, ein Klang des Unnennbaren. So verschwisterte sie sich neu, wie mit der Religion, auch mit der Weltweisheit, und durchdrang der Deutschen innerstes Leben, zumal in Tagen, da jedes Herz mit seiner Trauer sich in sich selbst verschloß.

Nun, unter Bayonetten der Fremden, galt alles Deutsche werther; Ausländerei ward schimpflicher, selbst die Muttersprache keuscher, die sich vormals zu muthwillig mit Sprachen anderer Völker gepaart hatte. Weil es aber gefährlich wurde,

von der Gegenwart zu reden, ohne des Weltgebieters ehrenhaft zu gedenken, weil selbst Fürsten verboten, von auswärtigen Staatsverfassungen und Monarchen unglimpflich zu schreiben, und sie auch durch Verordnungen und Behörden die Preßfreiheit beschränkten: sprachen die Schriftsteller desto begeisternder von den Zeiten einer fernen Vergangenheit, da der Deutsche noch deutscher war, frömmer, freier, tapferer, sieghafter. Die Tage des Mittelalters wurden hervorgehoben und gepriesen und den gegenwärtigen zum Muster aufgestellt. Andere hingegen entwickelten dem Volke neue staatsthümliche Urbilder; Andere machten es vertrauter mit Vorzügen und Schwächen öffentlicher Verfassungen und Einrichtungen.

Dies Alles wirkte mit unwiderstehbarer Gewalt vorbereitend auf den Geist der Menge, besonders auf das reizbare Gemüth einer thatenlustigen Jugend, welche weniger fürchtet, weil sie weniger Rücksichten trägt, als der Hausvater, und mehr wagt, weil man ihr mehr verzeiht. Mittelalter, Deutschthum und Religion wurden herrschende Loosungsworte; die Begeisterungen gingen bei Einzelnen in gemüthliche Schwärmereien über. Die Stände des Volks näherten sich unter einander traulicher, weil Edelmann, Bürger und Bauer einerlei Weh fühlten und einerlei Wünsche trugen. Man dachte an allgemeine Verbrüderung in

Deutschland, an stilles Vorbereiten für den großen Augenblick der Befreiung. Geheime Verbindungen unter unschuldigen Namen spannen sich an. Der Tugendorden oder sittlich-wissenschaftliche Verein verbreitete sich schnell vom Norden Deutschlands in vielfachen Verzweigungen.

Noch aber war, was kommen sollte, erst im Werden, als Oesterreich plötzlich aufs neue gegen Frankreich ins Feld trat (im Jahr 1809). Aber uneinverstanden mit seinen Nachbarn, und entschlossen, diesen zu nehmen, was ihnen vom habsburgischen Gut gegeben war, bereitete es sich selbst Hindernisse glücklichen Fortgangs durch neue Entzweiungen unter Deutschen. Dadurch ward Napoleon stärker. Der Kampf erhob sich unter bangen Erwartungen aller Völkerschaften. Tirol stand in Waffen auf für seinen Kaiser. Es regte sich kampfbegierige Ungeduld im deutschen Norden. Aber die Entscheidungsschlacht bei Wagram endete den kaum angehobenen Krieg nach einem Vierteljahr. Vergebens blutete Tirol. Oesterreich unterlag. Dem tapfern, unbeugsamen Herzog von Braunschweig-Oels blieb nur der Ruhm, mit seiner kleinen Schaar sich, vermittelst eilf verschiedener Treffen, von Böheims Wäldern bis zur Ausmündung der Weser Weg zu bahnen, um einen Boden zu verlassen, den er, unter fremder Gewalt, nicht mehr Vaterland heißen mochte.

Und Schill nebst seinen Getreuen büßte fechtend in den Straßen von Stralsund mit Blut und Leben einen stolzen Ungestüm, welcher für Deutschlands Ruhm und Freiheit die gesetzlichen Ordnungen durchbrochen hatte.

8.

Stimmung und Ansichten im deutschen Volke bis zum Jahre 1812.

Napoleon führte nun die Tochter des überwundenen Kaisers, als Braut, in seinen parisischen Palast heim. Diese Verbindung gab denen, welche sich über Alles nach Frieden sehnten, neue Hoffnungen endlicher Waffenruhe, und bestärkte den muthlosen Glauben derer, welche den Niebezwungenen für unbezwingbar hielten. Aber Widerwille blieb nicht minder in den Völkern gegen den Allgebieter. Inzwischen standen, wegen dessen, was für die Zukunft gethan werden müsse, die Meinungen getheilt.

Die Einen sahen mit wachsendem Zorn die wachsende Glücksmacht Napoleons, und nährten im Stillen, durch Wort und Schrift und geheime Verbindungen, den verhehlten Grimm des Volks. „Alles habe seinen Tag, auch der Uebermuth des furchtbaren Eroberers werde ihn erleben. Darum

solle sich Alles rüsten in Verborgenheit, daß der günstige Augenblick zur Befreiung Keinen überrasche. An nichts müsse man verzweifeln; sich selbst am wenigsten verlassen. Darum stehe fest das Vertrauen auf Gott; und dem deutschen Volke gehe sein Deutschthum über Alles. Je unersättlicher der Ländergierige umherfahre, je tiefer empöre er das Herz der Nationen wider sich. Je weiter er, der die ausgeraubten Fürstenthümer und Königreiche wie Spreu verschenke und seinen Verwandten hinwerfe, die Gewalt ausdehne, je schwächer werde sie. Schon sei die öffentliche Meinung, das heißt, die Welt, von ihm abgefallen; nur Beutelust und soldatische Ehre belebe noch seine Kriegsmacht. Aber Ehre und Beutelust vergehen im ersten Unglück, während die Freiheitsliebe unterdrückter Länder mit der Dauer des Unglücks wachse."

Andere sprachen: „Wir dachten, wie jene. Aber nun sehen wir, wem die Welt gegeben ist. Weisheit ists, den Augenblick benutzen, das Uebel nicht mit blinder, unzeitiger Wuth vermehren, sondern die Schlüsse des Schicksals erwarten. Den Löwen, welchen kein Schrecken mehr fesselt, kann das Streicheln noch zähmen. Das ist das Vertrauen auf Gott, daß wir glauben, er sei weiser, als wir. Die jetzige Tyrannei eines Einzigen bereitet wider Willen den europäischen

Völkern größere Freiheit vor, als sie je genossen haben. Des guten Alten viel liegt zerschlagen, aber auch viel des alten Schlechten zertrümmert. Denn die elenden Götzen voriger Zeit stehen ohne Heiligenschein da; und wo die Wahrheit, das Recht und die Stärke der Nationen eigentlich ruhe, das sehen wir jetzt offenbar. Lasset den Unersättlichen seine Weltherrschaft aufbauen, er baut sich zugleich, nebst dem Aberglauben und tausendjährigen Vorurtheil, die den Simson beben macht, ein ungeheures Grab. Keine Weltherrschaft bestand lange. Aber durch Italien und Spanien dringen doch inzwischen die wohlthätigen Strahlen der Wissenschaft und edlern, europäischen Gesittung. Das Klosterthum, die Inquisition, der Stolz des Geburtsadels, das Joch des Lehenwesens zerfallen; ständische oder stellvertretende Verfassungen werden allgemeiner, und den Völkern, welche der Gewaltsherr zertritt, gibt er doch gesetzliche Stimmen vor den Thronen. — Sehen wir nicht in Deutschland selbst schon die Keime des Bessern sich aller Orten freudig erschliessen? Neue Gestalten nehmen die öffentlichen Verwaltungen an; Innungs- und Handwerkszwang wird abgethan; der Unterschied zwischen Bürgerlichen und Adelichen bei Besetzung der Staatsämter wird gesetzlich vernichtet. Wehe, wenn mit Napoleons Sturz dieser Gang

der Dinge zu früh endet, ehe das Bessere befestigt sieht! Da werdet ihr das böse Alte gespensterhaft aus dem Schutt wieder hervorsteigen sehen, gewaltthuender, als vorher, weil es zu kämpfen und zu rächen findet; und in den Geistern der Rache wird sich der Geist Napoleons, mit List und Stärke, über euch vervielfachen. Darum bringet die Gegenwart dem Künftigen zum Opfer. — Möge der Ehrgeizige, dem heute die Macht gehört, seine Herrschaft vom Aufgang zum Niedergang erweitern. Denn wird sie ihm nicht zu Theil, wird sie, zweifle Keiner, des meerbeherrschenden Englands Raub. Dieses streitet mit Gold, jener nur mit Eisen. Eisen ist leichter zu brechen, als Gold, und das Leben eines einzelnen Menschen, mit ihm die Gewalt, ist hinfälliger, als Leben und Macht einer Nation."

So sprachen beide Parteien. Beide, obschon in Liebe der Freiheit, in Haß der Gewaltherrschaft einig, waren doch in den Meinungen getrennt, und beide in diesen Meinungen reich an großen Wahrheiten. Aber jene, welche leidenschaftlicher schnellen Umsturz der Dinge forderten, fühlten ohne Zweifel unerträglichern Druck der Gegenwart, als die Uebrigen. Denn nicht alle Völkerschaften des deutschen Namens hatten von dem Sieger gleiche Mißhandlung erfahren;

ja manche dankten ihm, oder seinem Einfluß, vermehrtes Ansehen ihrer Fürsten, größern Länderumfang, reichere Hilfsmittel zum Selbstschutz gegen Nachbarn und freisinnigere Stiftungen, wenn schon sie nicht minder über ewige Kriege, Auflagen und Verletzungen bürgerlichen Wohlstandes zu seufzen hatten.

Seltsam genug sah man auch zwischen diesen Meinungsparteien der Deutschen damals die Männer verschiedenen Standes und Ranges getheilt, je nachdem sie durch ihre besondern Verhältnisse und Einsichten gestimmt wurden. Zu den Gemäßigtern, welche sich, bei allem Gefühl für Deutschlands Ehre, nicht über die Geistesstärke Napoleons und über die Vortrefflichkeit seiner Kriegsmacht verblendeten, daher ihm, mit kluger Verhehlung ihrer innersten Wünsche, scheinbare Anhänglichkeit bezeigten und unbesonnenen Aufständen entgegenarbeiteten, gehörten die meisten Fürsten selbst, theils aus Furcht vor größerm Verderben, als sie schon erfahren hatten, theils aus Fürsorge, sich im Besitz dessen zu befestigen, was sie durch seinen Beistand gewonnen hatten. Es gehörten zu ihnen aber auch Jener viele, welche von jeher die Freiheit über Alles liebten, und unveränderlich den Grundsätzen derselben unter allen Verwandlungen und Schick-

salen des französischen Staats treu geblieben waren. Obwohl sie selbst in Napoleon mehr den soldatischen Gewaltsherrn, als den Volksfreund, mehr den von Eitelkeit Berauschten, als den für wahre Größe Begeisterten erkannten, und im Herzen beklagten, daß er, dem die Vorsehung, wie selten einem Sterblichen, die Macht zur Weltbeglückung gegeben, seine Stellung verkannte: behielten sie doch seinen Namen, als das Schiboleth der Freisinnigen gegen Wiederkehr der drückenden Lehenherrschaft und Priestergewalt.

Hinwieder zu denen, welche die Befreiung Deutschlands, den Untergang der Gewaltherrschaft am ungestümsten begehrten, gesellten sich, nebst den muthigsten und glühendsten Freunden der Freiheit, des Rechts und der Wahrheit, in jenen Tagen die entschlossensten Gegner derselben. Hier standen mit einerlei Haß gegen Napoleon die ehemaligen Reichsunmittelbaren, welche mitten im Frieden durch einen Machtspruch ihrer landesherrlichen Gewalt beraubt waren; hier die alten Geschlechter des Adels, welche mit Verdruß einen frischern, aus dem Bürgerstand durch Verdienst emporblühenden Volksadel aufgehen sahen, der sie zu verdunkeln und ihre Nachkommen oder sie selbst von den ersten Staatswürden zu verdrängen drohte; hier die hohen Prälaten, deren Einfluß verschwunden,

die Mönche, deren Klosterreich aufgelöset war, alle, welche vormals in hergebrachten, mittelalterischen Formen über einen unwissenden, zum schweigenden Dulden gewöhnten Volkshaufen Gewalt, Ansehen und Vorzug behauptet hatten.

Beide Parteien bezeichneten sich gegenseitig, wie Parteihaß immer, mit gehässigen Namen: Jakobiner, Volksmeuterer, Unruhestifter und Demogogen hießen die Einen, — die Andern: Napoleonisten, Fürstenknechte, niederträchtige Anbeter der Gewalt. Beiden aber waren Benennungen, wie diese, nicht anpassend. Das offenbarte sich später, als Napoleons Herrschaft schon gebrochen war. Denn da traten plötzlich die Männer, welche vorher aus entgegengesetzten Absichten oder Ansichten, und auf ganz verschiedenen Seiten vereinigt gewesen waren, wieder auseinander, und bildeten neue Parteien aus entgegengesetzten Grundsätzen. Die, welche auf beiden Seiten Freiheit gewollt, wurden Freunde, und die, welche Dienstbarkeit für Andere, Vorrechte für sich gewünscht, schlossen neuen Bund. Sie hatten beiderseits nicht die Gesinnungen, nur die Mittel zum Zweck gewechselt.

Inzwischen waren die verhängnißvollen Tage gekommen, da Napoleon, sein Weltreich zu vollenden, die Heere Frankreichs und seiner Bundes-

genossen in das Innere Rußlands führte. Nichts vermochte wider ihn des Landes Wildheit, der Russen verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sieghaft zog er in den Kreml der alten moskovitischen Czaaren ein (14. Herbstmonat 1812). Aber er fand sein Pultawa in Rußland.

Wie einst in der Champagne die herbstlichen Regengüsse des Jahres 1792 die schönen und tapfern Heere Preussens und Oesterreichs zu Grunde gerichtet hatten, da sie den Rückzug antraten, und von da an die Gewalt der französischen Waffen zwanzig Jahre lang den Welttheil bewegte: so brach nun ein zweites Naturereigniß wieder die Kraft Napoleons und seines Volkes. Durch Mangel der Lebensmittel zum Rückzug in verschneiten Wüsten gezwungen, ward das bisher sieggewohnte Heer vom furchtbaren Frost weniger Nächte zerstört. Rußlands Rache folgte den Trümmern desselben und vernichtete auch diese in mörderischen Gefechten. Das war ein Gottesgericht!

Erschrocken traten die einzelnen französischen Heerhaufen, welche bisher als Rückhalt an den Ufern der Pregel, Weichsel und Oder gestanden hatten, zusammen, nicht mehr für den Ruhm, nur noch für das Leben streitend. Sie zogen nach Deutschland zurück, wohin ihnen Napoleon neugeworbene Schaaren aus Frankreichs Innerm zu

Hilfe sandte. Noch gab er nicht Alles verloren. Noch zählte er auf die starken Vesten, die von den Seinigen in eroberten Landen vertheidigt wurden; auf die Treue seiner Bundesgenossen in Deutschland; auf Frankreichs eigene, fast unerschöpfliche Kraft. In der That schuf er, wie durch Zauber, neue Heere an der Elbe. Doch vergebens Alles. Deutschlands Völker erhoben sich.

9.

Befreiungskampf wider Frankreich. Erste Folgen: Der heilige Bund. Der deutsche Bundesvertrag. Ständische Verfassungen.

Noch standen die Fürsten, betroffen vom unerwarteten Ereigniß, und von mancherlei Furcht gebunden, unentschlossen, als ein großes Gähren die Völker bewegte, und sich Jeder sagte, aufzubrechen, denn der Augenblick sei gekommen. Im Norden Deutschlands, wo der Franzosen Gewaltsamkeit und Uebermuth am zügellosesten gewesen, war die Begierde auch am stärksten, das Joch abzuwerfen. Ein preussischer Feldherr York, welcher mit seinen Schaaren unter Napoleons Befehlen gestanden, trennte sich zuerst von diesen, ohne Vorwissen und Willen seines Königs, und schloß sich den siegenden Russen an

Da sah der König die Bewegung seines Volks. Er bot alle Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Sie strömten zusammen. Tausende kamen auf den Sammelplätzen zu Tausenden. Unter den Augen der Franzosen, die nicht wußten, ob für, ob wider sie, bildeten sie kecke Schlachthaufen aus begeisterten Landleuten, Adelichen, Bürgerlichen, Greisen und Jünglingen, Armen und Reichen. Die Werkstätten, die Hochschulen, die Gerichtssäle wurden fast leer. Frauen und Jungfrauen weinten meistens nur stolze Freudenthränen beim Abschied der Geliebten. Die Dichter sangen nur Schlachtgesänge. Der Aermste brachte seine Gabe zur Rettung Aller, wie nur der Reichste. Alles gehörte in diesen Augenblicken dem Vaterlande: denn das Vaterland lebte in Allen.

Dies ist der größte, dies der glänzendste Augenblick in der ganzen Geschichte Preußens; die Lorberrn des siebenjährigen Krieges selbst sind minder schön und ruhmwürdig. Friedrich Wilhelm III erfuhr und bewies, was ein Fürst vermöge, dessen Geist mit dem Geiste der Nation Eins ist. Das erfuhr und bewies er, als Napoleon in seinen Unglückstagen der Welt und Nachwelt das Beispiel des Gegensatzes aufstellte, wie ohnmächtig auch der Gewaltreichste auf Erden sei, wenn er den Glauben an die

Macht der öffentlichen Meinung verliert und das Herz der Völker von sich stößt.

Hier ist nicht der Ort, die Geschichte des großen Vertilgungskampfes zu erzählen. Lange führten ihn Preußen und Rußland allein; dann trat Oesterreich zu ihnen; dann Baiern; dann das sächsische und würtembergische Heer mitten auf dem Schlachtfelde. Alle Fürsten des Rheinbundes folgten. Nur der treffliche König von Sachsen, zu jener Zeit ohne Freiheit, und der Bruder Napoleons, welcher fliehend die westphälische Krone verlor, konnten der Andern Beispiel nicht nachahmen. Es kam Deutschlands neue Hermannsschlacht bei Leipzig am 18. Oktober (1813). Die französischen Adler flüchteten über den Rhein zurück. Der blutige Siegeszug nach Paris ward vollendet; Napoleon entthront, verbannt; Frankreich, seiner Eroberungen verlustig, den Bourbonen zurückgegeben; Friede verkündet; jedes Heer zurück in die Heimath geführt.

In Deutschland war Freude, aber die Freude nicht ganz rein. Vielen mißfiel der sieghaften Könige Entschluß, Frankreich (zu allen Zeiten den Deutschen furchtbar und feindsinnig, nun mit Rachlust gekränkten Nationalstolzes erfüllt) neben Deutschland groß und mächtig bestehen zu lassen. Andere klagten die Milde der Sieger an,

welche von den bezwungenen Feinden kaum Ersatz für den ungeheuern Aufwand begehrt hatten, der zur Wiederherstellung europäischer Ruhe nöthig gewesen wäre, geschweige Ersatz für den unermeßlichen Raub, den die französischen Heere und Feldherren in den Ländern Jahre lang erpreßt hätten. Solche Großmuth der Fürsten, auf Kosten ihrer tieferschöpften Unterthanen geübt, lasse den Feinden Mittel, früh oder spät Deutschland und andere Nachbarn von Neuem zu bedrängen, ehe diese sich von ihren Opfern und Wunden erholt haben würden. Noch andere tadelten die gutmüthige Sicherheit, mit welcher man den Kaiser Napoleon auf eine Insel des Mittelmeers versetzt, und den friedlichen Versicherungen eines Mannes vertraut hätte, der nie Bedenken getragen, Wort und Eid zu brechen. Ihn werde, wenn er von der ersten Betäubung genesen, das nahe Frankreich unwiderstehlich anlocken, wo ihn noch der Soldat, als seinen besten Feldherrn, verehre, und ihn das Volk, durch die übermüthigen Ansprüche heimgekommener Ausgewanderten des Adels in neue Unruhen gestürzt, als Vertheidiger begrüßen werde.

In der That, noch sah man zu Wien die Könige Europa's oder deren Abgeordnete im Kongreß mit langwierigen Verhandlungen über den künftigen Länderbestand der Staaten beschäftigt, als Napoleon, von Elba entronnen, ohne

Mühe abermals den Thron bestieg. Kein Schwertstreich geschah von den Franzosen für die Bourbonen. Diese flohen mit ihrem kleinen Anhange von Getreuen über die Grenze.

Nun neue Rüstungen Europa's; neue Begeisterungen Deutschlands zum Schutze der Thronen und Völker gegen den furchtbaren Feind; neue Aufopferungen für die heilige Sache. Sie ward errettet in den blutigen Schlachttagen bei Belle-Alliance; Napoleon noch einmal vertrieben und auf die afrikanische Insel St. Helena verbannt; Ludwig XVIII noch einmal zurückgeführt in das Reich seiner Väter. Aber schwerer büßte Frankreich diesesmal. Viele seiner Festungen gegen Deutschland wurden ihm genommen, dazu alle Kunstschätze, welche in Paris, als schöne Beute französischer Siege, aufgehäuft lagen. Frankreich mußte die Kosten des Krieges und die Entschädigung Anderer, welche von den Franzosen einst großer Summen beraubt waren, entrichten, auch fünfjährige Besatzung vom Heer der Verbündeten tragen.

Nun erst sah sich der Welttheil vor der Wiederkehr der alten Schrecken geborgen. Jedermann blickte mit Lust und Grauen auf das vollbrachte Heldenwerk der letzten Jahre zurück. Einen so raschen und glückseligen Umschwung der Dinge

hatte fast Niemand erwartet. Jeder vergaß seiner davongetragenen Wunden, und richtete dankbaren Blick auf Gott. Das Geschehene war kein Menschenwerk. Umstände, ausser aller Sterblichen Macht, hatten einmal im entscheidenden Augenblick den wunderbaren Ausschlag gegeben.

Der Völker frommes Gefühl in diesen Tagen war auch das Gefühl der Fürsten. Noch zu Paris vereinigten sich die drei siegbeglückten Alleinherrscher, Alexander I, Kaiser von Rußland, Franz I, Kaiser von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III, König von Preussen, (25. Sept. 1815) zu einem heiligen Bund, daß sie fortan, jener verderbenvollen Staatsklugheit entsagend, welche bisher gegolten, sich und ihre Völker als Genossen einer großen christlichen Familie ansehen, und sowohl von Staat gegen Staat, als in Verwaltung jedes einzelnen derselben, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden als ewige Grundgesetze ehren wollten. Die Monarchen selbst erklärten sich nur Bevollmächtigte der Vorsehung zu sein, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen; denn die christliche Nation habe in der That keinen andern Souverän, als Gott, Jesum Christum, das Wort des Lebens. Alle Höfe und selbherr-

lichen Stände Europens, nur nicht zu Konstantinopel der Großsultan und zu Rom nicht der Papst, traten dem ehrwürdigen Vereine bei, welcher den schönen Traum des guten Königs Heinrich IV von einer großen christlichen Republik in Europa verwirklichen zu wollen schien, und edler noch, denn Heinrich selbst ihn geträumt hatte.

Und zu Wien ward (7. Juni 1815) an die Stelle der alten untergegangenen Reichsverfassung oder des zerschlagenen Rheinbundes, für Deutschlands innere und äussere Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, ein deutscher Bund gestiftet. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und freie Städte Deutschlands, achtunddreißig an der Zahl, alle mit gleichen Rechten, traten hinzu, gelobten sich insgesammt, wie jedem Einzelnen unter ihnen, gegen jeden Angriff Schutz und Gewährleistung des Besitzthums, aber nie im Streit wider einander die Waffen zu heben, sondern sich friedliche Entscheidung gefallen zu lassen; stellten eine Bundesversammlung fest, unter Oesterreichs Vorsitz über Bundesangelegenheiten zu entscheiden; ordneten an, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassung statt finden sollte; daß Unterschied in den christlichen Glaubensbekenntnissen keinen Unterschied im Genuß der staatsbürgerlichen Rechte be-

gründen dürfe; gaben den mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen, zum Ersatz verlorener Rechtsame, besondere Vorzüge, als der privilegirtesten Klasse jedes Staates; den Unterthanen aber ward Besitz des Grundeigenthums in einem andern Staat des Bundes, Hinüberziehen in denselben und dann Befreiung von aller Nachsteuer u. s. w. gestattet. Der Bundesversammlung blieb vorbehalten, die organischen Gesetze in Rücksicht auf des Bundes auswärtige, militärische und innere Verhältnisse aufzustellen, über Handel und Verkehr der Bundesstaaten, über Preßfreiheit, Sicherstellung der Rechte von Schriftstellern und Verlegern gegen Nachdruck zu entscheiden u. s. w.

Im Einklang mit diesen neuen Gestaltungen Deutschlands, alle entsprungen aus dem lebendigen Gefühl der Nothwendigkeit, Besseres und der Gesittungsstufe der Nation Entsprechenderes an die Stätte des alten Zertrümmerten zu stellen, handelten in derselben Zeit großherzig viele Fürsten. Sie hatten die treue, Alles aufopfernde Anhänglichkeit ihrer Unterthanen erkannt, und zugleich, was ein Volk vermöge, welches nicht auf bloßes Gebot allein, sondern aus innerm Triebe handle. Ihnen war nicht mehr dunkel, daß die Stärke ihrer Thronen einen unermeßlichen Zuwachs empfange, wenn dieselben, vom Ernst der öffentlichen Meinung umringt, und einverstanden

mit der Nation, über derselben verborgenste Hilfsmittel, Schätze und Einsichten verfügen könnten, wohin sonst keines Landesherrn Gewalt reichte; daß die Hingebung einiger Rechte der selbherrlichen Unbeschränktheit ihnen weit größern Vortheil stifte, als irgend das hingegebene Recht gewähren konnte: festern Staatshaushalt, sorgfältigere Verwaltung, vorsichtigere und gerechtere Beamten, folglich größere Zufriedenheit der Unterthanen und innigere Liebe derselben zum Fürsten; ja, daß im Grunde der Landesherr kaum ein Opfer aus seinen Rechten brächte, wenn er dem Volke durch Stellvertretung eine Stimme vor dem Throne gäbe, indem der Fürst bisher doch ebenfalls nur durch die Berathungen seiner Minister und Hofleute zum Handeln bestimmt worden wäre. Aber die Großbeamten, wie einsichtsvoll sie auch immerhin sein mochten, waren nur einzelne, und einzig nur aus ihrem Standpunkt, aus dem Anblick ihrer Umgebungen, aus den einseitigen Berichten ihrer Untergeordneten urtheilende Männer gewesen. Vielseitiger, belehrungsvoller mußte der Rath werden, wenn aus allen Ständen des Volks, aus allen Provinzen des Landes, Männer von Erfahrung und Geist in großer Versammlung vor dem Fürstenstuhl redeten. Ja, es blieb kein Zweifel, daß erst durch Mittheilung mannichfaltigerer Ansichten und Er-

fahrungen in stellvertretenden Versammlungen der Alleinherrscher wahrhaft selbherrlicher, das ist, eigenern Willens würde. Denn man konnte sich nicht verhehlen, daß in bisherigen Verfassungen die Vorsteher und Räthe der einzelnen Landesbezirke nach den Berichten der untern Amtleute geurtheilt hatten; die obern Behörden der Provinzen hinwieder durch die Urtheile jener Vorsteher und Räthe geleitet waren; die Ministerien und höchsten Behörden hinwieder nach der ihnen von den Obersten der Provinzen ertheilten Ansicht gingen, und der Fürst nachher nur über die also geformt wordenen Anträge der Ministerien und höchsten Behörden zu entscheiden im Stande war. So konnte also vielmals die beschränkte Einsicht, die Neigung und Willkühr der untersten Amtleute auf den Willen des Fürsten einfliessen; und eben diese Untersten, nicht immer die Weisesten, nicht immer die Leidenschaftlosesten und Reinsten in ihrem Wirkungskreise, waren bisher am wenigsten bewacht gewesen. Das Volk zwar kannte sie und ihr Treiben genau; aber das Volk hatte keine Zunge.

Solche und andere Rücksichten bewogen Deutschlands Fürsten zur Verbesserung der Landesverfassungen. Sie wollten den Zustand der Unterthanen genauer kennen lernen; denn sie kannten bis-

her nur den Hof und die obern Landesbehörden; und das Volk sollte seinen Fürsten besser kennen lernen, denn es beurtheilte ihn oft nur nach der Beschaffenheit der untergeordneten Angestellten. Friedrich Wilhelm III, König von Preussen, gab schon, als er noch mit dem von Elba zurückgekehrten Napoleon im verzweiflungsvollen Ringen war (22. Mai 1815) seinen Staaten die Verheißung einer neuen Verfassung mit Stellvertretung der preussischen Nation. — Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, stellte bald nach diesem (September 1815) eine solche Verfassung für seinen Staat wirklich auf, worin den Stellvertretern des Volks, alle in eine Kammer vereinigt, Einsicht in die Staatsrechnungen, Theilnahme an der Gesetzgebung, Recht der Beschwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung, und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewährt wurde. — Würtembergs König hatte seinem Volke schon früher eine verbesserte Verfassung geben wollen, und zu dem Ende die Achtbarsten des Reichs zusammenberufen. Diese aber hatten die neu dargebotene Verfassung anzunehmen verweigert, und jene ältere, aus den Zeiten des Lehenthums stammende, zurückgefordert, welche im Jahr 1806 aufgehoben worden war. Nun (im Nov. 1815) trat er noch einmal mit dieser Versammlung in Berathung, mahnend, daß, wenn

schon er die Landesverträge Altwürtembergs ehre, dieselben doch nicht den neuerworbenen Ländern aufzudringen seien; daß also ein Versuch gemacht werden müsse, für alte und neue Lande eine gemeinsame Verfassung auf dem Wege des Vergleichs herzustellen, und dazu schlug er, als Grundlage, vierzehn Hauptbestimmungen vor. — Viele andere deutsche Fürsten beschäftigten sich in denselben Tagen nicht minder mit Entwürfen ständischer Verfassungen. Und bald sah man sie in verschiedenen Gegenden erscheinen und in Wirklichkeit treten.

10.

Verschiedenartige Erwartungen und Wünsche in Betreff des künftigen deutschen Staatenbundes.

Die ungeheuern Umschwünge des Schicksals, von welchen die mächtigsten Thronen nicht minder, als die ärmsten Hütten des Taglöhners berührt worden waren, alle in den engen Zeitraum weniger Jahre zusammengedrängt, — Begebenheiten, Schicksale, wie in Deutschland, seit ein Deutschland gewesen, nie erhört worden waren, mußten allerdings die Gemüther groß bewegen. Erst vor Kurzem Alles gebeugt unter Schmach, vom Glück eines fremden Siegers, dann plötzlich ruhmreich

triumphirend gegen den Weltherrn und ihn vom entweihten Thron stürzend; — erst unter der Willkühr übermüthiger Eroberer die tausend Plagen und Schrecken der Gewaltherrschaft duldend, dann, plötzlich der Fesseln entlöset, Verheißungen größerer Freiheit, als man nie zuvor genossen, von guten Fürsten empfahend — — wie konnte anders geschehen, als daß sich Alles in leidenschaftlich froher Aufwallung der Gefühle durch einander bewegte, und daß Jeder, nach Maßgabe seiner Begriffe, mit vielleicht auch überspannten Erwartungen, dem Eintritt eines goldenen Zeitalters entgegensah?

Diese Erwartungen, oder seine Wünsche wenigstens, sprach Jeder, welcher der Sprache fähig war, laut und unbefangen aus durch Mund und Schrift. Die kriegerische Verwirrung der Erlösungszeit hatte selbst in den Staaten, welche sonst keiner ungebundenen Preßfreiheit hold gewesen waren, diese Freiheit fessellos gelassen, um durch alle Mittel den gewaltigen G e i s t d e r N a t i o n zur Vollendung des großen Werks aufzuregen. Daher ward das Wort von Keinem mehr mit vormaliger Aengstlichkeit gesichtet. Und allerdings glaubte Jeder das Recht erworben zu haben, in der heiligen Sache des Vaterlandes zu r e d e n, für die er freiwillig g e h a n d e l t, einen namhaften Theil seines Gutes zum Opfer gebracht, oder

sein Blut vergossen, oder seine Brüder, seine Söhne, seine Freunde entflammt, und auf Schlachtfeldern verloren hatte. Nun, nach überwundener Noth, glaubte Jeder die Pflicht zu haben, das zu offenbaren, was er in seinen Verhältnissen als die Quellen des Unheils erkannt hatte, damit man nach dem Siege nicht zum alten Verderben zurückkehre. Auch schien es der rechte Augenblick zu sein, weil nach Losreissung der deutschen Völker vom französischen Joch der erste Gedanke auf Wiederverknüpfung des Zerrissenen unter sich, auf Schöpfung neuer Ordnungen statt der zertretenen, gerichtet sein mußten, und vor allen Dingen darauf, daß gesammten deutschen Landen, durch engere Vereinigung derselben, Kraft genug gegeben werde, furchtlos zwischen großen Nachbarreichen zu stehen, und nicht erfahren zu müssen, beim ersten Wurf wieder zu erliegen.

Aus der sichtbar gewordenen Unhaltbarkeit oder Schlechtigkeit der vormaligen Reichsverfassung und des nachgefolgten Rheinbunds hatte sich im Volke allgemein das Gefühl der Nothwendigkeit von einem engern Verbande gesammter Nation entwickelt. Denn schwer hatte die gesammte Nation die Gebrechen des Vorigen abbüßen müssen. Aber es traten die mannichfaltigsten, oft sich im schneidendsten Widerspruch begegnenden Räthe und Anträge ans Licht.

So sehr waren Einige vom Gedanken germanischer Einheit ergriffen, und von der Furcht vor der Wiederverkrüppelung deutschen Nationalgeistes in kleinlichen, eifersüchtelnden, zwieträchtigen Provinzialsinn geschreckt, daß sie nur ein einziges deutsches Volk unter einem einzigen Oberhaupt sehen, und in der Stärke des Ganzen gefahrvolle Selbstherrlichkeit der einzelnen Throne aufgehoben haben wollten. „Kein Bundesstaat, sprachen sie, noch weniger ein lockerer Staatenbund! Hat euch die Geschichte der Nationen, hat euch unsere eigene nicht belehrt, daß Bundesstaaten, wie klug geordnet sie sein mögen, zuletzt immer damit enden, vom Bunde alles zu verlangen und ihm Nichts zu opfern? daß sie nur stark sind, sich unter einander durch Widerstand zu lähmen oder aufzureiben, während ihre Vielköpfigkeit gegen die ungetrennte Willensmacht eines einzigen furchtbaren Gegners zur Schwäche wird? Hat darum nicht selbst das republikanische Rom, so sehr es die Freiheit liebte, in Tagen der Gefahr die höchste Gewalt nur einem Manne übergeben? Welchen Bundesstaat ihr bilden möget, wie werdet ihr Gesetze und Mittel erfinden, daß ein mächtiger Genosse, wenn er den Verfügungen des Bundes nicht gehorchen kann oder will, zum Gehorsam gezwungen werde? Es ist ein unsicherer Bund, in welchem nur

Freiheit für die Großen und Abhängigkeit für die Kleinen lebt, wenn ein oder zwei Theile größer sind, als das Ganze. Das bewies Friedrich der Große und sein siebenjähriger Krieg. Und wenn einst der Bund einen Krieg nicht will, den die mächtigern Glieder verlangen, wer wird ihn verhindern? Oder wenn der Kampf nothwendig ist, und einer der Mächtigern ihn für seinen eigenen Staat zu meiden entschlossen ist, wer wird ihn, wenn schon ein Feind vor der Thüre steht, zum Zorn reizen wollen? Darum ist euch Deutschlands künftige Ruhe und Ehre theuer, sorget, daß hier fortan nur ein Interesse, ein Volk, ein Herr, unterstützt und umgeben von den Ständen des Reichs, bestehen; ausserdem seid ihr, wie vormals, innern Zerwürfnissen, äussern Feinden von Neuem hingegeben.[a]

Viele, welche zwar von mancher Wahrheit in diesen Worten überzeugt waren, erkannten doch die Unausführbarkeit solches Traumgebildes. Mit Recht sagten sie: Wer soll der Eine sein, welcher Deutschlands selbherrliches Haupt werde? Soll sich Preussen, soll Oesterreich sich seiner Macht und Größe entschlagen? Ohne Unterjochungskriege, zerstörender als die Napoleonischen, sind diese Hirngespinnste nicht zu verwirklichen. Aber befestigt oder vollendet, was die Natur gegeben, die im Norden und Süden Deutschlands zwei

überlegene Staaten im Laufe der Jahrhunderte schuf, denen mehr oder weniger schon die angrenzenden kleinern Fürsten in ihren staatsthümlichen Richtungen folgen. Machet Deutschland zum Doppelreich, was es, nicht dem Namen, aber der That nach, schon ist. Zwei Kaiserkronen werden den Deutschen mehr Einheit, Stärke, Sicherheit und Glanz verleihen, als vierzig kleinere. Selbst die übrigen Fürsten, welche sich einem oder dem andern Kaiserthume einverleiben, können unter solchem Verhältnisse nur scheinbar verlieren, während sie in der That gewinnen. Ihre Kronen und Einkünfte und Unterthanen behaltend, unterwerfen sie sich nur des Kaiserthums gemeinsamen Gesetzen, an deren Schöpfung sie selbst Theil nehmen, wie sie sich sonst den Verfügungen des Reichs unterworfen hatten, oder denen einer andern Bundeseinrichtung unterwerfen müssen. Nach diesen Gesetzen verwalten und richten sie ihre Staaten. Aber dagegen geniessen sie stärkern Schutzes gegen fremde Widersacher; aller Handels- und andern Vortheile, deren nur große Reiche fähig sind; auch wohl, wenn es in Verträgen gegründet wird, beim Aussterben des Kaisergeschlechtes, Anwartschaft auf den Thron des Reiches."

Mit Unwillen und Spott wurden Gedanken, wie diese, von denen zurückgewiesen, welche, aller Staatsumwälzungen müde, in dergleichen Ver-

schmelzung und Scheidung Deutschlands die größte, die traurigste und die dauerloseste erkannten. „Ihr, sprachen sie, die ihr des Deutschthums Hauptpriester sein wollet, warum wollet ihr gänzliche Vernichtung ächtdeutschen und rechtlichen Sinnes? Wisset ihr, was, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Völkerschaften, köstlicher ist, als Glanz, Handwerksvortheil und jeder andere Gewinn? Es ist das eigenthümliche Leben. Hoffet ihr, daß deutsche Völkerschaften, ältern Stammes und Namens, als Oesterreich oder Preussen, freiwillig auf ihr selbstständiges Dasein Verzicht thun werden, um sich zu Gunsten eines andern Reichs in ihm aufzulösen und aus der Geschichte zu verschwinden? Das war's, was am meisten gegen Frankreich empörte. Oder meint ihr, mit Gewalt könne das Werk der Unrechtlichkeit gethan werden? So wird es dauern so lange, als jene Gewalt; aber die erste Erschütterung in dieser weckt Befreiungslust und Rache der Unterjochten. Ein Bundesstaat oder Staatenbund soll und will Deutschland sein. Das war er seit Hermanns und Marbods Tagen. Unzerstörbare Treue und Anhänglichkeit an ihre angestammten Fürstenhäuser ist der uralte Grundzug in deutscher Gemüthsart; er ist noch jetzt, wie einst, lebendig und hat sich auch in heutigen Tagen rührend offenbart. Fraget in Dingen des Le-

bens keinen selbstgeschaffenen Urbildern nach, sondern der Wirklichkeit!"

„Und wenn, fuhren sie fort, nicht zu läugnen ist, daß in jedem Bunde Uebermacht einzelner Glieder allerdings der Freiheit und dem Rechte der Uebrigen, so wie der Ruhe des Ganzen, Gefahr bringt: so mangelt es nicht an gerechtern und leichtern Mitteln, diese Gefahr zu entfernen. Preussen und Oesterreich, obgleich auch Herren von deutschen Ländern, danken ihre Uebermacht doch weniger diesen, als der großen Masse ihrer nichtdeutschen Staaten. Sie können, im Ganzen genommen, also als nichtdeutsche Mächte betrachtet werden. Es bilde sich der Bund aus allen übrigen deutschen Fürsten und Städten, wie einst der rheinische. Dann wird kein einzelner Theil mächtiger, als die Gesammtheit, die Schwächern gefährden, und das Ganze im eigenen Gleichgewichte ruhen. Stark genug zur Selbstvertheidigung, ohne Furchtbarkeit gegen die Nachbarreiche, durch Bundesnatur zu Eroberungen unfähig, bleibendem Frieden geneigter, wird er achtungswerth zwischen Allen stehen, und, von Allen, durch gegenseitige Eifersucht Aller, schonend behandelt werden, wie die schweizerische Eidsgenossenschaft es seit Jahrhunderten zwischen nebenbuhlerischen Mächten erfuhr. Aber zu ewigen

Schirmherren und Gewährleistern des Bundes wähle er sich im Norden Preussen, im Süden Oesterreich; denn Beide, ihre Thronen auf deutscher Erde gebaut, sind des deutschen Bundes und Volkes Blutsverwandte. Besser zwei Gewährleister und Schirmherren, denn einen, weil einer leicht durch Gewalt oder Umtriebe Gebieter werden kann, während zwei sich die Wage halten. Dann allein wird Deutschland selbst zwischen Oesterreichs und Preussens künftigen Händeln unparteisam, sogar vermittelnd, stehen können; wenigstens nicht befürchten müssen, daß eine oder die andere Macht, wie sonst wohl öfters geschah, ihre Hauskriege zu Reichskriegen umschaffe."

„Ein Staatenbund, so wie jeder Staat," sprachen Andere dagegen, „welcher die Bürgschaft des Bestehens und Daseins nicht in seinem Innern selbst mit sich trägt, sondern von fremden Gewährleistern empfangen muß, ist ein gebrechliches Wesen und verkündet zum Voraus Schwäche. Selbst die schweizerische Eidsgenossenschaft hat für sich dergleichen Gewährleistung niemals verlangt, vielmehr sie immer gefürchtet; und die ihr im Wiener Kongreß gegeben ist, war nicht von zweien oder dreien, sondern von allen Mächten des Welttheils ertheilt, folglich im Grunde nichts anderes, als

ein öffentlicher Ausspruch jenes allgemeinen völkerrechtlichen Grundsatzes, unter welchem jeder Staat in Europa besteht. So ihr aber einerseits Oesterreich und Preussen vom deutschen Bunde ausscheidet und zu Fremden machet, anderseits doch eben diese zu Schirmherren und Gewährleistern erwählet, und ihnen, als solchen, wie natürlich, auch Rechte einräumet: gebet ihr den Fremdgemachten das Recht, sich in eure innern Händel zu mischen, weil ihr es eben denselben, als Mitgliedern, versaget. Seltsame Verirrung! Und noch neben dem zu glauben, daß den Fremden die inneren Ordnungen und Rechtsame oder der Bestand des Bundes theurer und wichtiger sein müßten, als den wirklichen Mitgliedern! — Fürchtet ihr die Eintracht der Mächtigen, wenn sie Genossen des Bundes sind: so fürchtet diese Eintracht noch mehr, wenn dieselben ausser dem Bunde stehen! Schon das sittliche Gefühl sträubt sich doch im Mitgliede, Verräther einer Gesellschaft zu werden, deren Theil er ist, und der Fluch der öffentlichen Meinung würde ihn verfolgen. Beidem ist der Fremde weniger ausgesetzt, weil er als Schirmherr oder Gewährleister sich wohl Rechte einräumen, aber keine Pflichten, wie einem Genossen, vorschreiben läßt."

„Darum ist, so sprachen sie ferner, Zerscheidung Deutschlands in drei Reiche nicht minder

bedenklich, als Zerspaltung in zwei Hälften, oder staatsumwälzerische Auflösung in Eins. Preussens wie Oesterreichs deutsche Gauen sind nicht minder Deutsche, als Hessen, oder Sachsen, Baiern oder Würtemberg es sind. Und alle deutsche Völkerschaften gehören zu einem deutschen Bund. Sind auch einzelne Genossen wohl auswärts mächtig, so erheben sie dadurch nur Ansehen und Stärke des Bundes selbst, ohne ihm, als Genossen desselben, damit furchtbarer zu werden, denn als Fremde. Oder ist Deutschland unter allen Verwandlungen der Jahrhunderte, unter allen Eroberungsversuchen ausländischer, unter allen Zerwürfnissen inländischer Mächte nicht immerdar bestanden, bis auf den heutigen Tag? — Wollet ihr feste Gewährleistung innerer Ordnung, Friedlichkeit und Stärke: so stellet den wandelbaren, oft zwiespaltigen Interessen der deutschen Höfe, als Gegengewicht, das sich unwandelbare Interesse der gesammten Nation entgegen. Sie will Frieden, Freiheit, Ordnung von Innen, Ansehen und Stärke nach Aussen. Lasset auf den Bundesversammlungen die Abgesandten der Fürsten sitzen und den Weisungen ihrer Höfe folgen, wie bisher; aber füget zu dieser Kammer der Erlauchten eine Kammer der Gemeinen, gebildet aus den Abgeordneten der ständischen Versammlungen aller Staaten Deutschlands, mit

Weisungen von diesen versehen. Nur dann erst, wenn nicht bloß einzelne Völkerschaften in ihren einzelnen Landtagen über Hausangelegenheiten reden, sondern wenn die gesammte Nation über gemeinsame öffentliche Angelegenheiten ein gesetzliches Stimmrecht führt, wird deutscher Nationalgeist erscheinen und segensvoll wirken; segensvoll, weil, unparteiisch in den Zwisten der Höfe, er nur das Gerechte wollen kann; segensvoll, weil er nur will, was der Mehrheit frommt; der Mehrheit frommen aber nur Ruhe, Wohlstand, Ehre. Und nur auf diese, auf keine andere Weise, gewinnt ihr, statt staatsthümlicher Einheit, die ihr ohnehin nicht zuwege bringt, Besseres; die Macht nämlich der Einigkeit, der Erhalterin aller Staaten. Nur auf diese Weise wird der Schwächere geborgen stehen gegen Gewalt der Stärkern, unter dem Schilde der Nationalmeinung; und jeder Bundeskrieg gegen fremden Angriff empfängt so schreckenvolle Stärke eines Volkskrieges."

Wie lockend dies Bild auch denen scheinen mochte, welchen die innigere Verbrüderung deutscher Völkerschaften zu einer großen Familie über Alles galt, verachteten es doch diejenigen, welche sich einer größern Vertrautheit mit der Natur der Staaten, des Geschäftsganges und des menschlichen Herzens bewußt waren. „Wenn nicht schon,

sprachen diese, die Geschichte der Nationen die Eitelkeit solcher Träumerei gezeigt hätte, würde es doch die Vernunft thun. Allerdings ist über Gesetzgebung und Haushalt eines einzelnen Landes die Stimme des Volkes in ständischer Versammlung nicht nur ohne Gefahr, sondern selbst heilsam zu hören. Da schadet auch nicht die Langsamkeit der Berathungen, oder die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; vielmehr beide sind der guten Sache beförderlich. Ein Anderes aber ist's, wenn ein Bund aus vielen verschiedenen Reichen durch zwei getrennte Kammern auswärtige Angelegenheiten behandeln wollte. Geheimniß und Entschlossenheit wären verbannt. Oder erinnert man sich nicht noch des schleppenden Ganges auf dem ehemaligen Reichstage, wo oft noch berathen ward, wenn der Feind schon den Feldzug eröffnete?

„Dies aber würde jedoch das geringere Uebel jener gepriesenen Bundesform sein; hingegen das größere: Umsturz aller bisher bestandenen Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, und Zerrüttung aller Grundlagen monarchischer Verfassungen. Denn alsdann werden die Unterthanen vermittelst ihrer Abgeordneten zu Richtern und Schiedsrichtern ihrer Könige erhoben. Welche Verwirrung der Grundsätze, und wohin müßte sie führen? Auch sah wirklich die

Welt, seit sich Staaten erhoben, kein ähnliches Ungeheuer von Verfassung. Wer allenfalls das Beispiel anderer Bundesstaaten, wer den Kongreß der Nordamerikaner, die Tagsatzung der Schweizer anführt, gibt nur Urkunden seiner Unwissenheit. Denn in diesen engverbündeten Freistaaten ist die Selbherrlichkeit des Volks in die einzelnen Staatsversammlungen, General-Courts, großen Räthe und Landsgemeinden übertragen. Diese folglich sind die Souveräne, und eben nur diese Souveräne bestellen aus sich Kongreß und Tagsatzung und entscheiden dort wieder als Souveräne, in Händeln ihres Gleichen.

„Und wer möchte an die Unparteilichkeit jener staatsthümlichen Mißgeburt glauben? Wer, daß die Völker- oder Ständeversammlungen wider ihre eigenen, im Zwist begriffenen Könige und Fürsten, Urtheile fällen, oder wohl gar zur Vollziehung derselben Hand bieten würden? Könnten sie es, so geschähe es auf dem Wege der Empörung. Wer will den auf Deutschlands Boden? — Oder wer will glauben, daß jene Verfassung dauerhaftern innern Bundesfrieden gewähren werde, wo zu streitenden Interessen der Fürsten noch streitende Nationalvortheile und Nationalnebenbuhlereien geworfen werden? Forschet in den Geschichten der Bundesrepubliken Judäa's, Griechenlands und Helvetiens, — zu jung

steht Nordamerika! — und ihr werdet da, wo Völker doch selbst die Selbherrlichkeitsrechte übten, der innern Kriege mehr noch, als der auswärtigen zählen!“

11.

Vielartiges Urtheil über den deutschen Bundesvertrag, den heiligen Bund, und künftige Ständeversammlungen. Stärkere Regsamkeit des Volkswillens. Schriftstellerische Fehden.

Unter diesem und anderm Widerspruche von Meinungen, Hoffnungen und Wünschen ward die Verfassung des deutschen Bundes, in der Gestalt, wie sie aus den Berathungen des Wiener Kongresses hervorstieg, wie vorauszusehen war, von Vielen ohne Beifall, von Vielen gleichgültig empfangen; von Wenigen mit Vertrauen. Nur eine geringe Zahl empfand die Ueberzeugung, daß der neugebildete Bund, aus Grundsätzen ehemaliger Reichsverfassung entwickelt, und mit zeitgemäßen Veränderungen ausgestattet, gegenwärtigen Verhältnissen am entsprechendsten sei; daß man nicht waglings oder versuchsweise Bewährterkanntes für gänzlich Unbekanntes vertauschen dürfe; daß eben dieser leise Uebergang zum Bessern dem sprunglosen Naturgange der Dinge zusage;

daß ein Bund, zur Beförderung deutscher Einheit, keineswegs enger geschlossen werden könne, ohne die Majestätsrechte der Souveräne zu gefährden und den Willensmeinungen der Stärkern zu unterwerfen; ohne die Freiheit aller Deutschen zu vernichten, jener Freiheit, wodurch bisher Denk- und Glaubensfreiheit, ja jeder verfolgte deutsche Mann immer noch im Umfange des gemeinsamen Vaterlandes Zufluchtstätten gefunden haben, die bei verminderter Vollgewalt der Landesherren nothwendig verschwinden müssen; daß endlich die von den Grundsätzen der Bundesverfassung festgestellte Religionsfreiheit, Abzugsfreiheit, und landständische Ordnung in den Bundesländern, köstliche Eroberungen eines edlern Zeitgeistes seien, und daß zuletzt auch für fernere Ausbildung und Vervollkommnung der Bundesschaft immer noch offener Weg gelassen worden wäre.

Mancherlei Umstände aber verschworen sich schon damals, die freudige Zuversicht zu stören. Es hatten die Fürsten nämlich aus dem unentwirrten Chaos noch ihren künftigen Länderbestand zu erlesen. Einige forderten nur das ihnen Entrissene zurück, Andere mit Recht Entschädigungen; Andere Zuwachs, um das einst vorhandene, nun gehobene Gleichgewicht der Macht wieder zu begründen; Andere, statt ihnen zuerkannter, abgelegener Länderstücke, nähergelegene, oder Ausrün-

dungen durch Umtausche. Durch so viele vorhergegangene gewaltsame Willkühren, Zerreissungen des Altzusammengehörigen, und Verknüpfungen des sich Fremdgewesenen war neue Ausgleichung nothwendig; unvermeidlich dabei zwischen den Höfen mancherlei Mißverständniß. Die deutschen Völker aber sahen mit Ungeduld dem Ausgange der langen und wichtigen Unterhandlungen entgegen, von welchen ihr künftiges Loos bestimmt werden sollte. Sie sahen sich, erst vom Kriege gestört, nun unter einstweiligen Verwaltungen schwankend. Sie sahen ein Königreich, den Sitz eines uralten Stammvolkes der Deutschen, getheilt werden; wer konnte von nun an wissen, was seiner eigenen Heimath verhängt sei? Sie sahen Oesterreich und Baiern (Jänner 1816) sogar wider einander in Waffen erscheinen. Alles dies machte die Herzen verzagt, oder diejenigen unwillig, welche schmerzte, daß man Liebe und Treue zu angestammten Fürsten predige, während man nicht nach Treue der Herzen, sondern nach Anzahl der Köpfe, Geviertmeilen und Einkünfte rechnete.

Dies Alles begab sich aber in derselben Zeit, als den Nationen zuerst der Inhalt des europäischen heiligen Bundes kundgethan wurde (Jänner 1816).

Nach jenen entsetzlichen Erschütterungen, durch

welche die sittliche Welt gleichsam aus ihren Achsen gehoben, alles Heilige, Gerechte, Erhabene und Theure niedergeworfen, selbst der letzte Schein des Anständigen vernichtet war, sehnte sich die Welt mit doppelter Inbrunst zur Schonung der Völker und ihres Völkerrechtes, und nach einer religiösen Staatsweisheit der Fürsten. Der heilige Bund war diesen Seufzern entgegengehend: aber unter jenen Ländertheilungen stillte er sie nicht, und ward selbst Vielen durch sein Erscheinen in solcher Zeit verdächtig. Die Wenigsten mochten in ihrer Trauer erwägen, daß das unter tausend Schmerzen entstandene Chaos Deutschlands ohne neue Schmerzen und Verletzungen nicht wieder geschieden, und zu einer bleibenden Ordnung der Dinge neu gestaltet werden konnte, wie es doch werden mußte. Einige nannten, in ihrem regewerdenden Unglauben an das Besserwerden der Dinge, jenen christlichen Fürstenverein nur die Frucht flüchtiger Aufwallung frommer Gefühle; Andere ihn eine vorbereitende Stiftung gegen die Macht der osmanischen Pforte; Andere hielten ihn, nach nun vollbrachter Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron Frankreichs, sogar für das Sich-Wort-Geben der Souveräne gegen den wachen Geist der Völker. — Edelsinniger Alexander, von Millionen deiner

Zeitgenossen verkannt, dich wird (der Glaube an das Fortschreiten der Menschen verheißt es) ein besseres Jahrhundert verstehen! Dieser Bund, weniger ein Bund, als ein vor Welt und Nachwelt ausgesprochenes Gelübde derer zu Gott, die Gott den europäischen Völkern zu Vorstehern gesetzt, und die er in schweren Zeiten geprüft hat, wird in der Menschheit, wird in den Gemüthern der Fürsten wenigstens den Gedanken verewigen, daß frommer Sinn und frommes Sein in Gott die festeste von allen Grundlagen, segengewährende Staatsklugheit sei.

Das lange verzögerte Erscheinen einer Bundesversammlung zu Frankfurt am Main; dann nach ihrer Eröffnung (am 5. November 1816) der für die Ungeduld der Völkerschaften zu langsame Schritt ihrer Verrichtungen; dann ihre Bedenklichkeit, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar zu gewährleisten; daneben der Machtspruch des Kurfürsten von Hessen, mit welchem er beim Wiedereintritte in sein Land (14. Jänner 1814) sämmtliche Inhaber gekaufter Kammergüter und Gefälle, ohne alle Rücksicht, vom rechtmäßig erworbenen Besitze verstoßen hatte, ohne daß nun der Bund den Beeinträchtigten Hilfe bot, vermehrte den öffentlichen Zweifel an bessere Tage.

Theils dies, theils die Verschiedenheit der

Wünsche über das, was den einzelnen deutschen Staaten am nächsten lag, nämlich über ihre eigenen künftigen Verfassungen, ward fast ausschließlicher Gegenstand aller Gespräche im bürgerlichen Leben, zahlloser Zeitungen, Flugschriften und größerer Werke, neuer Gährungsstoff der von Furcht gepeinigten Gemüther.

Zwar bezweifelte man wohl nicht die Aufstellung ständischer Verfassungen; die Fürsten zum Theil selbst hatten sie feierlich verheißen, und im Grundgesetze des deutschen Bundes lag offene Zusage: aber auf welche Art und Weise die Zusage erfüllet werden werde, ob als Gnadengeschenk, oder als Vertrag zwischen Landesherrn und Volk? ob durch Stellvertretung des Staatsbürgers, mit gleichen Rechten, in einer oder in zwei verschiedenen Kammern? ob mit Unterschied bevorrechteter oder unbevorrechteter Unterthanen? oder ob bloß durch Beibehaltung oder Wiederherstellung lehenthümlicher Landtage, wie im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Meklenburg, im Königreiche Sachsen und in Hannover sich zu bewähren schien? — das ward die vielbesprochene Frage.

Man darf kaum bezweifeln, daß weitaus die große Mehrheit, wenig bekümmert um jene Landtage aus Jahrhunderten der Lehensherrschaft, das wünschte, was dem gegenwärtigen Bedürf-

nisse der Länder und der jetzigen Gesittungsstufe der Deutschen angemessen war: Stellvertretung mit gleichen Rechten der Staatsbürger. Dafür redete auch die große Zahl der angesehensten Schriftsteller; am feurigsten aber die deutsche Jugend, welche von Siegeskampf gegen Napoleon zurückgekehrt war. Allen schien undenkbar, daß Deutsche, nachdem sie den überwundenen Feinden, mit dem alten königlichen Thron, zugleich eine freiere Verfassung hatten erringen helfen, nur für sich selbst auf den Genuß edlerer Staatsordnungen verzichten sollten. Der Gedanke empörte den in kriegerischen Triumphen wieder rege gewordenen Stolz. Deutschthum stand in der Brust von Millionen noch immer dem Franzosenthume entgegen. Freies Deutschthum ward die Losung der Jünglinge auf den Hochschulen. Gleich den Vorfahren im Mittelalter liessen sie sich ihren Bart wachsen, und legten sie Tracht jener Zeit an, in welcher sich ihnen die schöne Eigenthümlichkeit grunddeutschen Wesens am herrlichsten verkündet zu haben schien. Mit Stolz trug der im Befreiungskriege aufgebotene Landwehrmann seinen Waffenrock. Die Jugend trat auf Turnplätzen zusammen, hier für neue Tage deutscher Noth und deutschen Ruhms die Glieder stark und gewandt im Streit zu machen. Die Menge gab Beifall.

Diese lauter ins öffentliche Leben hinaustretenden Aeusserungen dessen, was sich in Herzen regte, dazu die kühne Sprache der Menschen im geselligen Umgange, wie der Schriftsteller in ihren Werken, erregte bald Besorgniß bei den höhern Ständen. Denn solch ein Ton war zu keiner Zeit in Deutschland erhört worden. Was man wohl anfangs, in Tagen kriegerischer Verwirrung, nachsichtig gestattet hatte, oder was man nicht hatte verhindern können, als die Nation das Napoleonische Joch brach, und Alles dem einzigen Ziele Aller entgegenstürmte: das schien den Höfen, nach hergestelltem Frieden, unziemlich, oder Ordnung und Ruhe gefährdend. Die Freude über wieder errungene Unabhängigkeit vom Auslande schien ihnen in ein trotziges Fordern größerer Unabhängigkeit im Innern auszuarten, und, würde nicht zeitig gewehrt, bürgerliche Unruhen vorzubereiten. Am meisten fürchtete der Adel Gefahr für seine alterthümlichen Rechtsame. Er drängte sich deshalb enger zusammen, in fester Verkettung dem allfälligen Sturme zu stehen; er drängte sich enger zu den Thronen. Auch er hatte Fürsprecher seiner Sache. Diese bewirkten jedoch mehr nur Aufrechthaltung seines eigenen Muthes, als Veränderung in der allgemeinen Stimmung der untern Stände, das heißt, der Volksmasse.

Die aus solchen widerstrebenden Umständen

entstandenen Reibungen trübten fast jede Heiterkeit des Urtheils, und weckten auf allen Seiten leidenschaftliche Gesinnungen und Vorwürfe. Schriftstellerische Fehden über staatsthümliche Verhältnisse wurden zahllos und nicht immer mit derjenigen Besonnenheit und Würde geführt, welche öffentlichen Handlungen und Worten geziemend ist. Während die, welche des Volks oder Bürgerthums Ansprüche verfochten, die Ansprüche des Adels mit Spott und Ernst, als zeitfremde Anmaßungen und staatsverderberische Vorurtheile, bestritten: wurden sie selbst hinwieder als ehrgeizige Staatsumwälzer, Volksverführer und Verpflanzer der Jakobinerschaft auf deutschen Boden dargestellt, sogar ruchloser Anschläge gegen die Thronen, und geheimer, gefährlicher Verbindungen verdächtigt. Ja ein preussischer Staatsdiener behauptete in offener Schrift, die er mehrern Fürsten übersandte (1815), daß jener einst zum Sturz Napoleons gebildete, sittlich-wissenschaftliche Verein oder Tugendbund, noch immer, obgleich durch das Gesetz schon gehoben, im Geheimen fortdaure, wenn nicht in alter Gestalt und mit erstem Zweck, doch in andern Verbindungen und mit neuen staatsthümlichen Zielen; daß aus solchen furchtbaren Verbindungen das wilde Predigen des Deutschthums, das Schmähen vaterländischer Regierungen, das Verwirren der Volksbegriffe über

Recht und Pflicht herstammten; daß wahrlich, wenigstens im preussischen Volke, keine Begeisterung für Thron und Vaterlands-Unabhängigkeit zum Aufstand gegen Napoleons Gewaltherrschaft gerufen habe; sondern ein ruhiger, und um so rühmlicherer, Gehorsam gegen den königlichen Befehl bewirkt habe, daß Jeder mit nüchternem Sinn für Bürgerpflicht die Waffen genommen, und seine Opfer gebracht.

Die Achtung, welcher dieser Mann erworben hatte, verlieh seinen Worten Gewicht. Während aber die Monarchen von Preussen und Würtemberg ihn belohnend mit Orden schmückten, indem sie die Güte seiner Absicht, wie seinen Muth anerkannten, erschien er in den Augen der Gegner als Verleumder schuldloser Menschen, ja des preussischen Volks selbst, und als Stifter eines unseligen Argwohns des Landesherrn gegen Unterthanen. Eine lange Reihe der Schwergekränkten trat wider ihn in Flugschriften auf, sowohl zu eigener Rechtfertigung, als zur Rettung der Wahrheit überhaupt. Und mit so großer Erbitterung ward die Fehde geführt, daß der König von Preußen endlich Schweigen befehlen mußte. Der König selbst zwar, so lautete es in der Verordnung (6. Jänner 1816), habe in den Tagen allgemeiner Unterdrückung die geheime Gesellschaft des sittlich-wissenschaftlichen Vereins genehmigt

gehabt, nun aber, da das Vaterland gerettet worden, sollten alle Staatsbürger einen Zweck nur haben; — geheime Gesellschaften seien verboten fortan; — und bei Geld- und Leibesstrafe solle nichts mehr darüber gedruckt werden, weil der Streit unziemlich geworden und beunruhigend.

12.

Entgegengesetzte Ansichten über des Adels bisherige Vorzüge.

Allerdings waren es die obern Stände, besonsonders die zahlreichen Geschlechter des niedern Adels in Deutschland, welche sich bei den bevorstehenden innern Einrichtungen am meisten durch das allseitig wider sie erhobene Wort bedroht sahen.

Es hatten vor Jahren (1806) durch einen Napoleonischen Gewaltspruch weit über siebenzig altfürstliche, gräfliche und andere hohe Geschlechter Deutschlands, welche weiland, gleich den übrigen Ständen des Reichs, unmittelbar unter Kaiser und Reich gestanden waren, und mehr denn anderthalb Millionen Unterthanen beherrscht hatten, ihre landesherrlichen Rechte eingebüßt, und waren denenigen der ehemaligen Mitstände unterworfen worden, in deren vergrößerten Landen ihr Gebiet gelegen war. Nun hatten seitdem römisches Reich und Kaiser aufgehört zu sein. Unter verwandel-

ten Verhältnissen war volles Wiederherstellen des Vergangenen unmöglich geworden. Darum hatten die Stifter des deutschen Bundes billig ihnen, denen keine selbherrliche Hoheit zurückerstattet werden konnte, wenigstens noch die gewohnten Ehren, Vorzüge und Besitzthümer unverletzt bewahrt, insofern diese mit den Landeshoheitsrechten der Souveräne vereinbar sein mochten, in deren Reichen sich ihr altererbtes Gut befand.

Aber dunkel blieb noch, welche Rechte ihnen in den einzelnen Staaten selbst, zumal in Bezug auf Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung, zu gewähren seien. Noch weit mehr war des niedern Adels Loos unklar, welcher längst schon am Bürgerstande seinen gefährlichen Nebenbuhler gefunden.

„Unsere Vorzüge oder erblichen Rechtsame sind, so sprach er, Rechte, und darum in der bürgerlichen Gesellschaft unantastbare Heiligthümer, wie die Rechte jedes Andern. Sie uns rauben, heißt: den Adel selbst ausrotten durch Gewaltthat und Ungerechtigkeit, und einen der ehrwürdigsten, verdienstvollsten Stände in seinem Gut und Eigenthum verderben. Viele der Unsern hatten bis jetzt nicht nur Hof- und Ehrenvorzüge, ausschließliche Ansprüche auf Orden, Pfründen und höhere Aemter beim Heere und im Staate, sondern auch hie und da privilegirten Gerichts-

stand, Patrimonalgerichtsbarkeit, Steuerfreiheit, Jagd- und Frohnrechte, auch leibeigene Angehörige. Hier ist wirkliches, wohlererbtes Besitzthum! Wer da anräth, uns aus demselben zu verstoßen, kann mit gleichem Fug vorschlagen, den Bürgersmann aus seinem eigenen Hause zu verdrängen. — Neue Staatsverfassungen, sollen sie nicht mit umwälzerischer Schuld, sondern rechtlich gegründet werden, müssen mithin auch die Rechte unsers Standes ehren. Und nicht Pflicht ist dies allein gegen uns, sondern gegen den Staat, damit die unerhörten Anmaßungen des Bürgerstandes zu allen Zeiten einen bleibenden Damm finden, woran die Wogen zerschellen. Ist aber der niedere Adel einmal gebrochen, dann wird auch der höhere in die Tiefe niedergezogen werden. Daher ists Zeit, daß man, sollen Monarchien bestehen, den Standesunterschied des Adels und den Begriff von Familienrang gelten lasse."

„Allerdings muß in republikanischen Verfassungen", so sprachen die Schutzredner des Adels ferner, „Gleichheit aller Familien im Volk statt finden, und kein anderer Rang, als welchen das Amt ertheilt. Denn in jenen Staaten ist das Volk der Souverän, und keiner des Volks kann, als Glied des Souveräns, einem andern Gliede erbliche, höhere Vorzüge einräumen, ohne sein eige-

nes Staatsbürgerrecht unbesonnen zu schmälern. Wir aber sind Genossen monarchischer Staaten, in denen die Souveränität von Geburtswegen Eigenthum einer einzigen erlauchten Familie ist. Schon damit wird der Begriff von Geburtsrechten hier verfassungsmäßig und vom Begriff der Monarchie untrennbar. Denn es beruht, obschon in untergeordneten Abstufungen, der Stand der Adelsgeschlechter auf gleichen Gründen, wie der Stand des landesherrlichen Geschlechts selbst. Könnet ihr beweisen, daß Vorzüge der Geburt ungültig seien: so könnet ihrs, wie vom Adel, auch vom Fürstenstamm sagen. Könnet ihr rechtfertigen, daß der Adel von Geburtswegen keinen Vorzug behaupte, zurücktrete in den großen Haufen des Volks, und jedem Platz mache, der sich durch Glück, Umstände und Geistesgaben an seine Stelle erhebt: so werdet ihr mit denselben Beweisen auch darthun, daß der Thron nicht nach dem Recht der Geburt, sondern nach dem des persönlichen Verdienstes vergeben werden müsse. Darum untergraben alle diejenigen, welche wider des Adelthums angestammte Vorzüge eifern, die Grundsäulen der Monarchie, weil sie die Achtung für alle durch Geburt erworbenen Vorrechte vernichten."

„Keineswegs," fuhren die Vertheidiger des Erbadels fort, „keineswegs liegt in unserm Sinn,

irgend einem Verdienste seine Kronen zu rauben. Wir selbst, unsere Söhne werben um dieselben. Keineswegs liegt in unserm Sinn, den Fürsten das Recht abzusprechen, hochverdiente Bürger in den Rang der Adelsgeschlechter zu heben; unsere Altvordern traten mehr oder minder auf ähnlichem Wege in den Besitz der uns hinterlassenen Vorzüge. Aber Verdienst und Adel stehen einander weder feindlich gegenüber, noch sollen beide Begriffe, wie gleichbedeutende, verwechselt werden, so wenig, als Tugend und Reichthum. Oder wollet ihr Gleichheit der Güter einführen, und den Reichen ihr ererbtes Vermögen nehmen, weil nicht alle Reiche zugleich die Tugendhaftesten sind? — Uebrigens, welche Verfassungen ihr auch wollet, immer werdet ihr in der Monarchie eine Stufenfolge des Ranges behalten müssen, nicht nur die des amtlichen Ranges, sondern auch des erblichen von Geburtswegen. Denn gleichwie die fürstliche Hoheit kein Amt, sondern ein Geburtsrecht, so ist auch der Adel kein Amt, sondern ein dem fürstlichen verwandtes Geburtsrecht. Diese durch Vererbung in den Geschlechtern bleibende Abstufungen sind dem Wesen der Monarchie eigenthümlich, und dienen zur Befestigung der monarchischen Verfassung. Die höhern und tiefern Amtsstufen sind wandelbare Erscheinungen, und können nach Bedürfniß vermindert

oder vermehrt werden. Wenn daher zu allen Zeiten Monarchen den Geburtsadel unterstützten, oder, wo er nicht war, ihn schufen, wie selbst Napoleon, als er eine Republik in ein Kaiserthum verwandelte; — oder, wenn der Adel sich die stärkste Säule der Monarchie, ihren festen Damm gegen demokratisches Wogen nennet, so wundert euch nicht; Beides ergab sich nothwendig aus der Natur der Sache selbst, und das dunkle Gefühl des Nothwendigen leitete sicherer, als die Schulweisheit theoretischer Staatskünstler."

Diesen Behauptungen widersprachen die Gegner und sagten: „Es ist bei uns nicht die Rede, das Grundwesen monarchischer Verfassungen zu zerstören, sondern zu stärken. Das Grundwesen derselben ist: daß Einer Herr sei. Nicht aber ist das Erbrecht der herrschenden Familie auf ihren Thron durch die Natur der Monarchie selbst so sehr, als durch angestammten Landesbesitz und durch die gesicherte Ruhe und Glückseligkeit der Völker nothwendig. Denn es gab Monarchien ohne erbrechtliche Thronfolge. Aber man erschrack von den Verwirrungen und Uebeln der Wahlreiche. So ist denn also das Geburtsrecht des fürstlichen Geschlechts nicht durch das Herkommen allein, sondern auch durch das Bedürfniß fester Ruhe bei Thronerledigungen unantastbare Nothwendigkeit. Daher irren diejenigen, welche ihre

ererbten Vorrechte auf gleiche Linie mit denen des fürstlichen Stammes erheben. Ohne Erblichkeit des Throns ist keine Festigkeit des Throns und der Staatsruhe. Aber daß Monarchien auch ohne erbliche Vorzüge einzelner Unterthanen festbestehen, ja, an innerer Kraft gewinnen können, dafür zeugen heutiges Tages Erfahrung und gesunder Menschenverstand.

„Es ist unbillig, dem Adel seine Titel und Namen, sein Besitzthum an Gütern und Rechten darauf streitig zu machen. Dies sind einfache Rechte, wie sie jedes Mitglied eines Staates besitzt, keine Vorrechte. Aber jene Vorrechte, durch welche, wie durch das Leibeigenschaftsrecht, ein Theil der Landesbewohner um alle Fähigkeit gebracht wird, gleich andern Menschen menschlicher zu werden, gleich andern Landesgenossen sich, zum größern Vortheil des Staats, geistigen und häuslichen Wohlstand zu bauen; jene Vorrechte, durch welche der Fürst in seinem Majestätsrecht beschränkt, und der Staat seiner trefflichsten Mittel beraubt wird, wenn, bei Besetzung der ersten Aemter im Heer und Lande, der Titel der Familie mehr, als der Titel der vorzüglichern Eigenschaften gelten soll: jene Vorrechte sind es, welche von jeder guten Staatsordnung verworfen werden müssen, weil sie Beleidigungen der

Menschheit, Lähmungen der eigenthümlichen Staatskraft, Eingriffe in die Befugnisse der Monarchie sind.

„Freilich auch diese Vorrechte sind Rechte gewesen, aber ihrem Wesen nach veränderliche Rechte, weil sie nur aus dem Bedürfniß eines gewissen Zeitalters entsprangen. Das Bedürfniß des Zeitalters ist nun anders, und was Ehemals für Einzelne recht war, ist jetzt zum Unrecht gegen Alle geworden. Oder wollet ihr, ohne Rücksicht auf Verwandlungen des Zeitbedürfnisses, alle ehemalige Stiftungen noch für unsere Tage als rechtsgültig erklären: so stellet Karls des Großen, oder auch nur Karls des Fünften Jahrhundert, wie es gewesen, wieder her, so ihr das vermöget.

„Jenem hohen, einst unmittelbaren Reichsadel, jener ehemaligen Reichsritterschaft ist der niedere Adel nicht zu vergleichen. Jener, im Eigenthumsrecht einer wahrhaften Landesherrschaft, steht eben dadurch dem Throne, welchem er untergeordnet wurde, durch seine Natur näher. Der niedere, immer mittelbar gewesene Adel aber, auf einen alten Stammbaum oder jüngern Adelsbrief gestützt, dankte seine frühern Vorzüge weniger den vorgezeigten Pergamentblättern, als seinem größern Reichthum, und einer daher erworbenen freiern Geistes- und Sittenbildung. In beiden kommen ihm heut Tau-

sende des Bürgerstandes gleich oder zuvor. Daher ist vergebens, durch Kunst einen Unterschied zu erzwingen, welchen die Natur der Umstände schon abgethan hat. Ueble Haushaltung, Unglücksfälle und Selbstversäumung durch die Zuversicht, das, was durch Verdienst erworben werden sollte, vermittelst Familienverbindungen zu erhalten, hat den Adel sinken gemacht.

„Landstände sollen sein, nicht um Rechte einzelner Volksklassen gegen den Thron zu verfechten, sondern den Landesherrn durch vielseitige Kenntniß, Erfahruug und Ansicht, in der Gesetzgebung zur Verbesserung des gemeinen Wohls zu unterstützen. Daher können Geburt und Vermögen am wenigsten ein Recht auf Sitz und Stimme in Ständeversammlungen geben, wenn der Fürst nicht das Wesentliche über das Zufällige verlieren soll. Die Ehre des Vorgezogenwerdens folgt in der ganzen Welt dem Verdienst von selbst. Wenn aber, während Verdienst und Tugend des Vaters kein Erbgut sind, Ehre und Vorzug denen erblich zum Lohn gegeben werden, die das Verdienst nie hatten: verspottet der Gesetzgeber den gesunden Menschenverstand an seiner eigenen Person. Die höhern Aemter im Staat und Heer verlangen überlegenere Einsicht und Kraft. Wird der Fürst verfassungsmäßig gezwungen, sie nicht, frei aus Allen wählend, die-

ser Geistesüberlegenheit, sondern einer bestimmten Anzahl Familien als ausschließliches Recht derselben, zu ertheilen: so geht die Monarchie in Aristokratie unter, und nicht die Weisheit des Fürsten, sondern das Spiel des Zufalls entscheidet Wohl und Weh seines Reichs. Steuerfreiheit oder mäßigere Besteuerung der adelichen Güter ist nicht allein Ungerechtigkeit gegen die übrigen Unterthanen, welche dem Throne doch nicht geringere Dienste leisten, als der Adel, sondern sie ist Schwächung der Staatskraft und wirkliche Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes."

Mit diesen und ähnlichen Gründen bestritten sich die Verfechter und Gegner der Adelsvorrechte in Deutschland. Preussens Rheinländer zogen nicht vergebens Napoleons Gesetzbuch dem preussischen Landrecht vor, in welchem letztern der Adel noch als erster Stand des Staats erscheint. Die Gesetzgebung war, wie andere Wissenschaft, in neuern Zeiten fortgeschritten, und die Nationen hatten die Wohlthat dieser Fortschritte empfunden.

13.

Das Benehmen der Höfe im Streit über des Adels Werth.

Während dieser Gedankenkrieg mit großem Aufwand von Scharfsinn und Witz und mit allen

Kunstgriffen der Beredsamkeit geführt ward, nicht, als hätte das Landesoberhaupt, sondern unmittelbar das Volk den schweren Rechtsstreit zu entscheiden, war die ruhige Haltung der Fürsten dabei beachtungswerth. Mit weiser Mäßigung, und mehr durch That, als Wort, — nicht plötzlich, sondern wie der Tag die Gelegenheit darbot, entschieden sie den alten Hader. In der That konnte bei demselben Keiner im Lande, nicht Bürgerlicher, nicht Adelicher, so unparteiisch sein, als der Fürst selbst, weil er über beide und den Gegenstand der Streitsache erhaben stand.

Unmäßige Forderungen der Parteien verachtend, weil damit gegenseitig das Gute jedes Theils vernichtet worden wäre, bewiesen mehrere Fürsten Deutschlands, daß ihnen nicht gelegen sei, weder den einen, noch den andern Stand als Stiefsohn des Staats zu behandeln. Nicht sowohl durch gesetzliche Bestimmungen, als durch bisherige Gewohnheiten, behielt der Adel an den Höfen sein früher genossenes Ansehen. Hin und wieder, wo er früher den Besitz gehabt, wurden ihm Patrimonialgerichtsbarkeit und besonderer Gerichtsstand gelassen, oder Majorate zu stiften gestattet. Denn nicht Alles wollte und konnte man, ohne Härte, jenen Familien entreissen, die einst erhaben über den Bürgern, jetzt mit diesen, der That nach, schon auf gleicher Linie standen. Das Gesche-

hende schien gleichsam nur von der Natur der Verhältnisse geboten. Und wenn Manches, was noch den Adelsgeschlechtern verblieb, vor der Strenge staatsrechtlicher oder staatswirthschaftlicher Grundsätze nicht ganz gerechtfertigt werden konnte, suchte es in der Macht vorhandener Umstände Entschuldigung. Denn unter und mit diesen edeln Geschlechtern waren die Fürsten erwachsen; sie kannten deren Namen und Verhältnisse besser, als jener Würdigen des Bürgerstandes, und an die wohlbekannten Namen knüpften sich manche Erinnerungen von der Freundschaft ihrer eigenen Altvordern mit den Vätern jener Geschlechter. Doch weit entfernt, eines, wenn auch angenehmen, Vorurtheils wegen, die Gefühle ihres Herzens zu beschränken, zogen sie auch die Söhne des Bürgerstandes an ihren Hof, in ihren Umgang und in die wichtigsten Geschäfte des Staats. Sie erhoben diese in den Stand der Edeln, Freiherren und Grafen, nicht um sich selbst über deren Herkunft zu täuschen (vielmehr beurkundeten sie damit, daß bloße Abstammung keinen vollgültigen Titel auf ihre Freundschaft gebe), sondern um sie an Würde den übrigen Genossen ihres Umgangs gleich zu stellen, und den bisher an europäischen Höfen gegoltenen Begriffen von persönlichem Rang, zumal bei diplomatischem Verkehr, Genüge zu thun. Denn wie in allen, auch den untersten Ständen,

gewisse Formen des Anständigen im Umgang oder Geschäftswesen berücksicht werden, so dürfen sie auch von Höfen gegen Höfe nicht wohl vernachlässigt sein.

Inzwischen auf diese Weise dem Verdienstvollen aus bürgerlichem Stande — in mehrern deutschen Staaten gesetzlich sogar — das Recht und der Weg zu allen und den höchsten Staatsämtern geöffnet ward, der vormals fast ausschließlich nur dem Adel zustand: wurden den Edelleuten jene kleinen Vorzüge gewährt, welche, ohne empfindlichen Nachtheil für das öffentliche Wohl, eben so sehr dienten, die bisherigen Glieder des Adelstandes anzuspornen, ihrer Verhältnisse jederzeit würdig zu handeln, als hinwieder die Söhne des Bürgerstandes zu reizen, durch ausgezeichnetes Verdienst um Thron und Staat in jene Verhältnisse einzutreten. Montesquieu hatte tief aus Erfahrung und Leben der Monarchien den Grundsatz gehoben, daß in Monarchien es die Ehre sei, welche, wie in Republiken die strenge Bürgertugend, der allgemeine Hebel des öffentlichen Wesens bleibe.

Die alten, dem Staate eben so nachtheiligen, als das Menschengeschlecht entweihenden Befugnisse der Adelschaft verschwanden dabei hin und wieder von selbst. Die Fürsten kannten ihren und des Landes Vortheil zu wohl, als daß sie Perso-

nen oder Güter des Adels von Mittragen der öffentlichen Lasten hätten entbinden, und diese auf die Schulter der untern Volksstände allein wälzen sollen. Denn diese ist die allesernährende Klasse; sie darf am wenigsten entkräftet werden. Sie ist der Fuß des Staatskörpers, ohne welchen er nicht stehen, geschweige kraftvoll einherschreiten kann. Und man weiß, als der Adel von Neupommern nicht Bedenken trug, die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in jenen deutschen Gegenden zu begehren, wo sie Gustav Adolph VI, König von Schweden, einst aufgehoben hatte, wie ernst und entschlossen König Friedrich Wilhelm III von Preussen solches Verlangen (Juni 1816) zurückwies.

Dagegen hatte aber der Wiener Kongreß auf schonende Weise den künftigen Rechtszustand der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände festgestellt. Diese, durch die Gewalt des Eroberers von Deutschland ihrer Landesherrlichkeit verlustig, hatten damit nicht ihren Landesbesitz, nicht ihre angestammten Ehren verloren. Und diese wurden ihnen mit Gerechtigkeitsliebe aufrecht erhalten. Weniger konnten die Monarchen kaum thun, ohne Mitschuldige an Napoleons Gewaltverfügungen zu werden; mehr konnten sie kaum leisten, ohne, mit Zerreissung aller seitdem entsprungenen Veränderungen, Deutschland in neue Verwirrungen

zu stürzen. Was geschehen ist und geschieht, gerechten Sinnes zu würdigen, muß der Wille des Menschen, nicht nur unter dem höchsten Gebot seiner sittlichen Natur, sondern auch unter dem Gebot des Schicksals und der Zeit beachtet werden.

14.

Wachsende Gährung der Gemüther. — Klagen des deutschen Gewerb- und Handelsstandes. — Theurung. — Religiöse Schwärmerei. — Kirchliche Besorgnisse.

Es ist kaum zu bezweifeln, die Mehrheit des gesammten Deutschlands würde Beifall gejauchzt haben, wenn den Fürsten gefallen hätte, diejenigen billigen Grundsätze feierlich zu proklamiren, durch welche ihrer viele bisher geleitet gewesen waren, und die sie zum Theil in einzelnen Verfügungen offenbart hatten. Aber ihre einzelnen Thaten, oft diejenigen, welche am entscheidendsten für ihren unbefangenen Sinn oder für die Gleichmäßigkeit ihrer Liebe für alle Stände und deren staatsbürgerliche Rechte sprachen, wurden nicht allgemein bekannt. Daher blieb Unruhe in den Meisten zurück und Furcht aller Parteien vor den vielleicht siegenden Anmaßungen ihrer Gegner.

Zu dieser Furcht standen viele andere Besorgnisse der Menge, aufgeregt durch wohl- oder übelgedeutete Erscheinungen des Tages, oder durch Fortdauer eigener Noth. Noch war in allen Deutschen die Nachwirkung jenes Schreckens mächtig, welchen Frankreichs Verheerungen verbreitet hatten; und immer noch sah man für jede Zukunft keinen stärkern Widerstand angeordnet und keine engere kriegerische Vereinigung Aller gegen das Ausland gerüstet. Obwohl die Gefahr auch offenbar noch nicht von irgend einer Seite drohend war, quälte man sich dennoch mit der Möglichkeit ihrer unvermutheten Wiedererscheinung. Tadle Niemand den Unglücklichen, welcher durch ein Erdbeben seine Aecker, seine Hütte, seine Blutsfreunde verschlungen sah, wenn er bei jedem fremdartigen Geräusch, als vor Rückkehr einer Begebenheit schaudert, die man in Jahrhunderten kaum einmal zu erleben pflegt. Zuviel hatten die Unterthanen getragen und geduldet, als daß ihnen die Verbindung der Fürsten, solchen Uebeln künftig groß abzuwehren, nicht hätte von allen wichtigen Angelegenheiten die wichtigste scheinen sollen. — Von der andern Seite schmerzte es diejenigen, welche zur Vertheidigung des Thrones und des gemeinsamen Vaterlandes, in schweren Zeiten der Entscheidung, die Waffen genommen hatten, wenn sie nun zuweilen ihre wirklichen Verdienste, oder

ihren guten Willen, allzuwenig anerkannt sahen, wohl gar auch Spott leiden, oder hören mußten, sie hätten zur Rettung des Ganzen eigentlich nichts beigetragen; oder wenn ihnen, wie in Kurhessen, aus unenthüllten Ursachen, sogar verboten ward (Jänner 1816), das Ehrenkleid des Landwehrmannes öffentlich zu tragen, in dem sie einst bereit gestanden waren, für ihren Landesfürsten Leib und Leben zu wagen. Solches schlug die stolze Freudigkeit vieler Tausende nieder, die — hätte sich in solchen Augenblicken neue Gefahr von aussen her angekündigt — vielleicht schwerlich zu ehevoriger Begeisterung erweckt worden wären.

Vom wiederhergestellten Weltfrieden hatte der deutsche Landmann, Handwerker und Gewerbsstand fröhliche Wiederkunft verkehrvoller Zeiten, reges Aufblühen des zertretenen Wohlstandes und Nachlaß der drückenden Steuern erwartet. Er fand seine Hoffnungen von Jahr zu Jahr fast aller Orten getäuscht. Die Auflagen wurden in den wenigsten Gegenden vermindert, und konnten es nicht, weil die öffentlichen Bedürfnisse nicht vermindert, und weil, gleich den Privatpersonen, auch die Staaten mit schweren Schulden aus der bösen Zeit hervorgetreten waren. Aber der einzelne Hausvater, unvertraut mit dem, was den Staat drückte, fühlte nur seine eigene Beschwerde; und die Abgaben

schienen ihm härter, weil er überall nicht mehr die vorige Kraft besaß, sie zu erschwingen.

Denn auch die Gewerbe stockten fort und fort, und konnten die alte Höhe nicht wieder erreichen, weil England indessen Meister des Welthandels geworden war, die Marktplätze bestellte und die Preise der Waaren vorschrieb. England hatte während der Versperrung des Festlandes gelernt, sich des größten Theils der europäischen Waaren, Europa aber nicht, sich der fremden Bedürfnisse zu entschlagen. Frankreichs Heere waren mit Waffen zu besiegen gewesen, aber Großbritanniens Uebergewalt, auf den Säulen ost- und westindischen Handels beruhend, stand dem Muthe europäischer Krieger unantastbar. Nun alle Länder unsers Welttheils mehr oder weniger dem britischen Kunstfleiß zinsbar geworden, ließ sich ohne Mühe das fortwährende Minderwerden des baaren Geldes auf dem europäischen Festlande vorausberechnen. Nur Belebung des eigenen innern Gewerb- und Kunstfleißes und Waarenverkehrs konnte allein noch dem fortschreitenden Verfall des allgemeinen Wohlstandes wehren.

Europa dem britischen Handel zu versperren, war unmöglich; das hatten die unausführbaren riesenhaften Entwürfe Napoleons offenbart. „Der alte Reichthum unsers Welttheils nimmt ab und kehrt nicht wieder, sprachen die Gewerbleute:

bis einst der britische Koloß zerfallen, Meer und Handel frei geworden, und jeder europäische Seehafen unmittelbaren Verkehr mit den Küstenländern Asiens und Amerika's treiben wird. Die Versuche einzelner Staaten, inländische Gewerbe durch Verbote oder Erschwerungen der Einfuhr ausländischer Waaren zu befördern, droht das Uebel, dem man entgegenarbeitet, zu vergrößern. Denn was Einigen zu statten kommt, schadet der Mehrheit. Zölle, Mauthen und Verbote in einem Lande erzwingen Aufstellung derselben im andern, und lähmen gegenseitigen Umsatz der Kunst- oder Naturerzeugnisse. Ohne eigenes Verderben können sich kleine oder mittelmäßig große Staaten nicht isoliren."

Das fühlten auch Deutschlands Fürsten. Daher hatten sie in ihrem Bundesvertrag, als einen der wichtigsten und dringendsten Gegenstände, Handel und Verkehr im Innern Deutschlands, den Berathungen der Bundesversammlung vorgezeichnet. Aber Schwierigkeiten, in der verschiedenen Natur der verschiedenen Staaten gegründet, hinderten das Erscheinen von Verbesserungen, so schnell als der bedrängte Gewerbs- und Handelsstand mit Sehnsucht sie verlangte. Deswegen traten einzelne, traten mehrere Gewerbs- und Kaufherren berathend zusammen, aus einzelnen Orten, aus mehrern Staaten, auf den Messen und Märk-

ten: wie der furchtbaren Zerstörung des deutschen Handels abzuhelfen sei? Allen schien das einfachste Mittel: Vereinigung der deutschen Fürsten, um gesammte Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands zwischen Bundesstaaten und Bundesstaaten aufzuheben, und rings um Germanien gegen die Fremde zu verlegen. So werde, sprachen sie, der Verkehr des Innern entfesselt; das Ausland hingegen gezwungen, entweder billige Handelsverträge einzugehen, oder mit Waaren entfernt zu bleiben, welche Deutschland selber liefern könnte; die inländischen Gewerbschaften würden sich, bei vergrößertem Absatz, den keine fremde Einfuhr nebenbuhlerisch zu Grunde richtete, schneller vervollkommnen, emporheben, und mit der Dauer erstärken; unermeßliche Summen, jetzt der Fremde entrichtet, würden im Vaterlande zurückbleiben; wohlthuend würde das Blühen des Handels auf den Preis aller Kunst- und Naturerzeugnisse Deutschlands, mithin auch auf den wachsenden Werth der Grundstücke zurückwirken, während die Fürsten, was sie an Binnenzöllen, Stapelrechten u. s. w. für den Staatsschatz verlören, von den allgemeinen bundesgenössischen Grenzzöllen wieder gewönnen.

Wie hell nun auch die Ausführbarkeit dieses großen Werkes durch die Einfalt der dazu empfohlenen Mittel einleuchtete, so unerwartet mächtige

Hindernisse wälzte die Wirklichkeit entgegen. — Nicht heut erst, längst schon hatte man den Nachtheil der zahllosen Land- und Wasserzölle im Innern Deutschlands für den Handel empfunden. Es ließ sich nachweisen, daß die Waaren entfernter Indien, oder der Briten, Niederländer und Franzosen oft weniger mit Abgaben beschwert waren, als die eigenen Naturerzeugnisse deutschen Bodens, von einem bundesverwandten Lande zum andern geführt. Mehr denn einmal war daran erinnert worden; und dennoch hatten sich noch nie auch nur zwei Staaten von einiger Bedeutung vereinigen können, die Hemmungen des Waarenverkehrs in ihrem Länderumfang zu beseitigen, und dafür einen gemeinschaftlichen Grenzzoll aufzustellen. Die Ursache davon lag schwerlich in der Gleichgültigkeit der Fürsten gegen den sinkenden Wohlstand ihrer Unterthanen, auch wohl nicht in der Unkunde ihrer ersten Statsdiener mit dem, was Noth sei, sondern weit mehr in der Art und Zahl und Größe von Schwierigkeiten, welche die Männer vom Fach nicht zu überwinden wußten.

„Und diese Schwierigkeiten sind, sprachen Geschäftsmänner, jetzt noch nicht gewichen; vielmehr haben sie hin und wieder ihre Stärke verdoppelt. Wäre Deutschland ein einziger Staat, so würde er ein einziges Handelsinteresse haben können. Dies ist nicht der Fall. Es bestehen hier

mehr, denn dreißig von einander unabhängige, souveräne Stände, mit eben so vielfältig verschiedenen Interessen. Oesterreich hat ganz andere Bedürfnisse zum Glanz seines Handels und Wohlstandes, als Preussen; Baiern andere, als Hessen. Nicht Willkühr, sondern Lage und Natur des Landes und Eigenthümlichkeit der Bewohner zeichnet die Zahl der Bedürfnisse und ihre vortheilhafteste Befriedigung vor. Was dort wohlthun kann, bringt hier Verderben. Jeder Fürst aber sorget zuerst für sein eigenes Land, und nicht, mit Vergessung desselben, für das Allgemeine. — Daher würde es nicht schwerer sein, Portugall, Spanien und Frankreich zu einem gemeinsamen Handelsstaat, mit einerlei Mauth- und Zolllinie umgürtet, mit voller Freiheit des Verkehrs in ihrem Innern zu machen, als eben so viele von den größern Staaten Deutschlands. — Gesetzt aber, die Landesherren wollten oder könnten die besondern Interessen ihrer Völkerschaften, zum Vortheil des Allgemeinen, vergessen: so würde die Umschaffung Deutschlands in ein einziges Handelsreich nicht nur die Auflösung aller besondern Verträge der einzelnen Mächte mit auswärtigen, rücksichtlich bisher statt gefundener Handelsverhältnisse, und die Schliessung neuer Uebereinkünfte zur Folge haben oder vorauszusetzen müssen, sondern auch in

mehrern deutschen Ländern eine große, wo nicht gänzliche Verwandlung des gesammten Staatshaushaltes unvermeidlich eintreten. Denn der Ertrag der Mauthen und Zölle, welcher bis dahin vieler Orten eine achtbare Snmme der öffentlichen Einkünfte bildete, würde durch eine andere Abgabenart ersetzt werden müssen, weil noch ungewiß, ja unwahrscheinlich wäre, daß dasjenige für die verlornen Binnenzölle Ersatz leisten würde, was die um Deutschland gezogene Mauth- und Zollkette in die Kasse so vieler einzelner Staaten abwürfe. Welche Abgaben aber wären, als genügende Stellvertreter, in Zeiten zu erfinden, in welchen durch Kriege so vieler Jahre und durch so langes Stocken der Gewerbe die Mehrheit der Unterthanen nur zu sehr erschöpft liegt?"

Wenn schon solche und ähnliche Betrachtungen den Muth des deutschen Handels- und Gewerbsstandes niederschlugen, gab man doch nicht die Hoffnung des möglichen Bessern auf. Hunderte, Tausende aus den entgegengesetztesten Gegenden Deutschlands, Fabrikanten, Manufakturisten, Kaufleute aller Art vereinigten sich durch Unterschriften, die Hilfe der Bundesversammlung anzuflehen. „Denn, wie ungeheuer auch alle Hindernisse scheinen mögen, welche der Wiederaufrichtung deutschen Gewerb- und Kunstfleißes entgegen

wirken wollen, weit ungeheurer noch werde, wenn man nicht rette, die öffentliche Noth werden. Es gibt für das öffentliche Heil kein Hinderniß, daß es nicht, sprachen sie, durch kluge Entschlossenheit besiegt werden könnte. Diejenigen deutschen Staaten, welche heute zum Gemeinbesten ein Opfer verweigern, werden binnen wenigen Jahrzehnden ein viel größeres wirklich dargebracht haben, aber nicht zu ihrem Vortheil, sondern ihrem Verderben. Denn die Millionen Goldes und Silbers, welche alljährlich von Deutschland in fremde Weltgegenden ausströmen, kehren nie wieder. Von Jahr zu Jahr muß ein allgemeines Verarmen empfindlicher werden, und von den untern Ständen des Volks gegen die obern zurückwirken. Mit der Abnahme des Landesreichthums müssen die Grundstücke im Preise sinken, die Einkünfte des Staats abnehmen, die Menschen auswandern, andere Vaterlande zu suchen, weil sie in den ersten Heimathen nicht genug gewinnen können, um sich, ihren Familien und dem Staate zugleich zu genügen."

Wirklich sah man, auch nach hergestellter Befreiung Deutschlands und wiedergekehrter Ruhe, von Jahr zu Jahr erneuerte Züge der Unglücklichen, welche nicht Uebervölkerung so sehr, sondern theils Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zustand der Dinge, theils Begierde, in andern Weltthei-

len ein glänzenderes Glück zu finden, theils verführerische Gewalt des Beispiels, theils, und mehr noch, Unmöglichkeit, sich ferner mit Ehren zu erhalten, aus dem Vaterlande vertrieb. Sie gingen zu Tausenden nach den minderbevölkerten Landstrichen Rußlands; zu Tausenden über das Weltmeer in die amerikanische Freiheit. Aus keinen andern Reichen Europens so viele, als aus Deutschland, aus Frankreich, aus England und der Schweiz. Aus Frankreich wegen Unvereinbarung ihrer Grundsätze mit denen, welche daselbst durch Wiederaufrichtung des Bourbonischen Throns gültig geworden waren; aus England wegen Mangel des Verdienstes neben den Arbeiten der Maschinen, die den Fleiß unzähliger Menschen überflüssig machten; aus der Schweiz wegen zunehmender Verarmung unter dem Stillstand vormals blühender Gewerbe.

Zu so mancherlei Ungemach gesellte jetzt die Natur noch ihre Schrecken. Die regnerische, kalte Witterung einiger hinter einander folgenden Jahre, und der daraus entspringende Mißwachs der Feldfrüchte, bewirkte allgemeine Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse, in manchen Gegenden Hungersnoth. Weit mehr, als der Landmann, waren die Bewohner der Städte, als Kapitalisten, Handwerker und Tagelöhner, zu beklagen; jene bleiben ohne Zins, diese, beim Mangel des Verdienstes, ohne

Mittel zur Herbeischaffung der ersten Nothwendigkeiten. Zahllose Haushaltungen versanken in Schulden. Die Fürsten waren nicht reich genug, so vielem Uebel zu steuern. Sie verordneten, nur besorgt um die eigenen Unterthanen, Getreidesperren gegen die Unterthanen verbündeter Staaten, und so, alles sich nur auf sich selbst beschränkend, mußte das Elend vergrößert werden.

Jene Jahre der Theuerung (1816 und 1817) hatten auf die Stimmung der deutschen Völkerschaften mächtigen Einfluß. Die Unzufriedenheit mehrte sich. Jede Abgabe ward beschwerlicher. Man zählte die Kornwucherer. Man suchte sie unter den Reichen und Großen. Man klagte über die Beamten. Man schrieb den Mangel des Unentbehrlichsten weniger der Ungunst der Witterungen, die man kannte, als den Maßnahmen der Regierungen zu, deren beschränkte Hilfsmittel und deren Verlegenheiten man nicht immer kannte. Das ist gemeinlich des großen Haufens Weise, daß er, im Gefühl eines Schmerzes, seinen Zorn am liebsten gegen das ausläßt, was näher und erreichbarer steht.

Schlechte Nahrungsmittel, Bangigkeit um Gegenwart und Zukunft, verzehrten Muth und Zuversicht der Einen; tägliches Hören der Klagen erschütterte das Gemüth der Andern. Es

verbreitete sich düsteres Wesen, welches, zumal in untern Volksklassen, gern religiösen Schwärmereien geneigt macht. Da zogen Propheten durchs Land und erschreckten mit Weissagungen den Aberglauben der Menge. Da vernahm man von Bußreden der umherwandelnden Priesterin Krudener; da von den neuen Offenbarungen Pöschels, von der blutdürstigen Frömmigkeit seiner Bekenner; da von Andachtsübungen des Häckerlingsschneiders Kloos in Sachsen, und Andern mehr.

Seltsam klang dies mystisch-religiöse Wesen der niedern Volksstände mit demjenigen zusammen, welches zugleich in gebildeten Ständen durch angenommenen Ton neuerer Dichter und Schriftsteller herrschend zu werden begonnen hatte. In der That auch waren die vergangenen schicksalsvollen Zeiten geeignet gewesen, das Gemüth von der Hinfälligkeit und Leidensfülle des Irdischen zur Liebe des Ewigen hinzuleiten. Also neigten sich Gebildetere und Ungebildetere mit einerlei Inbrunst, wenn gleich in verschiedenen Richtungen, himmlischen Dingen zu.

Die fromme Stimmung des protestantischen Deutschlands ward durch die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation (1817) noch mehr erhöht.

Während hier sich mehrerer Orten die lange geschiedenen Kirchen Zwingli's und Luthers mit

heiliger Rührung versöhnten, drohten Spaltungen unter den katholischen Glaubensgenossen aufzugehen, indem man Papstthum und katholische Kirche, oder Glauben und römische Kurie strenger von einander zu scheiden versuchte. Die Wiederauferstehung der Jesuiten in Italien; das Erscheinen der Inquisition in Spanien; die Zerreissung des alten deutschen Bisthums Konstanz und Nichtwiederbesetzung des erledigten Stuhles desselben; der neuerworbene unmittelbare Einfluß des römischen Hofes durch Nunziatur und Generalvikariat auf die katholische Schweiz; die unwürdige Behandlung Wessenbergs, eines hochgeachteten deutschen Prälaten, der seine Unschuld vergebens in Rom darzuthun strebte; das der römischen Unterhandlungskunst gelungene Konkordat mit Frankreich (1817), wodurch die lange behaupteten Freiheiten der gallikanischen Kirche erschüttert waren; ein noch größerer Sieg des heiligen Stuhls durch das Konkordat mit Neapel (Februar 1818); die Vortheile des römischen Hofes im Konkordat mit Baiern — alle diese und andere Erscheinungen verkündeten die verdoppelte Thätigkeit der päpstlichen Kurie. Dieser schien daran gelegen, den günstigen Augenblick von mancherlei Verwirrungen, Aengsten und Freuden der großen Höfe zu benutzen, um den Einfluß auf

katholische Reiche wieder zu erobern, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch staatskluge Monarchen verloren gegangen war. Solches machte viele einsichtsvolle katholische Männer, weltlichen und geistlichen Standes, bedenklich, die, obwohl in Kirche und Glauben eifrig, doch ihre Vaterlande und Fürsten zu sehr liebten, als sie von Neuem in Abhängigkeit von Priesterherrschaft fallen zu sehen. Sie erhoben sich daher entschlossen für deutscher Thronen und Bischöfe Recht in kirchlichen Dingen. Es schwiegen die Gegner nicht. In vielen Flugschriften entbrannte darüber Fehde, noch allgemeiner in Gesprächen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wovon, was durch den Druck bekannt ward, nur, wie immer, als einzelnes öffentliches Zeugniß dessen gelten konnte, was einen ganzen Theil des Volks bewegte.

Der Körper der Staaten, wie der Menschen, ist sein Inneres einmal von einer Krankheit ergriffen, kann nichts in sich aufnehmen, was nicht schnell mit der Krankheit verwandt und eins würde. Die deutsche Nation war voll Sehnsucht nach einem festen, freien, ihrer würdigen, Zustande. Sie war es, nachdem sie lange unter schwankenden, knechtischen, unwürdigen Verhältnissen das Bitterste erduldet hatte, was eine Nation durch siegerischen Uebermuth erdulden konnte. Daher geschah, daß Alles, was sich ereignen, und den

Theil nur, oder das Ganze Deutschlands, berühren mochte, immer in jene allgemein herrschende Stimmung aufgelöset, und wie ein Ereigniß für die Gesammtheit wurde.

Gleichwie jener religiöse, mystische Gemüthston der Menschen von verschiedenartiger Geistesbildung in solchem Grade mit politischen Angelegenheiten verwandt ward, daß Staatssachen, wie heilige Glaubenssachen, in frömmster Begeisterung abgehandelt wurden: eben so reizten die Einwirkungen der römischen Kurie hinwieder allgemeine Empfindlichkeit einander entgegenstehender politischer Parteien. Katholik oder Protestant, Beides ward hier einerlei; die Religion schied nicht mehr, sondern die Stellung des Vaterlandes allein beschäftigte die Gemüther. So begab sich, daß Katholiken und Protestanten mit gleicher Erbitterung das Eindringen römischen Einflusses in die deutsche Welt anfochten, und von der andern Seite dagegen nicht Katholiken allein, sondern auch Protestanten die Rechtsame des Papstes in alten Ehren mit Leidenschaft vertheidigten.

„Das ist“, sagten die Letztern, „das ist das Elend unsers Vaterlandes, daß der leichtsinnige Geist Frankreichs, der schon vor den Siegen der französischen Waffen unsere Höfe, unsere Gelehrten beherrschte, noch nicht vertrieben ist. Und

darum können wir nicht genesen. Es muß das Alte, wie es die Väter gehabt, in seiner vollen Stärke wieder unter uns aufgerichtet werden, oder wir erleben blutige Revolutionen. Darum gebet dem Thron, dem Adel, und dem Priesterthume die Rechte zurück, die ihnen gebühren. Geistliche und weltliche Hoheit, beide gleich nothwendig, werden ewig geschieden und doch sich gegenseitig unterstützend bleiben müssen. Als man einen dieser Grundpfeiler der sittlichen Welt niederriß, drohte der andere den Nachsturz; in Frankreich geschah er. Der katholische Gottesdienst bedarf, zur Erhaltung seiner Majestät, größern Aufwandes, als die Einfachheit des evangelischen; und Einheit ist die Grundlage der katholischen Kirche, ohne welche auch die Einheit des Glaubens zerfallen würde. Wollet ihr Beide, so müsset ihr auch die der Kirche entzogenen Güter und Rechte hergestellt, so müsset ihr auch den Bestand der Hierarchie, so müsset ihr auch das ehevorige Ansehen des heiligen Vaters unter den Gläubigen wollen. Dies Ansehen kann bei den Völkern nur durch den unmittelbaren Einfluß seiner Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, durch Ernennungen, Weihen, Dispensen u. s. w., durch die Ehrfurcht der Monarchen selbst vor diesen Rechten, emporgehalten oder in Erinnerung gebracht werden. Lasset ihr dem Papste aber von seiner Würde und

kirchlichen Gewalt nichts, als den Namen: so wird er, den die Völker nie sehen, nie hören, bald wie ein Fremdling im katholischen Europa vergessen stehen; so wird sein Wort und Warnen ohne Macht verschallen, und die Kirche und der Glaube, ohne höchsten Schutz, Verwandlungen von der Willkühr des Zeitgeistes unverweigerlich annehmen müssen. Das ist's, vor dem mit Recht der katholische Christ zittert! Diese Verwandlungen — zu viel derselben haben wir schon erfahren — was haben sie der Glückseligkeit der Welt gefrommt? Nun die Andachtsstätten der Klöster vertilgt wurden: ist das Volk denn frömmer geworden, seit es nicht mehr den Anblick jener frommen Beter genoß, welche das Beispiel der Weltverläugnung und Gottgeweihtheit täglich erneuten? Nun die Güter der Abteien und Kirchen verschleudert sind: hat sich denn der Wohlstand der Nationen vermehrt? Nun der Unterricht der Jugend den Mönchen entzogen ist: habet ihr denn seitdem zufriedenere, ehrerbietigere Unterthanen? — Und was verlangen wir denn? was der Papst? Nichts, als was die Fürsten selbst wollen, und verkünden, das sein soll, — jedem sein ehevoriges Recht!"

Diesem entgegneten die Andern: „Ja, die Unterthanen sind, seit der Jugendunterricht den Klösterlingen entzogen ward, ihren Landesherren

inniger ergeben geworden, denn sie haben aufgehört zwischen zweierlei Autoritäten zu schwanken, von denen die geistliche unabläßig nach Uebergewicht trachtete. — Ja, die Nationen sind reicher geworden, seit der todten Hand unermeßliches Gut genommen und in die lebendige Hand gelegt ward, durch welche nun, was vieljähriger Krieg verödete, unendlich leichter aufgebauet wird. Sehet in Spanien das erschreckliche Gegentheil. — Ja, das Volk ist frömmer geworden, seit es nicht mehr Aergerniß am Leben der fetten Abteien nahm, sondern vielmehr durch fromme Weltgeistliche stärker zur Heiligung des Gemüths, als zur Werkheiligkeit angeleitet ward. — Auch unsere Fürsten wollen, auch wir wollen, daß Jedem sein Recht werde; aber nicht das durch Mißbrauch und Willkühren angemaßte, dem Stande der Souveräne und Völker widerspenstige Recht, sondern das allein wahre und altgestiftete. Und also gelte und bleibe auch für den römischen Stuhl dasjenige Recht, was ihm, in Bezug auf deutsche Kirche, durch Satzungen der Konzilien und Kirchenväter bestimmt worden ist; nicht dasjenige, wodurch deutschen Bischöfen der edelste Theil ihrer Befugnisse, den Fürsten die Vollgewalt in ausserkirchlichen Angelegenheiten

der Geistlichkeit, offenbar oder geheimerweise, entzogen, und in Rom konzentrirt worden war; nicht dasjenige, wodurch Nationen abermals in die alte Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens zurückgekirrt, und von Jahr zu Jahr Sparpfennige ihres Fleißes in den Schatz der apostolischen Kammer abgeholt werden. Auch unsere Fürsten, auch wir wollen die Einheit der katholischen Kirche, deren sichtbares Oberhaupt der heilige Vater ist. Aber die Rechtsame der Staaten beeinträchtigen wahrlich die Einheit der Kirche nicht. Oder haben denn die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche Jahrhunderte lang, selbst mit Einverständniß der Päpste, bestanden, haben sie der kirchlichen Einheit geschadet? — Und nie sind die Anforderungen Roms überhaupt unzeitiger gewesen, als in unsern Tagen. Denn, nachdem durch zwanzigjährige Kriege die fürstlichen Kassen geleert, die landesherrlichen Einkünfte geschwächt, Vermögen und Wohlstand der Unterthanen im Verfall sind, sollen wir nun Mönche pflegen, Klöster bauen oder ausstatten, und wieder gen Italien zinsbar werden."

15.

Rückblick auf den Gang der Ereignisse, des Volkssinnes und der Parteien. Die Feier auf der Wartburg.

Es bedarf nur einer mäßigen Gabe Scharfsinnes, um in den großen Gemüthsbewegungen der deutschen Völkerschaften und in ihren unruhigen Bestrebungen das, was zur Hervorbringung derselben *wesentlich* und unverhinderbar beitrug, von *dem* zu unterscheiden, was zufällig mitwirkte.

Diejenigen, welche behaupten wollten: das Volk selbst begehre von Allem nichts, was man vorgebe, es sei mit seinen häuslichen und staatsbürgerlichen Rechten und Verhältnissen *gar wohl zufrieden*, — führten sich oder Andere in gefahrbringenden Irrthum, indem sie der Mehrheit ihrer Mitmenschen geradezu Empfindung und Urtheil abläugneten.

Man denke sich eine Nation, wenn nicht die deutsche, eine andere, die lange erst ruhige Zuschauerin fremder Revolutionen, dann vom alleszermalmenden Sturme *selbst* ergriffen, bis in's Innerste zerstoßen, ihrer alten Throne, Gesetze, Uebungen und Ordnungen, aller ihrer Lebenskleinodien verlustig ward, die oft kein Fürst, am wenigsten der Fremde, sondern das eigene Herz

nur kennt; — denke sich diese Nation dann in verzweiflungsvoller Kraft wieder siegreich unter den Fahnen ihrer eigenen Fürsten, und frage sich: ob diese Nation nach schmerzenreichen Erfahrungen von zweimal zehn Jahren über die Quellen des Unglücks, über die Ursachen der Rettung, über die Mittel zur künftigen Sicherheit nichts erkannt, nichts gedacht haben werde? — Man denke sich diese Nation, nach errungener Rettung vertrauensvoll auf ihre Fürsten hinschauend, aber noch Jahre nachher immer im Zustande ängstlicher Zweifelhaftigkeit über ihr künftiges Loos schwebend, von abwechselnden Gerüchten gefoltert, von fortdauernden Opfern, von theuern Zeiten entkräftet, noch von unvernarbten Wunden blutend, und frage sich: ob diese Nation nicht aus verzeihlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Gräuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen, — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen, — nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unkundigen Räthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbarere Verbindung mit den Landesvätern erflehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volkes keines-

wegs läugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, kund genug that; aber welche behaupteten: dasselbe sei bloß durch Schriftsteller bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war eben durch diese anders gewordenen Verhältnisse und Zeiten erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden sein, wenn keine Buchstaben erfunden gewesen wären. Die Werke der Schriftsteller hatten in der Nation, was diese dunkel empfand, nur ins Licht deutlichen Bewußtseins erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbstverblendung, welche sich einbildeten, die Masse der Nation sei dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgestorben; kenne schon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den anererbten Fürstenhäusern; wolle nur Auflösung, republikanisches Wesen und stürmische Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und sie bewies es bis diesen Tag — von den schönsten ihrer alten Tugenden, die einst Tacitus pries, noch keine eingebüßt; ihren Häuptern zollte sie noch im Glück und Unglück unvernichtbare Treue; oder wo, unter allen germanischen Völkerschaften, ward eine gesehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Personen gefehlt haben, welche aus eigener Täuschung, oder aus schlauer Absicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widersetzlichkeit und Aufstand sogar an Höfen glaubwürdig zu machen bemüht gewesen sind. Solche Darstellungen konnten wohl um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn dieselben vielleicht sogar übereinstimmende Aussage von Männern entgegengesetzter Grundsätze waren. Aber diese Uebereinstimmung stammte eben nicht so sehr von der Richtigkeit der Thatsache, als davon her, daß die Einen sich bemühten, die Fürsten, durch Vorgaukelung des Schreckbildes, zur schnellern Erfüllung der Volkswünsche, die Andern wieder zur Ergreifung schärferer Maßregeln wider die Volkswünsche und wider Alles zu reizen, was Ansehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu schmälern drohte. Den Absichten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubegeisterten, oder auch schon ein bloßes Lied voller Frevel, statt vollwichtigen Beweises.

Ueberhaupt ist die ungeheure Masse einer Nation, wie dies die Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstthätige Partei, und kann es nicht sein, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumssicherheit, durch

Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schoose der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben, gehen die Parteien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesammtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt — wir sahen es in Frankreich —, daß Parteien selten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie und nirgends zuletzt erfolgt ist, was entgegengesetzte Parteien ertrotzen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen Beider unmäßigen Wünschen, innerhalb welchen der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag.

Auch in Deutschland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erscheinungen hell ward, die stürmischen Kundthuungen einzelner Sprecher keineswegs der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunsch des Volkes ließ sich ungleich be-

stimmter aus der Uebersicht der Schicksale, als aus dem Munde einander widerstreitender Wortführer vernehmen. Aus dem zerstörten und immer mehr vergehenden Wohlstande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Abgaben, nach gleicher Besteurung alles Vermögens, nach Beseitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbsstandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Frucht vor Wiederkehr erduldeter Schmach und Kriegsnoth stieg das Verlangen nach festerm Friedens- und Kriegsvereine der deutschen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geistesbildung des Mittelstandes drang der Wunsch nach einer, dem gegenwärtigen Zustande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landesherrn durch Stellvertretung; nach anständiger Oeffentlichkeit dessen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Preßfreihheit, gemäßigt durchs Gesetz. — Der Erfüllung dieser Wünsche harrte die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von bestehenden Rechtsamen einzelner ihrer Bestandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Masse des

Volks entfernten sich die Aussenenden derselben in entgegengesetzten Bestrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite standen die, welche von bisherigen Einrichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren lassen, auf der andern die, welche alles Bishergegoltene neugestaltet sehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalstände und der strengsten Beschränkung der Buchdruckerpresse gerühmt: dort hinwieder fast demokratische Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Preßfreiheit. Weil sich auf jener Seite meistens Männer befanden, welche durch Staatsämter oder Geburtsrang, den Höfen näher, durch diese wirksam sein konnten, stützten sich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten diese zu stärken, und sich durch sie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückseligkeit des Volks und die aus ihr entsprießende Stärke des Fürsten), um so mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Interessen zu schlichten. Das Verzögern der landesherrlichen Entscheidungen vermehrte aber die ängstliche Spannung und den Ungestüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder scheinbare Sieg der einen jagte die andere in Har-

nisch. So vergaß man zuletzt die einfachsten Grundsätze gegenseitiger Achtung und Billigkeit, und rieth und handelte mit leidenschaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuschauer dessen, was Alle anging. Wie konnte es die deutsche Jugend bleiben, sie, welche von der Natur regere Empfänglichkeit zum Geschenk hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als vielseitige Erfahrung und besonnenes Urtheil stehen? Jene Jugend, in welcher die Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche noch nicht Drang und Zwang der bestehenden Ordnung und deren verschränkte Rechte, sondern nur die Tugendbilder des Alterthums kennt? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschulen zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Laufbahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererfochtenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten

erkämpfen helfen. Die große Zeit hatte sie ernster gemacht, entzündeter für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmer; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäfferisch beigesellt worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der gesammten Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Sein und Wesen höhere Bedeutung, als noth war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr sah man auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer lodern. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen Sinn der Deutschen gegen Wagestücke fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch ein Festtag

des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, flammten jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksjubel nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil, bei wachsenden Meinungsgährungen, allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der Ruhe, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, unsichtbar geblieben waren, ja wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken sein mochten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß selbst die Freimüthigkeit der Tageblätter hin und wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die rüstige Zensurstrenge im Kurfürstenthum Hessen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche in der freien Stadt Frankfurt, unter den Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht von einzelnen

Gliedern dieser Versammlung selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen einer düstern Vorbotin.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller, welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen staatsbürgerlichen Verhältnisse wurden, oder welche selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedächtige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäften wieder Platz nahm. Die Völker waren desselben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, besonders unter der Viel- und Schnellthätigkeit Napoleons, dermaßen entwöhnt, daß ihnen schien, die Regierungen seien eingeschlummert, wenn nicht jede Woche große Verfügungen die allgemeine Neugier befriedigten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtlosen Gewaltsherren Wille rascher fahren könne, als der, die einzelnen Rechte ermessende Ernst vieler verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwickelungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gehört, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei vorlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel ins Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem fürstlichen Geber, würdiges Lob. Aber nur der kleinste Theil der Nation genoß ihre Wohlthaten. In den meisten übrigen Ländern wechselten Furcht und Hoffnung für das eigene Loos nur lebendiger. Doch schien das, was der väterliche Karl August seinem Staate verliehen, allen andern ein verstärkteres Recht zu gewähren, nicht weniger erwarten zu sollen.

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehrere Hundert Jünglinge in jenem glücklichen Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsfest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausspruche jener Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisternden, welches die Bedeutung des Doppelfestes, und der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte Ger-

maniens zeugen mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines kecken Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luthers, der einst die päpstliche Bulle verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab, ein Scheiterhaufen für die Schriften Kotzebue's, Schmalzens, Ludwig Hallers und Anderer, welche, wie einst Leo X, dem Geiste des Zeitalters den Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, den Ruf hatten.

Die That der Jünglinge, an sich selbst, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erst unverdiente Wichtigkeit durch das Geräusch, welches darüber gekränkte Eitelkeit oder allzuängstliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewisse Handlungen, an sich kein Verbrechen, sondern nur Unart, welche erst durch das, was der widerwärtige Eifer aus ihnen macht, nicht nur Ansehen, sondern Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewisse Handlungen, deren zweckmäßigste Bestrafung Vergessenheit ist. Denn Vergessenheit ist Vernichtung des Geschehenen.

Das Getöse über und wider die Wartburgsfeier, die Aufmerksamkeit verschiedener Höfe, reizte schmeichelnd den Stolz einer freiheitliebenden und thatenbegierigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks.

Die Seelen der Jünglinge entbrannten heftiger für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher stille Liebe ward beim Reiz des Widerstandes zur brausenden, sich jedes Wagstücks vermessenden. Nun schollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreisen lauter, und der Begeisterte dachte an Vollbringung entscheidender Dinge.

16.

Erscheinen mehrerer ständischen Verfassungen im südlichen Deutschland.

So begann das Jahr 1818, das Jahr, in welchem die von den verbündeten Mächten zurückgelassenen Besatzungen aus Frankreich in ihre Heimathen zogen. Der Janustempel stand geschlossen. Es war Waffenruhe; aber nie weniger Ruhe der Gemüther, als jetzt, bei den verschiedensten Völkern. In Frankreich Hader wider des alten Adels und seines Anhangs Streben gegen die von der königlichen Charte gewährten Rechte; — in Spanien Mißmuth aus hundert Quellen, unter dem Verlust der allermäßigsten Erwartung bessern Zustandes; Verschwörungen, Aufrühre; — in England stürmischer Andrang der untern Menge zur zeitgemäßern Ausbildung der Verfassung; —

selbst in Italien stilles Treiben der Carbonari zur Freiheit, Einheit und Hoheit der vielgetheilten Halbinsel.

So offenbarte sich, nicht in Deutschland nur, sondern in der gesammten größern und schönern Hälfte des Welttheils, unter denjenigen Nationen, deren Geistesbildung festen Fortschritt gethan, beharrliches Treiben, den Zwang vieler dem Alterthum entstammenden Formen zu lösen. Dies gleichzeitige Gähren unter einander fremder, selbst feindseliger Nationen bewies wenigstens, daß allerdings in bisherigen Einrichtungen etwas Unverträgliches mit der Geistesreife neuer Zeit liegen müsse. Lebhaft widersprachen dem zwar alle Jene, deren Gewinn, Recht und Vorzug in bisherigen Staatsformen geblüht hatte. Allein ihr Widerspruch beschwichtigte auch in andern Ländern die Menge nicht; und Gewaltmaßregeln reizten dort die Unterliegenden nur zu gefährlicherm Grimm, oder zur vorsichtigern Verbreitung ihrer Ueberzeugungen, um, wenn sich der Tag zeigen würde, stärker wiederzukommen. Beunruhigend ist es, im Hause den schleichenden Schwamm zu wissen, welchen, im Balkenwerk langsam fressend, man wohl tilgen möchte, aber doch nicht, ohne Aufopferung kostbarer Geräthe und Zimmer, vertilgen kann und mag.

Mehrere Fürsten Deutschlands, sowohl von Liebe zu ihren Unterthanen geleitet, deren Be-

dürfniß sie zum Theil anerkannten, als auch, sich die Gefahr nicht verbergend, welche oft den trifft, der das Nothwendigere zurückstößt, um das Entbehrlichere zu behalten, erfüllten, nach Weimars Vorgang, die Wünsche der Ihrigen durch Aufstellung ständischer Verfassungen. Welches Unbequemliche ihnen auch anfangs wohl das junge Wesen zeigte: es offenbarte ihnen aber zugleich das gesicherte Loos der Gesammtheit; das Wachsthum eigener fürstlicher Stärke durch engeres Einsſein mit dem Volke; die höhere Bürgschaft für Ordnung in Staatshaushalt und Landesverwaltung; die Möglichkeit nun, mit bisher entbehrtem freiwilligen Beistand von Millionen, das Wohl des Staats kräftiger emporzubringen.

Koburg, Nassau, Hildburghausen, Baiern und Baden führten in kurzen Zwischenräumen volksvertretende Verfassungen ein, daß fast das gesammte südliche Deutschland sich in staatsthümlicher Wiedergeburt verjüngte. Auch in Würtemberg, wie schwer es immerhin hielt, die Interessen der ältern und neuern Provinzen mit einander zu vermählen, blieb Hoffnung grün, daß endlich alle feindseligen Hemmungen des Bessern überwunden werden würden. Denn Konig Wilhelm selbst wollte seines Volkes Recht und Frei-

heit, weil er mit Recht darin seines Thrones Glanz und Größe sah.

Die Verfassungen erwähnter Staaten Deutschlands wichen in Form und Inhalt mannigfach auseinander, je nach den eigenthümlichen innern Beschaffenheiten der Völker, oder nach den verschiedenen Ansichten derer, welche den Entwurf der neuen Ordnungen bearbeitet hatten. In einigen bemerkte man sichtbare Spuren der Aengstlichkeit vor allzugroßer Stärke einer Versammlung von Volksabgeordneten. Man hatte denselben die Befugnisse kärglicher zugemessen, als vielleicht dringend war; oder durch Wahlgesetze die Anzahl der Abgeordneten in solchem Grade beschränkt, daß einem unternehmenden Minister Gewißheit blieb, sie leicht beherrschen zu können. In andern offenbarte sich der Zwist dessen, was nöthig war, mit dem, was herkömmlich galt: Achtung der Volkswünsche im Widerstreit der Achtung für bisheriges Ansehen und Recht einzelner Stände. Daher Scheidung der Versammlungen in zwei Kammern, daß in der einen der Grundsatz des Erbrechts oder Geburtsadels, in der andern der Grundsatz freier Volkswahl sich Gegengewicht halten sollte. Ja, im Großherzogthum Baden eilte, auf Flügeln fast zu später Reue, der wirklichen Vollziehung der Verfassung, welche (mit Ausnahme der ehemaligen un-

mittelbaren Reichsstände) allen Staatsbürgern gleiche Rechte, wie gleiche Theilnahme an den öffentlichen Lasten gewährt hatte, noch ein Edikt (16. April 1819) voraus, das auch dem vormals mittelbaren, landsässigen Adel ausschließliche Begünstigungen gegen den Bürgerstand, oder vielmehr gegen das Volksganze gewährte.

Es ließ sich erwarten, daß Tadel, mehr oder minder begründet, allen jenen Staatsverfassungen begegnen werde; aber auch fühlte jeder Unbefangene, daß selbst dem weisesten Tadler nicht gelingen könne, einen über allen Vorwurf erhabenen Verfassungsentwurf ans Licht zu bringen. Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb immerdar die Aussöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volks mit dem natürlichen, darum ewigen und heiligen Rechte der Volksgesammtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnissen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vaterthron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, nicht durch revo-

lutionären Gewaltspruch, sondern rechtlich: so blieb kein Weg, als der des Vergleichs unter den Parteien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einerseits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopferten. So, mit heiliger Scheu vor jedes Einzelnen anerkanntem Rechte, hatten einst die schweizerischen Eidsgenossen ihre Staatsverfassung ausgebildet; darum bestanden sie. Frankreichs Parteien hingegen hatten vor Jahrzehenden das so geheißene Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie gingen von schreckenreicher Gesetzlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkühr eines Einzigen (Thronddespotismus) im Kreise herum.

Als die Ständeversammlungen, besonders im Königreich Baiern, dann im Großherzogthum Baden, wirklich eröffnet wurden, bewies die unglaubliche Theilnahme alles Volks beider Staaten (ja man darf sagen, beinahe aller Deutschen), wie tief der Werth solcher Erscheinungen auf deutschem Boden empfunden sei. Die Verhandlungen des britischen Parlaments, oder der gesetzgebenden Kammern von Paris, welche von jeher die Auf-

merksamkeit beschäftigt hatten, traten fremd vor der Nähe eigener großer Nationalangelegenheiten zurück. Es entfalteten sich die ersten Blüthen einer in Deutschland bisher unbekannten öffentlichen, bürgerlichen Beredsamkeit. In Städten und Dörfern wurden geschehene Vorträge mit Begier gelesen und beurtheilt. Die Interessen des Volks und Thrones schmolzen zusammen in jeder Brust. Die Vaterlandssache war nicht mehr Kabinetsgeheimniß, sondern theure Angelegenheit aller Herzen. — Wie dankbare Blicke richteten die Unterthanen jetzt auf die Landesherren, welche nun wahrhaft mit ihnen waren, und Allen enger verwandt, denn jemals! Der allgemeine, oft stürmische Jubel erschreckte nur die, denen solche Erscheinung noch unerhört gewesen war.

Ob sich gleich einerseits in den ersten Schritten der Ständeversammlung zuweilen durch die Neuheit der Stellung verschuldete Unbehilflichkeit sichtbar machte; — obgleich anderseits freimüthige Aeusserungen, schonungslose Entblößungen mancher sonst kaum bemerkten Schwächen öffentlicher Verwaltung das Ehrgefühl der Betroffenen verwundeten; obgleich Wahrheiten ausgesprochen wurden, welche der mehr berücksichtigende Mann am Hofe nie, oder in mildern Formen, gegeben haben würde: bewährte sich dennoch die Wohlthat der jungen Stiftungen unläugbar sowohl für Ansehen

und Macht des Thrones und Wachsthum der Staatskraft, als für Glückseligkeit der Unterthanen.

Baiern erblickte dadurch zum Theil seine frühern Lasten erleichtert; die Steuern vermindert; der Staatsschuldentilgung Mittel angewiesen, die nicht den Unterthan bedrängten; Gemeindeanlagen und Zollgesetze verbessert, das Schulwesen des Volks unterstützt; die Oeffentlichkeit der Rechtspflege anerkannt; mancherlei Gebrechen der Verwaltung gerügt u. s. w. Die öffentliche Achtung für diesen Staat erhöhte sich; sein Kredit wuchs; der Werth aller Staatspapiere stieg schnell; der Eifer aller Beamten ward angeregter.

Mit nicht minderm Ernste schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthume Baden unmittelbar in das ein, was noth that. Deutschland bewunderte Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Male erschienen, als hätten sie nie andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron und der Nation beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal von Karlsruhe gesprochen, klang erhebend, beruhigend, belehrend, vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres. Das furchtsame Vorurtheil, welches lange, und bei Vielen, gegen stellvertretende Versammlungen in Deutschland mächtig gewesen, verlor sich gemach in die Ueberzeugung, daß der Fürst,

wie der Unterthan, und jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft nirgends sicherer stehe, als in der Macht des offen erkannten Rechts.

17.

Meinungsgährungen im nördlichen Deutschland, besonders in Preussen.

Die Wünsche eines großen Theils vom südlichen Deutschland waren erfüllt. Hier kehrte die freudigere Stimmung der Gemüther zurück, weil die Staaten im Geiste derjenigen Rechtsbegriffe geordnet und verwaltet zu werden anfingen, welche feste Ueberzeugung einer großen Volksmehrheit geworden waren. Die übriggebliebenen Meinungsverschiedenheiten konnten ohne Nachtheil des Ganzen fortbestehen, weil sich Jeder freiwillig in einen gesetzlichen Gang der Dinge hineinfügte, der, zum Frieden Aller führend, die Aussicht in edlere Zeiten aufschloß. Jeglicher wußte nun, nach verschwundener Ungewißheit, was er hoffen und welcher Träume er sich entschlagen solle. Schon das war Segen in jenen Staaten. Denn provisorischer Zustand des Landes ist geheimes Gesetzlossein desselben. Einsweilen geltende Ordnungen geniessen keines Vertrauens, weil sie nicht bleibend sind; und keiner Achtung, weil man ihre Untauglichkeit öffentlich

anerkennt. Wo ist aber ein Staat, dessen öffentliche Einrichtungen bei Hohen und Niedern weder Zuversicht noch Ehrfurcht haben?

Andere Stimmungen walteten in den nördlichen Gegenden Deutschlands, besonders in denen, welche dem preussischen Zepter angehörten. Hier war der wohlthuende Ruhepunkt noch nicht gefunden; hier haderten die Parteien noch mit bisheriger Leidenschaftlichkeit; und, wie ihre gegenseitige Erbitterung, stieg ihr gegenseitiges Anfordern. Im südlichen Deutschland war nie so heftiges, noch so allgemeines Gähren gewesen, als hier. Aber im Norden hatte das Volk durch französische Machthaber und Heere ehemals auch ungleich mehr erduldet; hier alles Volk, jung und alt, auch mit lebendigerer Inbrunst gegen fremde Gewaltsherrschaft angekämpft; hier war durch großen Umsprung der Verhältnisse auch Alles in größerer Tiefe bewegt worden; dazu noch gekommen, daß man hier frühere Hoffnungen einer Verfassungsbesserung gewährt und empfangen hatte. Schon ehe der Bundesvertrag in Wien die Schöpfung ständischer Verfassungen für Deutschland festsetzte, war mit Verheißung derselben für Preussens Lande das königliche Edikt (22 Mai 1815) ergangen. Schon hatte man auch in Berlin Sachkundige aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie versammelt gesehen, in der Nähe des

Throns die Bedürfnisse der verschiedensten preussischen Völkerschaften zu entwickeln, und die zweckmäßigsten Hilfsmittel vorzuberathen. Aber der Ausbruch neuen Krieges hatte dann die Vollendung des Werks unterbrochen, und ruhigern Tagen übergeben. Diese schienen dem Volke nun, wenigstens was auswärtige Störungen betraf, gekommen. Daher die wachsende Ungeduld bei verzögerter Erfüllung; und, beim Zwiespalt der Erwartungen, der Ungestüm der Parteien, ausschließlich nur ihre Ansichten, als die alleinrichtigen, geltend zu machen. Daher der wachsende Unmuth, als man in fremden Staaten früher erfüllt sah, was den Preussen früher verheißen worden.

In dieser Stimmung beachteten Viele vielleicht allzuwenig, daß kleinern Staaten leichter sei, ihr Hauswesen zu ordnen, als größern Reichen, aus fremdartigern Bestandtheilen zusammengesetzt; weswegen auch schon Weimar, Hildburghausen, Koburg und Nassau weit eher, als Baiern und Baden, mit ihrem Verfassungsgeschäft zu Stande gekommen waren. Man erwog zu wenig die ungeheuere Verschiedenheit der preussischen Provinzen in Rücksicht örtlicher Verhältnisse, ihrer besondern Gesetze, Uebungen und Rechte, in denen sie seit Jahrhunderten gelebt; ihrer natio-

nalen Gemüths- und Denkarten, für die sie mehr oder weniger Zusagendes verlangten; ihrer Bildungsstufen, auf welchen sie vom Rhein bis zum Niemen, und vom Fichtengebirge bis zur Ostsee, so mannigfaltig vertheilt lebten. Man übersah zu leicht jene Verkettung und Zahl von Schwierigkeiten, welche der Herstellung einer, alle Interessen freundlich versöhnenden Reichsverfassung entgegenkämpften, in der billig, um genug geliebt werden zu können, die heiligsten Rechte, die unverweigerlichsten Forderungen jedes der getrennten Theile und jedes Standes geschont genug bleiben mußten. Schon der eben so lange unentschieden gebliebene Zustand des ungleich kleinern Königreichs Würtemberg, dessen alte Provinzen mit neuen vermehrt worden waren, that dar, wie viel Zeit erfordert werde, Ausgleichung zu stiften, wo man rechtlich, nicht durch Machtspruch umwälzerisch verfügen wollte.

Lebten doch, unter den Meinungsparteien im Innern der alten brandenburgischen Provinzen selbst, sich so wild bekriegende Gegensätze, daß kein Gott, geschweige ein Monarch, sie zu vereinbaren im Stande gewesen wäre. Anderes begehrten die alten, Anderes die neuen Länder. Die Einen forderten unbedingte Belassung jeder Provinz bei ihren ehemaligen Rechten, Einrichtungen und Ständen; Andere wollten dem Königreiche

ihre örtlichen Verfassungen zum Muster geben. Görres, in einer Rede an den Fürsten Hardenberg (12. Jänner 1818) zu Koblenz, empfahl die ständische Ordnung des vormaligen Kurfürstenthums Trier, als Vollendetes einer künftigen Provinzialstellvertretung dieser Gegend, ohne Betrachtung der verwandelten Zeiten. Hier sei, sagte er, ein gemeiner Landtag aus dem Domkapitel, aus achtzehn Aebten, den Komthuren der Ordensballeien, den Prioren der Karthausen, dem Rektor des Hospitals von Kus, den Abgesandten von zwölf weiblichen Klöstern, den Dekanen von achtzehn Stiftern, siebenzehn Landdechanten, vierzehn Grafen, einundsiebenzig Edeln und Rittern, achtundzwanzig Städten, Flecken und Pflegen, und sechsundzwanzig Amtleuten bestanden. — Im schreiendsten Mißklang mit denen, welche auf ähnliche Art das Ausgelebte in irgend einer Weise wieder belebt wissen wollten, riefen die, welche, um kein bestehendes Recht, geschweige um ein vergessenes bekümmert, mit Heftigkeit das Paradies ihrer Urbilder verwirklicht erblickend wollten: Deutschland ungetrennt, ein einiges untheilbares Volk! Alles in einer und derselben Grundverfassung, mit einer allgemeinen Stellvertretung gesammter Nation, mit gleichen Staatsbürgerrechten, mit Abthuung aller erblichen Vorzüge, mit Vernichtung des Adels! u. s. w.

So groß war das Zerwürfniß der Parteien, daß nun jede Verfassung, wie weise berechnet sie endlich in Preussen erscheinen mochte, allseitige Anfechtungen und Vorwürfe zu erwarten hatte. Eben dieser Parteilärmen, und neben nothwendiger Vorsicht, nichts Uebereiltes zu geben, trug vielleicht bei, daß der Hof das Nüchternwerden der Gemüther von der alles bewirkenden Zeit erwarten wollte. Indessen konnte er, wenn nicht auf Beifall der Parteien, doch auf die Zuversicht der minder beweglichen großen Masse des Volks zählen, welche, zwischen entgegengesetzten Kämpfern und deren Forderungen, nur das Gerechte und dasjenige hoffte, was den Zustand Aller erleichterte.

Aber die Zeit, in welcher man sich allmäliges Verbrausen des ersten Gährens verspach, wirkte auf entgegengesetzte Weise. Denn in ihr, statt zu entschlummern, erstarkten die Leidenschaften durch anhaltendes Hadern. Nicht mehr Einzelne redeten; es verwirrten sich gemach die Stimmen aller Volksklassen lauter. Der Handelsmann, wie der Handwerker, der Geistliche, wie der Gutsbesitzer, der Soldat, wie der Bauer wurden erweckt; am lebhaftesten die feurige Jugend der Hochschulen. Diese, am wenigsten gebunden von den engen bürgerlichen Verhältnissen, und mit dem vertrauter, was sein sollte, als mit dem, was vor-

handen i st, sah um die Tage i h r e r Zukunft gespielt, in denen sie mehr, als in der Gegenwart, zu leben gewohnt ist. Vertraut mit dem ewigen allgemeinen Recht, dessen Begriff die Natur jedem Geiste verlieh, hielt sie die B e s c h r ä n k u n g e n d i e s e s R e c h t e s durch Herkommen und allmäliges Ausbilden eines Gemeinwesens für Majestätsverbrechen wider die Gottheit und wider die Menschheit. Deshalb erklangen bei ihr die Namen: Ehre, Nationalgröße, Volksruhm, Freiheit, heller; deshalb reihte sie sich entschlossener denen an, deren Ideale von öffentlichem Glücke Deutschlands ihren eigenen Idealen verwandter schienen; deshalb donnerte ihr Zorn rücksichtloser wider die Gegner der allgemeinen Freiheit, oder wider die Verfechter des Altgültigen; und vergessend, daß ihre gegenwärtige Bestimmung noch nicht That, sondern Vorbereitung zu derselben sein sollte, achtete sie sich für alt genug, in das allgemeine, verworrene Streben einzuschreiten, da man sie nicht für zu jung gehalten, die Waffen wider Frankreich in den Schlachtfeldern zu tragen.

18.

Das Leben der Hochschulen. Stourdza's Schrift.

Den Ruhm, welchen in spätern Jahrhunderten die Deutschen durch Wissenschaft und Kunst vor

allen Völkern genossen haben, den freien Forschungsgeist, mit welchem sie alle Gegenstände des Wissens berührten, bürgerliche Verhältnisse und Gesetzgebungen veredelten, ja nicht nur sich selbst, sondern auch andern Nationen, und nicht nur evangelischen, sondern auch katholischen Staaten, eine würdevolle, kirchliche Unabhängigkeit eroberten: verdanken sie großentheils der eigenthümlichen Einrichtung ihrer hohen Schulen. Denn neben der Freiheit der Lehre und Meinung, wodurch allein Wahrheit an die Stätte des Vorurtheils gesetzt werden kann, bestand auch daselbst von jeher eine freiere Haltung der Jugend, welche auf deren späteres Leben entschiedenen und wohlthuenden Einfluß bewies. Sie trat dort nämlich aus dem Eden ihrer Kindheit nicht plötzlich in das festgeregelte Leben der bürgerlichen Gesellschaft. Es sollte ihr Wesen nicht, zu früh eingeschüchtert, knechtisch-unterwürfiges, unedles Gepräge empfangen; denn aus ihrer Mitte mußten einst Freunde und Rathgeber der Fürsten, Verwalter, Richter und Lehrer des Volks hervorgenommen werden. Sondern man stellte die Jünglinge nur unter Aufsicht und Gerichtsbarkeit einer akademischen Obrigkeit, zusammengesetzt aus Lehrern selbst, welche weniger nach dem Buchstaben der Gesetze, als mit väterlichem Sinne, Verirrungen des jugendlichen Alters beurtheilten, straften oder hemm-

ten. So bildete die Hochschule, als Erzieherin, milden Uebergang aus der Harmlosigkeit des älterlichen Hauses in den strengen Zwang öffentlicher Ordnung, und die Jünglinge bewahrten jenen starken und großartigen Sinn, welcher denen wohl ansteht, welche in hohen und niedern Aemtern dem Volke vorstehen müssen.

Wer könnte zweifeln, daß solche freiere Stellung nicht zuweilen von jungen Männern gemißbraucht worden wäre, welche, in der ersten Blüthe ihres Lebens, Geld wie Geistesgaben besaßen, um allen jenen Launen genugzuthun, die im Schwanken zwischen männlichen Entwürfen und kindlichen Einfällen hervorzuspringen pflegen? Aber wo ist eine Stiftung, auch die weiseste, welche jedem Mißbrauche verschlossen stehen könnte? Inzwischen hatte die Einrichtung der deutschen Hochschulen den Staaten seit Jahrhunderten allzuvortreffliche Dienste geleistet, als daß man sie wegen einzelner Unfuge verdammen konnte.

Zu den meisten dieser Unfuge gab von jeher die Neigung der Jünglinge Anlaß, unter und gegen einander Verbindungen zu stiften. Ihre Thatkraft wollte Beschäftigung, und fand sie in spielender Nachbildung der Stände und Staaten. Als man die offenen Vergesellungen wider einander verbot, entstanden geheime Orden. Da

man diese unterdrückte, bildeten sich Landsmannschaften und Kränzchen. Als alle Jünglinge im Jahre 1813 das Schwert zur Befreiung Deutschlands ergriffen, ward Deutschthum ihr Feldgeschrei; Einheit des gesammten Germaniens ihr schönster Traum, auf daß das große Vaterland in sich selbst die Bürgschaft künftiger Selbstständigkeit tragen möge. Alles, was an Trennung der Deutschen von Deutschen mahnte, ward nun verhaßt. So löseten sie selbst sich, mit Verwerfung des Unterschiedes von Landsmannschaften, in eine Teutonia (1814) auf, feindselig gegen ihres Gleichen, die zur Teutonia nicht zählen wollten. Und da diese, durch neue Unfuge, sowohl unter sich selbst zu zerfallen drohte, als auch das Mißfallen der Regierungen aufregte, trat Teutonia zurück, und eine allgemeine Verbrüderung deutscher Burschenschaft nahm, mit dem neuen Namen, die alte Stelle ein.

Stürmische Auftritte an einigen Hochschulen, anch in ältern Zeiten nichts Seltenes, veranlaßten, zur Zeit des Aachner Kongresses, besondere Aufmerksamkeit auf Bewegung und Stimmung der Jünglinge. Noch war ihr Wartburgfest in zu frischer Erinnerung. Ein russischer Staatsdiener, im Gefolge seines Kaisers zu Aachen, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, Stourdza, unternahm unaufgefordert die Entwerfung einer

Denkschrift über Deutschlands damaligen Zustand, worin er seine Erfahrungen und persönlichen Ansichten zusammenstellte. Was er Anfangs, unter vielerlei Zerstreuungen und Unterbrechungen, theilweise, auf einzelnen Blättern, zusammengeschrieben, ordnete er, durch das höfliche Lob einiger Bekannten ermuntert, zusammen, um es seinem Kaiser vorzulegen. Alexander, dem nichts gleichgültig war, was Deutschland berührte, für das er nicht minder, als für Rußland, die Waffen getragen, erlaubte, ohne über Werth oder Unwerth der Denkschrift einzutreten, die Mittheilung unter anwesende Gesandte, daß ihr Inhalt geprüft werden möge. Nur für diese wurden, statt Handschriften, einige Abdrücke gemacht. Einer dieser Abdrücke, wider die ursprüngliche Bestimmung nach Paris gesandt, verbreitete sich durch die Druckerpressen schnell über alle Länder.

Die Denkschrift, in welcher sich, mit wohlgemeinten Absichten, eben so sehr die Unbefangenheit, als die Unkunde eines Ausländers über Deutschlands Wesen und Hochschulen laut machten, könnte allenfalls als Beweis gelten, wie leicht selbst gute Fürsten durch einseitige Berichte ihrer Untergebenen irregeleitet werden mögen. Indessen diese Wirkung hatte Stourdza's Schrift nicht; wohl aber eine andere und sehr bedeutsame. Diese dankte sie weniger dem eige-

nen Werthe, als den persönlichen Verhältnissen ihres Urhebers im Gefolge eines großen Fürsten. Ihren für Deutschland allfällig nachtheiligen Eindruck sogleich bei den Höfen zu schwächen, erhoben sich zahllose Stimmen zu ihrer Berichtigung oder Entkräftung. Wenige redeten ihr das Wort. Darüber entzündeten sich neue, verdoppelten sich alte Leidenschaften. Jene immer regen Parteien, von denen die eine das durch Verfassung geschirmte Volksrecht, die andere Willkühr der Fürsten, eine andere staatsthümliche Einheit Germaniens, eine andere die Rechtsame des Adels gegen Fürst und Volk, eine andere Anderes verfocht, traten mit frischer Erbitterung ins Feld. Ungestüm und Brausen Aller, und dazu der Zorn der beleidigten Jugend und ihrer Lehrer an den Hochschulen, schien Stourdza's Ansichten wirklich eher zu rechtfertigen, als zu widerlegen. Aber man muß, wie keinen Menschen, auch kein Volk nach dem flüchtigen Augenblick des gereizten Gemüthszustandes beurtheilen.

Neben diesen Hadereien war der Bürgerstand und Adelstand in immer schroffern Gegensatz zu einander getreten. Es war nur noch von Herrenthum und Bürgerthum Rede, und in der Meinung des Tages fast geächtet, wer nur eigene Parteilosigkeit zu behaupten versuchte. Der Adel warnte die **Fürsten**; seine Gegner das **Volk**.

Jener deutete bedenklich auf das anwachsende Regewerden der Menge; auf die Vermessenheit öffentlicher Schriften, in denen ohne Scheu Handlungen der Landesherren, Verfügungen der Obrigkeiten dem allgemeinen Tadel oder Spott preisgegeben würden; auf die, einen republikanischen, selbst staatsumwälzerischen Geist hauchenden Gesänge, worin Thronen und Baronen Untergang angekündet wären; auf den in den Turnplätzen herrschenden Ton der Meister und Jünger wider bestehende Ordnungen; auf das kühnere Wesen selbst der untern Volksklassen; auf die Bewegungen mehrerer Gemeinden im Großherzogthum Hessen, um Herstellung einer ständischen Verfassung zu beschleunigen; auf das Zusammentreten vieler tausend Handels- und Gewerbsleute der verschiedensten Gegenden, vereint in Unterschriften, um freiern Verkehr der Waaren in Deutschland und Abänderung der Handelsverträge mit ausländischen Staaten durchzusetzen. Furcht oder schadenfrohe Klugheit vermengten dabei rücksichtlos das Wirkliche mit dem Schein; vergrößerten das Geschehene, und spiegelten das Mögliche unter grauenvollen Schreckbildern vor, wenn nicht zeitig, mit Entschlossenheit, eigenmächtigen Einmischungen der Unterthanen in Staatsangelegenheiten Einhalt geschähe.

Die Gegner des Adels, dessen mächtiges

Wort an den Höfen fürchtend, verdoppelten hinwieder ihre Anstrengungen, durch Begeisterung alles Volkes dem Einflusse jener vor dem Throne Gegengewicht zu bieten. Da ward das Wort nicht mehr abgemessen; auf jede Weise gewirkt, die Gemüther zu wecken, und was von oben herab gethan oder nicht gethan ward, als gehässige Wirkung der emporstrebenden Feinde deutschen Ruhmes, deutscher Volksrechte zu verdächtigen.

Die Fürsten beobachteten bei diesem traurigen Zwiespalt würdevolle Ruhe; nur dem allzuwilden Treiben in öffentlichen Blättern gaben sie hin und wieder Beschränkungen. Aber auch die Völkerschaften verloren beim Anblicke der stürmischen Parteigeister keineswegs die ihnen geziemende stille Haltung, keineswegs die Treue am Thron, oder die Ehrfurcht vor dem Gesetz. Ohnedem hatte der größere Theil des südlichen Deutschlands das Gut schon empfangen, nach welchem Andere noch verlangten; und die noch verlangten, trauten schweigend dem Worte ihrer Landesherren, wie dem Gebote des Zeitalters. Scheu trugen alle Länder vor Frevel. Möglich konnte dieser nur im Gemüth einzelner Personen werden, welche, in der Trunkenheit ihrer Liebe oder ihres Hasses, über die ewigen Grenzen des Rechts hinaustaumelten.

19.

Die Ermordung Kotzebue's. Verschiedenartige Urtheile.

Leider geschah das Mögliche. — Chez les allemands il y a loin de la plume au poignard! hatte Johannes Müller in seinem Berichte über die Preßfreiheit (5. März 1809) zum Könige von Westphalen gesagt. Nun war's, zehn Jahre später, nicht mehr so. August von Kotzebue, einst Lieblingsschriftsteller in Deutschland, jetzt verhaßt, weil er, der herrschenden Sehnsucht entgegen, der beredteste und gelesenste Wortführer für die Sache des Adels und willkührlicher Herrschaft war, und weil er, im Hader mit achtungswürdigen Gelehrten, sie, in seinen geheimen Berichten an Rußland über deutsches Schriftenthum, verunglimpft hatte, — er fiel, meuchelmörderisch hingerichtet, durch den Dolch Sands (23. März 1819). Der Verkündung des Verbrechens folgte allgemeines Entsetzen.

Bedächtig, mit reifer Ueberlegung, mit Verachtung der ihn selbst treffenden Folgen, hatte der jugendliche Mörder, sonst im Kreise seiner Freunde als ein stiller, edelsinniger und religiöser Jüngling geliebt, den längst gefaßten Entschluß vollzogen. Dieser Entschluß war Frucht überspannter Gefühle, ungemäßigter Grundsätze und irriger An-

sichten der Welt, neben einem fromm-schwärmerischen Sinne. „Unsere Tage, so waren seine Gedanken, fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet euch; entscheidet euch auf Tod und Leben! Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet; wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artikel; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheiligen Gestalten, und die Lage des Volkes sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thronet, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Viele im großen deutschen Volke mögen es mir zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnungen dieser Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräther meines Volkes, niederzustoßen."

Weitaus die Mehrheit der Nation verabscheute, mit unbestochenem, schlichtem Sinne des Rechts,

den blutigen Frevel, welchen der heiligste der Zwecke nicht heiligen konnte. „Denn, sprach man, war der ermordete Dichter in der That Verräther unsers Volks, so stand das Strafamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen sich befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz worden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. — Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt: so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Morden heißt nicht widerlegen. Für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennerfackel schwingen, heißt mit dem Teufel zur Ehre Gottes Bund machen und jeden Ravaillac unter die Heiligen versetzen. Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden, denn die Weisheit des Christenthums, und Cato's Lehre hochsinniger als das Wort des göttlichen Sohnes? Lasset die Heiden ihren Brutus preisen, der einen Cäsar tödtete, um einen schlechtern Augustus an dessen Statt zu erhalten; Christus wollte selbst gegen solchen Augustus kein aufruhrlustiges Volk. Lasset ein verwildertes Zeitalter den Pfeil von Wilhelm Tells Rache rühmen. Auch nicht das Blut in der hohlen Gasse bei Küßnacht, sondern der Schwur gerechter und redlicher Männer im Grütli, und Billigkeit selbst gegen ihr-

Todfeinde, hat die Freiheit des eidsgenössischen Hirtenvolks gegründet. Noch nie war Sünde eine Mutter des Segens; nie wird sie es bei uns sein. Aber wir hoffen zur Gerechtigkeit unserer Könige, sie werden den Wahnsinn des Einzelnen nicht an ihrem Volke rächen, und die Sünde des Einen nicht mit einer verderbenvollern aufwiegen wollen." So dachte man im Volk.

Selbst viele von denen, welche Kotzebue's offene Gegner, oder Feinde der Sache gewesen waren, die derselbe mit allen Waffen des Witzes und der Ueberredungskunst verfochten hatte, wurden durch jene Unthat empört. „Das ist immer das Loos der gerechten Sache gewesen, sprachen sie, daß der unbedachte Eifer ihrer Freunde ihr mehr als aller Eifer der Widersacher schaden mußte. In seinem Wahnsinn glaubte der verblendete Jüngling den Stahl in die Brust des Feindes zu stoßen, und stieß ihn in die Brust dessen, was er liebte. Denn nun hat er den, welchen er zu tödten wähnte, erst mächtiger ins Leben gerufen. Die Stimme des Ermordeten wird siegreicher, als das Wort des Lebendigen schallen. Nun drückte eine heillose That erst dem, was bisher Verleumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf. Zeter werden die Feinde gesetzlicher Freiheit über die Schutzredner derselben schreien; über die Bekenner der ewigen

nun mit Verbrechen besudelten Wahrheit; über die helldenkenden Lehrer der Hochschulen; über die Werke der Schriftsteller. Das sind, wird man schreien, die Früchte des vergötterten Zeitgeistes, das die Früchte des allzugutmüthigen Glaubens, selbst der Fürsten, an ihn. So wird man schreien. Mit Schüchternheit werden die volksfreundlichsten Könige ihren Unterthanen kaum die Hälfte gewähren von dem, was sie denselben in Fülle zugedacht hatten. Wer darf es ihnen verargen? Man wird auf den Schulen die Worte der Lehrenden wägen; Horcher der Polizei in die Kirchen senden; die Freiheit der Presse vernichten; den Völkern den Mund stopfen, daß sie nicht seufzen können."

Andere aber, in welchen die Wallungen des Parteigeistes selbst das schöne Gefühl der Menschlichkeit erstickte, und die offenen Krieg dem langsamen aber festen Fortschritt zum Bessern vorzogen, erkannten in dem Mörder nur einen Edeln, welcher sich selbst für die heilige Sache des deutschen Volks zum Opfer dargebracht habe. Sie priesen ihn in Rede und Gesang, und trachteten von seinem Haar oder Gewand, oder was ihm eigen gewesen, zu empfangen, wie Ueberbleibsel eines Märtirers. Zwar trugen sie Scheu, öffentlich die That zu rühmen, von deren Schmach und Folgen das deutsche Volk sich loszählte, aber doch ver-

suchten sie die Entschuldigung derselben in dem allgemein verachteten oder verhaßten Treiben und Streben des Ermordeten. Andere scherzten darüber mit welscher Leichtfertigkeit. Andere sprachen: „Es gibt gewisse Handlungen, welchen der gewöhnliche Maßstab bürgerlicher Pflichten und Rechte, selbst der christlichen Tugendlehre nicht angelegt werden kann. Sie stehen als Kinder der Nothwendigkeit, als Thaten des Schicksals, als Gottesurtheile da. Nach bürgerlichem Gesetz muß der Mörder sterben, nach dem Gesetz der höhern Menschheit wird er in den Jahrbüchern derselben ruhmvoll leben. Eine That, wie diese, mußte geschehen, als ein Zeichen, wessen das Volk in der Verzweiflung fähig sei, als ein Schrecken für jene, welche im hochgebornen Stolze mit dem Werth der Nationen ungestraft tändeln, und an den Rechten der Völker ungestraft freveln zu dürfen wähnen. Und verschmähen sie dies Zeichen, so kann ein zweites geschehen. Gewaltthat weckt zur Gewaltthat; und wer den Strom, der die Länder befruchten sollte, mit Dämmen zurückschwellt, wahre sich, daß er in der Fluth nicht untergehe, die er selbst erst verderberisch gemacht."

Solch eine Sprache, theilhaftig der Blutschuld, die sie pries, und gefährlicher, denn diese, weil sie größere dräute, blies den lange glimmenden Zorn derer in Flammen auf, welche mit nicht

geringerm Eifer für die verbrieften Rechte ihres Standes, wie jene für die unverbrieften Rechte der Nation stritten. „Ist dies", riefen sie, „ist dies nicht die Sprache der Robespierres, Marats, Dantons und jener Unholden aller, welche in der Schrekkenszeit Frankreichs das Heilige durch Verbrechen gründen, das Glück des Volks mit Zerstörung der Paläste und Hütten bauen, die Freiheit mit Kerkern, Guillotinen und Dolchen in die Welt einführen und eine bessere Ordnung durch Gesetzlosigkeit schaffen wollten? Ist es dahin gekommen, daß solche Sprache auf deutschem Boden gehört werden muß? daß unser Vaterland die Werke der Verruchtheit rühmen soll, die es bisher, in eigener Unbeflecktheit, an andern Völkern verabscheuet hat? daß unser Jahrhundert den blutdürstigen Wahnsinn politischer Meinungen edel finden soll, während es vor den blutdürstigen Religionsschwärmereien vergangener Jahrhunderte schaudert? Männlich, in offener Fehde, ehrenhaft, trat bisher der Deutsche dem Fremden entgegen: soll nun gelten für Heldenwerk, daß der Deutsche dem Deutschen mit dem Dolche nachschleicht; daß der Jüngling den wehrlosen Greis niederbohrt? So sind die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen, und das Verschwinden öffentlicher Sicherheit führt den Krieg Aller gegen Alle herein. So hält die Würde der Unschuld den Arm

des Frevlers nicht mehr zurück, sobald er im Rausche seines Wahnes sie verdammen will, und die Majestät des Purpurs rettet nicht mehr vor dem Mordeisen des begeisterten Bösewichts. Es ist Zeit, daß dem ungeheuern Wahnsinne unzerbrechbare Schranken gesetzt werden, ehe er Ruhe und Glück des ganzen Vaterlandes zertrümmert. Das sind die Wirkungen der ungezügelten Preßfreiheit, und des gefährlichen Rathschlages, Völker zu bewaffnen für die Sache der Thronen." — So redeteten sie.

20.

Mordanschlag Lönings. — Unzufriedenheit des Volkes in einigen Rheingegenden. — Auflauf des Pöbels in vielen Städten gegen die Juden.

Allerdings blickten Deutschlands Fürsten mit Besorgniß auf das Unheil, welches der Geist der Entzweiung in immer größerm Maße zu erzeugen drohte. Doch füglich vertrauten sie, unerschütterbar durch das Geschrei jener Einzelnen, dem Biedersinn deutscher Nation, gleichwie die Nation mit Zuversicht auf ihre Fürsten sah, die der Völker billige Wünsche zum Theil schon erfüllt hatten, oder sie zu erfüllen sich bereiteten. — Durch nichts verrieth sich wenigstens das schrecklichste aller Uebel, welches die bisherigen Ereignisse für den Staat hätten entwickeln können: Argwohn und Miß-

trauen der Landesherren gegen den treuen Sinn ihrer Unterthanen, der nothwendig hinwieder der Unterthanen Argwohn und Mißtrauen gegen die Absichten der Höfe aufgeschreckt, und eine Reihe von schwarzen Tagen früh oder spät über Deutschland heraufgeführt haben würde. Denn so der Fürst nicht mehr gleichmüthig und unabhängig, Gott und sein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien steht, sondern den Eingebungen der Einen oder der Andern allzuleichtgläubig folgt, hört er auf, gerechter Vater der Uebrigen zu sein, von denen er sich entfernt, und ist er nicht mehr seines Volkes, sondern seiner Partei Haupt.

Es war ein schweres Werk, in Augenblicken, wie in diesen, königliche Unbefangenheit zu behaupten, zumal es nicht an Personen fehlte, welche in der Nähe der Höfe Geschrei erhoben, als stehe die Umwälzung aller Dinge nahe; als sei über gesammtes Deutschland ein Netz finsterer Verschwörungen gezogen, als sei die Frevelthat Sands dieser Verschwörungen That. Man beschränkte sich einstweilen bloß auf Untersuchungen. Man engte an mehrern Orten die Preßfreiheit ein, damit sie durch Unbehutsamkeit nicht den erwachten Fanatismus stärker reize. Man ergriff gegen einige Hochschulen, von welchen die gefähr-

liche Schwärmerei vorzüglich ausgegangen zu sein schien, strengere Maßnahmen.

Aber neue Ereignisse drangen herbei, jenem Geschrei höhere Beglaubigung zu geben. Es offenbarte sich aus den veranstalteten Untersuchungen über Kotzebue's Tod, daß einige junge Männer in Deutschland, wo nicht die schauderhaften Entschlüsse, doch die staatsbürgerlichen Grundsätze des verhafteten Mörders hatten, und, wenn auch ohne Theil an der blutigen Handlung, doch nicht ohne Billigung derselben waren.

Dann plötzlich erscholl die Kunde von neuversuchtem Meuchelmord gegen einen deutschen Staatsbeamten. Ein junger Mann, Löning, Apotheker zu Idstein, bewaffnet mit einem Dolch und zwei Terzerolen, hatte unternommen, den Präsidenten der nassauischen Regierung, Ibell, meuchlings niederzustoßen (1. Juli 1819). Die That war ihm mißlungen; der Verbrecher entleibte sich.

Zugleich ward von Ausbrüchen der Unzufriedenheit in rheinischen Gegenden gehört. Hier klagten die Einen lauter über ungemessenen Druck der Steuern; die Andern über Ungerechtigkeit und Willkühr der Beamten; wieder Andere über Eingriffe in ihre ältern Rechtsame, oder über Verletzung derjenigen Freiheiten, welche sie einst als Theile des französischen Reiches genossen hatten, und die ihnen, bei der Einnahme ihrer Gegenden

durch deutsche Waffen, mit Verheißungen größerer Vortheile unter Deutschlands Fürsten zugesichert worden waren. Die Provinzen Starkenburg und Oberhessen im Großherzogthume Hessendarmstadt führten vor allen ihre Beschwerden am lebhaftesten. Mit Ungeduld verlangten sie Zusammenberufung der Landstände. Manche der Mißmuthigsten verweigerten die Entrichtung der Abgaben.

Bald nach diesem erfuhr man von wildem Regewerden des Pöbels in vielen Städten, welcher seinen ersten Grimm gegen die Juden zu richten drohte. Man hörte von Aufläufen, von Mißhandlungen der Hebräer, von Zerstörung oder Plünderung ihrer Wohnungen. Diese Unfuge geschahen alle auf so von einander entfernten Punkten Deutschlands, und doch so plötzlich und gleichzeitig, wie zu Würzburg (3. August), Frankfurt am Main (10. August), Darmstadt (12. August), Baireuth (12. August), Sommerach (18. August), Hamburg (20. August), Heidelberg (25. August), Karlsruhe (27. August), und andern Orten, daß man hätte vermuthen sollen, in diesen zusammentreffenden Bewegungen des Pöbels liege weniger Zufall, als absichtsvoller Plan.

In der That trugen manche Gegner der Volksrechte kein Bedenken, die oft trotzigen Aeusserungen einzelner Schriftsteller, die Schritte der Meuchelmörder, die Bewegungen und Klagen am Rhein,

mit den Gährungen und Versuchen des gemeinen Mannes wider die Israeliten in geheimnißvollen Zusammenhang zu bringen. Ihrer, von Furcht oder einer unedeln Leidenschaft, geblendeten Einbildung schien Alles nur Aeusserung einer weitverzweigten Verschwörung zu sein, welche, von Einzelnen aus der Verborgenheit des dunkeln Hintergrundes wohlberechnet und geleitet, den Umsturz von Deutschlands bestehenden Verfassungen, Ständen, Ordnungen und Gesetzen begehre. Die seit langen Zeiten unerhört gewesene Verfolgungssucht des Städtepöbels gegen die Hebräer ward von ihrem Argwohne für ein Werk der Verschwornen, und erstes Pulsgreifen der Nation gehalten.

Die Mehrheit aber maß diesem Schreckbilde keinen Glauben bei. „Denn", sprach Jeder, „eine Verschwörung Weniger könnte so verschiedenartige und gleichzeitige Erscheinungen nicht hervorrufen; eine Verschwörung von zahlreichen Mitwissern würde verrathen sein, ehe sie reif geworden. Selbst die sorgfältigsten Nachspürungen, seit Kotzebue's blutiger Schatten Rache rief, hatten von dem Vorhandensein eines großen, staatsgefährlichen Bundes keinen Beweis gegeben. Jene tadelnswerthen Schriftsteller wurden vom Eigendünkel geblendet. Jene Meuchelmörder folgten den Eingebungen eines durch Begriffverwirrung entsprungenen Wahns, in welchem sie Löbliches und Un-

sterbliches für ihr Volk zu verrichten meinten. Jene Ungeduld und Niedergeschlagenheit in einigen Rheingegenden mag leichter aus der Empfindung vorhandener Uebel, als aus dem Lesen von Büchern über Staatsverwaltung entstanden sein. Und der Lärmen wider die Israeliten läßt sich ohne Mühe begreifen, wenn man das tiefgewurzelte, religiöse und bürgerliche Vorurtheil der untern Volksklassen gegen die verschmitzten, sich mit keiner Nation vereinigenden Bekenner Mosis, wenn man den gewaltigen Reiz des ersten Beispiels auf Gemüther kennt, deren eigene Neigung nur solchen Vorgang erwartet, um das Gleiche zu thun; wenn man den schlauen, gefühllosen Wuchergeist der meisten Hebräer gegen verarmte Familien der Christen, wenn man das kecke Großthun, den Uebermuth und die platte Prangerei Vieler derer kennt, die sich durch Spekulationen Reichthum, durch Reichthum Ansehen und Würden im Lande zu schaffen wußten, ohne anderes Verdienst um das Land, als Geld und Geschmeidigkeit, zu haben; wenn man daneben die Noth zahlloser Menschen kennt, welche beim Stocken der Gewerbe, beim Minderwerden des Handels, beim Mangel hinlänglichen Verdienstes düster umhergehen, während der Juden Wohlstand durch die Verarmung von Jenen behaglich schwillt."

Welches aber auch die Ursachen so vieler, in

den engen Raum weniger Monate zusammengedrängter Begebenheiten sein mochten, die noch größere Uebel herbei zu rufen schienen, als sie selbst gebracht hatten: die Fürsten wurden ernster. Die Störung öffentlicher Sicherheit und innern Friedens waren angehoben. Fürstenpflicht ward es, das erste Bedürfniß des Gemeinwohls: Sicherheit, Gesetz und Ordnung, zu schützen, ohne welches kein Gemeinwesen, keine häusliche Ruhe, kein Eigenthum, kein Leben, kein Recht geborgen steht. Hätten sie gleichgültig zu den vielfältigen Unthaten und Unfugen geschwiegen, so würden die Völkerschaften mit Grund die Sorglosigkeit der Regierungen angeklagt, die Mißvergnügten (deren kein Land, auch das glücklichste, leer ist) verwegenern Muth gefaßt, und die Beeinträchtigten oder Bedrohten gesetzlose Mittel zum Selbstschutz ergriffen haben. In wohleingerichteten Staaten soll nichts durch Willkühr und Eigenmacht der Einzelnen, Alles auf dem Wege des Rechts geschehen. Das fühlten, das forderten die Deutschen.

Den ruhigern Beobachtern der Zeit ward jedoch bange, daß die Sache des Volks nach dem Maße der Wenigen beurtheilt werde, welche das Wort zu führen bisher allein Lust oder Mittel gehabt hatten. Denn die Einen von diesen hatten, statt Ehrfurcht, statt Vertrauen und Liebe, nur Haß und Hohn gepredigt; die Andern, statt weises Be-

achten vorhandener Mängel, Mißtrauen und Argwohn ernährt; Beide, statt Frieden, Unfrieden befördert, und mit ganz entgegengesetzten Zwecken, aber vereinigten Kräften, die Herzen der Fürsten ihren treuen Unterthanen zu entfremden gearbeitet.

Mancherlei begab sich, was die Furcht der Unbefangenern bestätigen zu wollen drohte. Die Freiheit der Presse ward in verschiedenen Ländern durch fürstliche Befehle auf verschiedene Weise noch enger begrenzt. — Die Ständeversammlung des Großherzogthums Baden ward jählings, und mitten im Gange ihrer öffentlichen Verhandlungen, durch ein Gebot des Landesherrn unterbrochen und vertagt. — Im deutschen Norden wurden die Turnplätze der Schulen geschlossen. — Von dort aus wurden strenge und weitverbreitete Nachforschungen veranstaltet, um mit Grund zu erkennen, ob die Mordentwürfe Sands und Lönings, ob die Regungen in einigen Rheingegenden, ob die Pöbellärmen gegen die Juden, ob so manche andere verdächtig gewordene Erscheinungen vielleicht Wirkungen eines geheimen, schwärmerischen Bundes, einer verbrecherischen Verschwörung wider die Thronen und bestehenden Ordnungen der Staaten seien? — Man hörte von vielen Verhaftungen, Hausdurchsuchungen, Verhören und Freilassungen; von Wegnahme der Papiere,

und wie selbst argloser, vertraulicher Briefwechsel zwischen Aeltern und Kindern, Schwestern und Brüdern, Freunden und Freundinnen von den Polizeibehörden durchspäht wurde, um die Spur eines Pfades zu entdecken, der in das Geheimniß hineinleiten könne. Uebermäßiger Diensteifer mancher Beamten und Angestellten mochte weiter schreiten, als die Fürsten mildern Sinnes wußten und wollten. Vielfach mochte damit das Zartgefühl und der Rechtsinn verwundet werden, welcher bisher den Deutschen vorzugsweise heilig gewesen war. Mancher Schuldlose fühlte sich gekränkt. Eine schmerzliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich durch einen großen Theil Deutschlands. Die Klage, welche sich nicht mehr öffentlich laut zu machen wagte, ging rückwärts von Mund zu Mund in die Tiefen des Volks, und rührte oder schreckte selbst die, welche bisher an allem Geschehenen nur oberflächlich Antheil genommen hatten. Mit Bestürzung wurden andere deutsche Völkerschaften gewahr, daß jene Verfügungen selbst auf sie einwirkten, die doch zufrieden unter ihren Landesherren, unter ihren neuen Verfassungen und verbesserten Gesetzgebungen gewohnt hatten. Und sie, die Wohlvergnügten, nun ohne eigenes Veranlassen wie Mißvergnügte behandelt, zitterten für Dasein und Dauer der edeln

Kleinodien, welche ihnen durch die Vaterhuld ihrer Fürsten kaum erst gewährt worden waren.

21.

Verschiedene Ansichten über die Mittel zur Bewahrung des Volksfriedens.

Allerdings mußte in diesen Augenblicken denen, welchen Ehrfurcht vor den Thronen, gesetzliche Ordnung, Ruhe und Freiheit heilig waren, die Lösung der Aufgabe wichtig werden: Was zu thun sei, um Deutschlands gefährdeten innern Frieden sicher zu stellen? Die Urtheile über die zweckgemäßesten Mittel aber trennten sich an den Höfen und unter den einsichtvollsten Staatsmännern eben so sehr, wie im Volk.

Darüber waren alle Unbefangene einig, daß nach solchen mannichfaltigen und betrübenden Vorgängen entscheidende Maßregeln ergriffen werden müßten, allgemeineres Unglück zu verhüten; ferner, daß es durchaus nicht die große Masse des Volks sei, welche Staatsumwälzungen drohe oder wolle, sondern eine im Verhältniß zu zwanzig bis vierzig Millionen Menschen äusserst geringe Menge von Einzelnen, Zerstreutumherlebenden, welche sich zu überspannten Wünschen und voreiligen Hoffnungen, durch ein Traumbild von Größe, Kraft und Bestimmung deutscher Nation habe begeistern lassen.

„Aber eben diese sind es," sprachen die Einen, „eben diese sind es, welche in ihrer Schwärmerei für das, was die Völkerschaften heute selbst noch verabscheuen, durch fortgesetztes Anregen nach und nach stimmen werden. Die Masse des Volks ist ein zwar träger, aber doch beweglicher Ozean, welcher lange durch Winde nur oberflächlich gekräuselt, allmälig aber vom fortdauernden Sturm und dem schwankenden Gewichte seiner eigenen Wogenlast tiefer bewegt wird. Schwer ist er zu beruhigen, sind einmal die Grundwellen aufgerührt. Wer erinnert sich nicht noch jener Ruhe des französischen Volks vor dem Jahre 1788? Mit wie fast abgöttischer Liebe hing es damals noch an seinem Könige! Wie geringfügig war damals im Verhältniß zur Nation die Partei der einzelnen Schwärmer, welche unter dem monarchischen Zepter der Borbonen von Freiheit, Gleichheit und Republik träumten! Und doch war es eben diese kleine Partei, welche nach und nach so viele Millionen Seelen in schreckenvolle Gährung versetzte. Wer hätte jemals im Jahre 1788 zu vermuthen gewagt, daß dasselbe Volk vier Jahre später den König, welchen es angebetet hatte, mit Freudengeschrei zum Blutgerüste schleppen würde?

„Deswegen muß man weniger auf die geringe Anzahl von Genossen einer politischen Partei, als vielmehr auf die Verwegenheit ihrer Entwürfe,

und auf das Verderbenschwere ihrer Grundsätze, so wie auf die Wege und Mittel achten, mit welchen sie ihre Ziele beliebt zu machen trachtet, zumal wenn die Natur Empfänglichkeit dafür äussert.

„Bergen wir uns aber nicht, daß die deutschen Völkerschaften wirklich in einem ungewöhnlich reizbaren Zustande sind. Dieser ist schlechterdings nicht die Folge von Bedrückungen durch ihre Fürsten, oder vom Uebermuthe des Adels, oder von Verschlechterung öffentlicher Einrichtungen, oder von Härte der Gesetzgebungen. Denn, mit Ausnahme jener Länder, welche ihre Verfassungen abänderten, sind in den übrigen noch alle jene Ordnungen unversehrt vorhanden, welche vor den Napoleonischen Kriegen bestanden, und unter denen sich Alles so lange glücklich gefühlt hat. Ja, Vieles sogar ist hier seitdem, was in Sache und Form hart schien, theils durch die Landesherren selbst, theils durch den edlern Ton gemildert worden, welchen eine feinere Bildung der verschiedenen Stände unvermerkt herbeiführte.

„Aber die maßlosen Anstrengungen, zu welchen die Deutschen unter dem Bayonett fremder Sieger getrieben worden waren, dann diejenigen, welche sie in Bekämpfung des allgemeinen Feindes machten, haben das Volk bis ins Innerste erschüttert, und man könnte sagen, eine fieberhafte Empfindlichkeit hervorgebracht. Alles Wundgewordene,

welches in jenen frühern Aengsten, und späterhin in dem Ausbruche verzweiflungsvollen Zorns, kaum bemerkt ward, schmerzt nun erst, in dem Augenblicke, da der lange vermißte Friede wieder besteht, und man auf vollesten Genuß von dessen Seligkeit gezählt hatte. Noch sind aber immer die Schatzkammern leer, die Staatsschulden ungetilgt, die Gewerbe und Handelsverkehre zerrüttet, die Lücken jedes häuslichen Vermögens unausgefüllt. Darum klagt der Unmuth — wer ist grausam genug, es ihm zu verargen? — Er sehnt sich nach Besserm in ungewissen Richtungen umher; er forscht und horcht nach Rath. In dieser Bewegung ertönen ihm die wilden Stimmen jener Einzelnen, welche alle Uebel des Lebens, alles fortdauernde Leiden der Unterthanen ein Werk der Fürsten, oder der Selbstsucht der höhern Stände nennen, welche allfällige Fehler derselben mit den grellsten Farben malen, um Verachtung oder Haß zu zeugen; oder von Volksrechten, von freien Verfassungen reden, um die Unterthanen mit dem Gedanken zu entflammen, Selbsthilfe auf Kosten bisher geehrt gewesener Staatsordnungen und fremder Rechte zu schaffen.

„Darum ist die Partei jener Einzelnen, welche mit Wort und Schrift gegen die Grundsätze monarchischer Staatseinrichtungen offenen Krieg anheben will, keineswegs länger als unbedeutsam anzusehen. Ihre Reden finden nur allzubereitwillige Ohren,

und um so gläubigern Beifall, je weniger die Menge eigenen Urtheils und Prüfens fähig ist, oder je unbehaglicher ihr der wirkliche Zustand der Dinge für den Augenblick sein mag. Die Volksmenge glaubt in denen, die reizende Vorspiegelungen und freveln Rath bringen, nur ehrliche Fürsprecher und Freunde zu erkennen, weil sie Männer unter denselben erblickt, welche bisher, als Lehrer oder als Schriftsteller, allgemeine Achtung genossen haben.

„Eben diese, welche — ja, man kann es zugeben — nicht so sehr aus unredlichen Absichten, als vielmehr aus einer durch Unkunde der wirklichen Verhältnisse entstandenen Selbstverblendung fehlen, haben gerade durch ihre ausgezeichneten Geistesgaben, durch die Macht ihrer Beredsamkeit, mit der sie ohne Mühe den Schein in Wahrheit, die Wahrheit in Schein verwandeln, gewaltigern Einfluß, als jeder Andere. Und was noch mehr ist, unsere arglosen Fürsten selbst gaben ihnen auf dem Wiener Kongresse durch den dreizehnten Artikel der Bundesverfassung eine Waffe in die Hand, welche sie nur allzugeschickt zu führen wußten. Es war doch wohl vorauszusehen, daß nicht Gelehrte und Schriftsteller, daß nicht einzelne Unterthanen, daß nicht das Volk in Masse, sondern die Souveräne allein Ausleger der Worte sein konnten, die sie ausgesprochen hatten: „In allen Bundesstaa-

ten wird eine landständische Verfassung statt finden.“ Während der Artikel jedem Souverän freien Spielraum ließ, eine Verfassung nach den Bedürfnissen seines Staates zu bilden, beschränkten ihm jene Volksredner eigenmächtig diese billige Freiheit; wurden sie, geleitet von ihren Lieblingsideen, eigenmächtige Ausleger jener Worte, und machten sie in der leichtgläubigen Menge Erwartungen laut, welche nie, oder nur mit Zerstörung alles vorhandenen Gutes und Glücks, erfüllbar sind.

„Sollen deswegen die Fürsten, sollen deren Staatsdiener dem Ungestüm jener falschen Erwartungen nun den ganzen Werth ihrer bessern Ueberzeugungen, ihrer vielseitigern Erfahrungen ruhig hinopfern? Sollen sie sich vom Getöse jener Dränger schrecken und auf einen andern Weg hinschüchtern lassen, den sie für den Weg des Unheils erkennen? Ja, kann es in diesem Augenblick mit der Wohlfahrt der Völker und mit der Ehre der Monarchen bestehen, daß die Regierungen nachgiebige Schwäche vor dem Toben einer lärmenmachenden Partei zeigen? Wird nicht, auch was jene ihren Unterthanen mit freudigstem Willen geben möchten, jetzt Vielen viel zu wenig, Allen aber werthlos dünken, weil es nicht freiwillig, sondern abgetrotzt geworden zu sein scheint? Wird der gährende Mißmuth sich begnügen, oder wird er, wenn [illegible] Charakter vor der Ehre und Majestät

des Throns gewichen ist, weiter schreiten? Welches ist wahrscheinlicher? Und wo zuletzt wird er still stehen?

„Daher muß erst jene Partei mit Ernst zum Stillschweigen gebracht werden, damit die Fürsten freihandelnd dastehen, und ihre Gewährungen dem Volke nicht das verächtliche Ansehen einer Nothgabe haben. Es muß den Demagogen die gemißbrauchte Buchdruckerpresse, und auf der Lehrkanzel die Willkühr genommen werden, gegen Thron und Gesetz zu predigen, deren Heiligkeit sie schirmen sollten. Denn eben Buchdruckerpresse und Lehrkanzel, diese weit- und tiefwirkendsten aller menschlichen Werkzeuge, sind ihre Werkzeuge geworden; dadurch beginnen sie, die Gegenwart zu beherrschen, den Ton des Tages zu stimmen, und bemeistern sie sich der Zukunft. Denn das bildsame Gemüth der Jugend geht mit den verführerischen Grundsätzen von ihnen ins Leben hinaus, und sucht ihren Phantomen irgend etwas Entsprechendes zu gestalten. Denket euch dereinst die heut erzogenen, oft zu den wildesten Wagstücken entflammten Jünglinge als Richter, als Vorsteher, als obere Beamten unsers Volkes, an der Spitze der öffentlichen Verwaltungen, der Heerschaaren, der Kirchen und Schulen! Welcher Zukunft hat sich Deutschland zu gewärtigen?

„Wir wollen zugeben, es bestehe keine verbrecherische Verschwörung; aber wer [illegible]

einer stürmischen, weitverbreiteten Meinungsgenossenschaft hinweg? Um wie weniger furchtbar sie scheint, weil sie sich ohne Scheu bekennt, um so furchtbarer ist sie in der That. Wir wollen zugeben, daß sie keinen gewaltsamen Aufruhr und Umsturz der Dinge will, weil sie Zeit und Gelegenheit nicht reif genug findet; aber die Handlungen der Lönings und Sands, mit Vernichtung aller menschlichschönen Gefühle und aller Begriffe von Sittlichkeit, Tugend und Recht, und der denselben gezollte Beifall, zeigen: wessen Geistes sie sei, und daß ihr Bestreben auf Vorbereitung künftiger Staatsumwälzungen gerichtet stehe. Es bedarf keines finstern Bundes, keiner Verschwörungen unter ihnen, um ihre Eintracht und Einheit zu bewirken. Sie sind Eins durch Ansichten und Grundsätze. Daher müssen die, welchen die Wohlfahrt und öffentliche Ruhe der Nationen anvertrautes Heiligthum ist, Eins werden in ihrem festen Willen. Nur die allgemeinsten, die einträchtigsten Maßregeln können noch die Ehre der Fürsten, die Rechte aller Volksklassen, die Wohlfahrt von Deutschlands Zukunft retten.

„Man lasse die Wissenschaften in unbeschränkter Kraft blühen; sie sind Hebel des öffentlichen Wohlstandes und des Staatenruhms. Aber wehret der politischen Freigeisterei; sie ist der Ruhe der Nationen und ihrer Sittlichkeit so furchtbar, wie religiöse Freigeisterei der Seelenruhe. Man

gebe Landstände; sie sind urdeutsche Stiftung; aber man gebe ihnen ihre ursprüngliche Bedeutung zurück, daß sie eben so sehr die Rechtsame des Throns, wie der Provinzen, Städte und Dorfschaften verwahren helfen, statt alle umwälzerisch zu vermengen. Jene republikanischen Volksvertretungen, jene Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche man anpreisen will, unterhalten weniger die Freiheit, als die Gährung der Staaten. Sie sind auf deutschem Boden fremdes Gewächs, und Niemand kann voraussagen, welche Veränderung der Genuß von dessen Früchten in der Natur deutscher Nation erzeugen werde."

So ward von denen geurtheilt, welche aus Gewohnheit und Liebe des Altbestandenen, oder aus eigennütziger Selbstsucht, allen Aenderungen gesellschaftlicher Ordnung entgegen strebten, selbst denjenigen, welche das schreiendste Bedürfniß der Zeit rief.

Andere aber sprachen: „Sehet euch vor in dem, was ihr zu thun beginnet! Es wird heut großes Spiel gespielt, in welchem der verliert, welcher, statt mit ruhiger Besonnenheit, mit Leidenschaftlichkeit geht und wagt. Auch geheime Kabinetspolitik und diplomatische Taktik verfangen hier nichts. Man hat es nicht als Staat gegen einen fremden Staat, sondern mit sich selbst zu thun. Vom Volk muß die Rede sein, nicht von der Partei links und rechts. Die wilde Un-

gefährlichkeit demokratischer Schwärmerei und die Schlauheit des aristokratischen Stolzes sind die Scylla und Charybdis der Fürsten. Wer sich von der einen zu sehr abwendet, scheitert unausbleiblich an der andern.

„Gewiß nicht die Völkerschaften träumen und sprechen von gewaltsamen Staatsumwälzungen und spiegeln den Fürsten Schreckbilder vor, sondern die ersten Redner der Parteien. Unsere Völker sind ruhig. Es ist noch zu allem Guten die gute Zeit vorhanden, wenn man das Gute redlich will. Schon der oberflächlichste Blick auf Deutschland, wenn man nicht schlechterdings Gespenster sehen will, belehrt Jeden, daß hier von keiner gewaltsamen Revolution die Rede sein, und daß noch weniger Deutschland im Jahre 1819 mit Frankreich im Jahre 1789 verglichen werden könne. Frankreich war damals, wie jetzt, ein einiger Staat, und die Bewegungen der Hauptstadt zuckten unmittelbar, wie vom Herzen durch den Körper des ganzen Reiches, weil Alles einerlei Interesse hatte. In Deutschland hingegen steht nicht etwa ein einziges Staatsganzes; sondern es sind vielfache, von einander unabhängige Staaten vorhanden, mit verschiedenen Interessen ausgestattet. Was den Einen quält, thut dem Andern nicht wehe. Jeder will sein eigenthümliches Leben behaupten; und jede dieser Völkerschaften hält an ihr

angestammtes Fürstenhaus, unbekümmert um die übrigen. Daher ist keine allgemeine Umstürzung der Dinge auch nur gedenkbar, so lange die Fürsten nicht selbst allen Völkerschaften einerlei Interesse aufzwingen. Theilweise meuterische Bewegungen können nie furchtbar werden, weil einzelne Staaten viel zu schwach sind, in umwälzerischer Verwirrung allen übrigen Widerstand zu leisten; weil diese übrigen immer bereit in Waffen stehen, jeden ersten Aufruhr zu dämpfen; weil Frankreich und Rußland von zwei Seiten, mit einerlei Interesse, jedes empörerische Schwert in der Scheide zurückhalten.

„Wahr ist es, deutsche Völkerschaften befinden sich gegenwärtig in einem fieberhaften, gereizten Zustande. Aber man unterscheide doch wohl: nicht alle. Süddeutschland ist ruhig; ist im Genuß seiner freisinnigern Staatsordnungen zufrieden. Man ist es überall, wo dieselben Wohlthaten wirkten. Warum will man strenge Maßregeln gegen Zufriedene ergreifen? Mit Härte gegen Schuldlose verfahren, heißt sie muthwillig erbittern, und allen Werth dessen wieder vernichten, was ihnen vorher gegeben ward, und was sie dafür geworden sind. Man ehre die Tugend der Völker durch Anerkennung, und handle gerecht, um Gerechtigkeit von ihnen erwarten zu können.

„Wahr ist es, die Nation ist in einem gereizten Zustande. Aber man unterscheide wohl! Dieser Zustand ist nicht bloßer Erfolg der vorangegangenen physischen Leiden, sondern auch der emporgestiegenen geistigen Bildung. Fruchtbare Jahrgänge, neuer Aufschwung des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels, begünstigt durch zweckmäßiges Einschreiten der Regierungen, und die Zeit selbst, können und werden endlich alle Wunden der letzten Unfälle und Kriege vernarben. Allein die Forderungen, welche die höhere, geistige Stufe der Nation macht, lassen sich nicht mit Brod beschwichtigen; werden nicht von der Zeit gestillt, sondern durch die Zeit selbst heftiger; sie werden es, wenn Verfassungen und Gesetzgebungen, für ein früheres, ganz anderes, noch unmündigeres Geschlecht erfunden, nicht dem neuen Geschlechte entsprechender gebildet werden. Dem Jüngling wird das vormals bequeme Knabenkleid zur Folter. Niemand verlangt Unnatürliches, sondern ganz Natürliches; jeder nur Anerkennung dessen, was er wirklich jetzt ist; der gesunde Menschenverstand bloße Achtung für den gesunden Menschenverstand; der Unterthan der Monarchie nur keine Aristokratie, sondern einen Monarchen, dem er sich unmittelbar nahen kann, das heißt, ohne einen Mittelsmann für sich reden lassen zu müssen, den er

nicht kennt, und der noch weniger ihn kennt; der freie Bauer verlangt bloß, nicht mehr für ein leibeigenes Lastthier der Uebrigen gehalten zu werden; der Bürger begehrt lediglich für seine höhern Einsichten und feinern Sitten und bei seinen vermehrten Glücksumständen, im Staate und vom Staate diejenige Achtung, welche eben dieser Ursachen wegen vor Zeiten Andern ausschließlich erwiesen wurde; der Bürger des Staats will nur Staatsbürger sein, und die Landeskinder mögten nur ein Vaterland haben im vollen Sinne des Wortes, das heißt, möchten nicht, neben Schooskindern, als Stiefkinder des gemeinsamen Landesvaters gelten. Man verlangt darum dafür aber keine republikanische Verfassungen, keine Umwälzungen, keine Verschmelzung des gesammten deutschen Landes. Diese Hirngespinnste überläßt das Volk denen, welche daran spinnen mögen.

„Wahr ist's, die Parteien stifteten Unheil. Es ist in ihnen keine ruhige, besonnene Ansicht der Dinge, sondern leidenschaftliche Verfinsterung ihres Gemüthes. Der Zorn vertritt ihnen die Stelle des Grundsatzes; die Einbildung die Stelle der Vernunft. Sie sehen im menschlichen Geschlecht Engel oder Teufel. Sie kennen und berechnen die Macht der Gegenwart nicht, und glauben Alles ausführbar, was sie wünschen. Es ist

recht, daß demokratischen, aber auch aristokratischen Unfugen und Umtrieben Schranken gesetzt werden. Allein man hüte sich, das ganze Volk zu schlagen, um den Einzelnen zu treffen, hüte sich, den Schuldlosen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte sich vor dem Wahne, man habe durch Maßregeln gegen die Parteien auch die Bedürfnisse des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr redet, auch Keiner mehr fühle und denke.

„Wahr ist es, das Volk horcht nur gern auf jene, von welchen es sich vertheidigt hört, weil es fürchtet, daß sonst Niemand für das Volk spreche. Man befriedige die gegründeten und bescheidenen Wünsche der Nation, und die Volksmasse zieht sich von selbst von den bisherigen Sprechern ab. Diese werden allein stehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt; sie werden endlich mit vornehmem Achselzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das sie nicht verstehe, den klügsten Theil ergreifen, nämlich schweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche schon die Sehnsucht des Volks erfüllt haben.

„Verachtet man aber stolz diese Sehnsucht und verfährt man mit Strenge gegen nur eine der Parteien, so wird das Volk in seinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Gesin-

nungen nicht billigen mag, sich selbst mißhandelt fühlen; es wird in diesen nicht Strafbare, sondern Märtirer erblicken; es wird diejenigen vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen alles wachsen lassen, was von oben her kömmt.

„Denn es ist hier nicht um Gewerbs- und Brodsachen, sondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menschen in zivilisirten Staaten zu thun. Man konnte einst Huß und Savonarola verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schriftstellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage spricht mit desto lebendigerer Stimme abwärts ins Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen sind schon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volk nichts mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es wird dunkel zwischen ihnen und den Unterthanen; sie erfahren, was sich in diesen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einseitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falsch oder zu spät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorschreiben, was sie lehren und nicht lehren sollen; aber nicht vorschreiben, mit welcher Stimme, mit wel-

chem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erschüttert, als der beredteste Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche schon andere Ueberzeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen ohne Grund oder aus Selbstsucht gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn beim still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ist's nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in welchem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wühle?

„Wie genügsam Deutschlands Völker noch sind, beweiset die Zufriedenheit derer, welchen die Vaterliebe der Fürsten gewährte, was das Nationalbedürfniß erheischte. Das Bedürfniß des Volks ist allezeit das dringendste Bedürfniß der Regierung. Deutschlands Regenten erkannten dies immer, und werden es sich, Gott gebe es! durch kein Blendwerk der wider einander erhitzten Parteien verdunkeln lassen. So trug Preussens Bevollmächtigter schon beim Kon-

greß zu Wien mit edelm Nachdruck darauf an (Februar 1815): daß alle Stände deutscher Staaten das Recht haben müßten, allgemeine Gesetze für die Staatsbürger mit zu berathen, in die Aufstellung neuer oder Erhöhung alter Steuern zu willigen, und über Verwaltungsmißbräuche Klage zu führen; auch, wofern man nicht die alten Landstände beibehalten, sondern neue einrichten wolle, Grundsatz sein müsse, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen.

„Es sei daher gewiß das Streben der einen Partei, die Fürsten an dem zu hindern, was ihren Völkern Frieden bringt, eben so eitel, als die Furcht der Andern, daß das Gerechte unerfüllt bleibe. Der stürmischen Wortführer Ungestüm, die aus demselben entsprungenen Unfugen und Besorgnisse könnten allenfalls nur Verspätung dessen bewirken, was gethan zu werden beschlossen stand.“

So sprachen die Gemäßigten der andern Seite.

22.

Der Karlsbader Kongreß. Die ständische Verfassung des Königreichs Würtemberg. Schluß.

In beiderlei Urtheilen lagen allerdings von den Verhältnissen der Zeit begründete Wahrheiten. Allein es konnte ohne Mühe vorausgesehen wer-

den, daß die deutschen Landesherren sich nicht einseitig durch jene Aeusserungen bestimmen lassen würden. Ihnen lag vor allen Dingen ob, dem Toben der Parteien Stille zu gebieten, die gefährdete öffentliche Sicherheit zu schirmen, den Geist der Schwärmerei und Leidenschaft von schweren Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zurückzuschrecken, und alles im festen Geleise des Rechts zu erhalten, ohne welches frevelhafte Willkühr an die Tagesordnung kommen muß, und selbst die gutgemeinte That sich zum Verbrechen verirren kann.

Es traten die Gesandten aller selbherrlichen Stände des deutschen Bundes zu Karlsbad in Berathung (August 1819).

Während hier große Maßregeln zur Rettung des innern Friedens der Nation verabredet wurden, vollendete Würtemberg das Friedenswerk selbst bei sich durch Aufstellung einer Grundverfassung seines Reichs (25. Sept. 1819), und bestimmte darin mit freisinniger, würdiger Haltung die Verhältnisse des Fürsten, des Volks und der stellvertretenden Stände. Die alten vertrags- und gesetzmäßigen Rechte und Freiheiten der Stammlande, wie der neuerworbenen Provinzen, versöhnten sich unter Anerkennung der Forderungen des Zeitalters in einem neuen freiwilligen Vertrage. Er konnte als Muster einer recht- und zeitgemäßen Entwickelung des öffentlichen

Rechtszustandes gelten. Beinahe anderthalb Millionen entzückter Unterthanen, deren Wünsche in Erfüllung gegangen waren, segneten ihren König. Aber auch war es König Wilhelm von Würtemberg gewesen, welcher, alle Klassen seines Volks mit gleicher Liebe umfassend, einer jeden Recht und Freiheit ehrend, aus seinem Geiste die Grundzüge zur neuen Schöpfung gegeben hatte. Beneidenswürdiger Fürst, der im Drang der Zitereignisse königlichen Gleichmuth, im feindseligen Widereinanderstürmen zahlloser Meinungen Gerechtigkeit und Mäßigung behauptete, Freudenthränen aller Parteien ärntete, und einer unsterblichen Liebe der Nachwelt gewiß ist!

Gleichzeitig aber erschienen, als Wirkung der Karlsbader Uebereinkunft, die merkwürdigen Beschlüsse des Bundestages (20. Sept. 1819), kraft welcher Deutschlands selbherrliche Stände einmüthig eine nähere Bestimmung vom dreizehnten Artikel des Bundesvertrags, die ständischen Verfassungen betreffend, feststellten, — desgleichen eine vorläufige Vollziehungsordnung der Bundesbeschlüsse zur Erhaltung der innern Sicherheit, — ferner eine strengere Beaufsichtigung der öffentlichen und besondern Lehrvorträge an den Hochschulen, so wie des Lebens der Jugend an denselben, — nicht minder verschärfte Maß-

regeln gegen Mißbrauch der Preßfreiheit in gesammten Staaten des Bundes, — und die Thätigkeit einer Bundesbehörde in Mainz zur Untersuchung der in mehrern deutschen Ländern vorhanden sein sollenden staatsumwälzerischen und volksaufwieglerischen Umtriebe.

Der Eindruck dieser Verfügungen auf den Geist der Parteien, auf das Gemüth der Nation, auf die Gesinnung des Auslandes war groß. Ihre Wirkungen wird die Zeit offenbaren. Der Geschichtschreiber darf sich über Erscheinungen der Gegenwart keines Urtheils vermessen, ohne seine Stellung mit der sehr trüglichen eines Propheten zu verwechseln.

Doch schon der einfache Ueberblick der Begebenheiten des letzten halben Jahrhunderts, den ich hier gegeben, — und der Blick auf die sich nie verläugnende Treue und Rechtlichkeit deutscher Nation, so wie der Herzensgüte und Weisheit ihrer Fürsten, flößen jedem unbefangenen Sinn Hoffnung ein. Das Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Gerechtigkeit und Mäßigung Aller gegen Alle; nicht so früh, als die Ungeduld will, nicht so spät, als der Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Natur es gebeut, dem Niemand gebeut!

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's ausgewählte historische Schriften in sechzehn Theilen

Bd.: 3

1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB L 141(2/3#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420374-6